This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GEORG GIRTH

WEGE zur FREIHEIT

E 25/6 09

S666

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

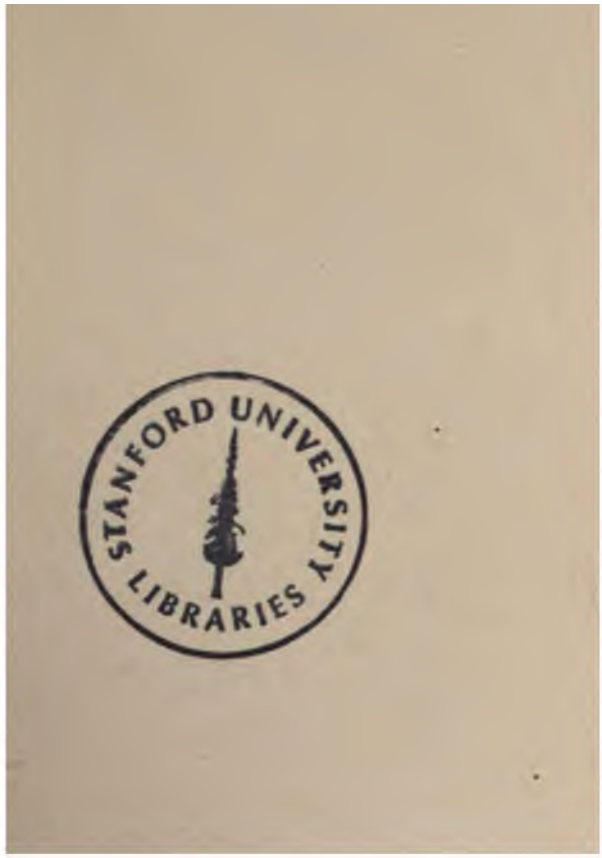
Wege zur Freiheit

Von

Georg Hirth

SAMMLUNG HERM. FINK

Verlag der Münchner „Jugend"
1903


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Seite

Otto Eckmann † 209
Der Marcusturm 211
Entropie der Keimsysteme 214
Das Gehirn unserer lieben Schwestern 275
Faustrecht oder — Gretchenrecht? 280
Wir Feministen! 286
Deutsche Frauenfrage 292
Die erste Schulmappe. Eine hirnphysiologische Betrachtung . . 295
Das Seelenbuch des Kindes. Brief an eine junge Mutter . . 303
Ludwig der Einsame 306
Prinzregent Luitpold von Bayern. (Rede beim Festessen der Münchner literarischen Vereinigungen am 10. März 1901) . . 326
Reichsgesetzliche Regelung der Schichtzeit. Ein Vorschlag zur Lösung der Bergwerkkrisis 332
Ueber Preßfreiheit. (Begrüßungsrede beim Festessen des allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentages im alten Rathaussaale zu München am 9. Juli 1893) . . 336
Ueber Beamtengrobheit 341
Das deutsche Volk und sein Kaiser 346
Kaiserlich deutsche Republik 353
Zu Münchens Bismarckfeier 357
Was werden Reichstag und Bundesrat zur Ehrung des Altreichskanzlers thun? 360
Der ewige Michel 363
Deutsche Kraftentfaltung 370
Burenlehren 373
Burenblut und Britenblut 377
Gelber Weltschmerz 380
Gefährliches Fallobst 384
Rom und das Deutsche 388
Ein Reservatrecht in Gefahr! 392

Seite

Gutenberg und Schwarz 394
Zentrum, Flaggenknopf und Metazentrum — wie reimt sich das zusammen? 396
Falsche Karten 398
Sollen wir sie hereinlassen? 401
Pfähle im Fleisch 406
Ultramontane Embryologie 409
Schwarzer Pfaff und blonder Snob 412
Wer Andern lügt, belügt sich selbst 416
Bonn-Aventura- Malaventura 418
Error comicus 420
Germania auf Reisen 422
Die gute Stube 425
Patriotismus und Satire 432
Hermann der Nichtcheruskr 436
Parlamentarismus und Hygiene 438
Rudyard Kiplings Seeräuber-Größenwahn 440
Einwirkung der Lichtelektrizität auf kleinste Lebewesen 443
Das Zeiß'sche Relief-Standfernrohr 447
Die plastischen Spiegelungen 451
Der Sausewahn 466
Die Idealisierung der Sinne 468
Psychologie des Draga-Dramas 473
Das Klettergerüst 475
Ueber materielle Systeme 477
Kommandierender General oder Soldat 2. Klasse? 484
Der „Wille zur Jugend" 487
Gebet und Freiheit 489
Aphorismen 491
Der Rechte höchstes ist die Pflicht 491 — Die Gesundheit 491 — Die Liebe bei stärksten Geistern 491 — Der Wert eines gesunden und kräftigen Leibes 492 — Erfahrungen und Nachsicht 492 — Die sogenannten

Seite

Friedensfreunde 492 — Der älteste Vogel 494 — Der bayrische Kultusminister und der Einjährig-freiwillige Rosenthal 495 — Boxerbund und Goethebund 496 — Die Ernennung eines deutschen Generalissimus in China 497 — Entwurf eines internationalen Vertrags zum Schutze der Anarchisten 497 — Saure Gurken 498 — Der eigentliche Kaiser der Deutschen nach Dr. Sigl 499. — Nichtswürdig ist die Nation u. s. w. 500. — Die mecklenburgischen Lehrer 500 — Les Tschèques au XIX siècle 501 — Nun laß uns Sühne trinken 502 — Haust du meinen Juden u. s. w. 502 — Goethepfaffentum der Grenzboten 503 — Max Pettenkofer † 504 — Inschrift an einem badischen Offizierskasino 505 — Der schöne Karl 506 — Wie viele deutsche Männer! 506 — Zolltarifliches 507 — Gedanken nicht mehr zollfrei 508 — Bedauerliche Indiskretion 508 — Der Heuchelmord, oder der Mensch als Untertier 508 — Schamhaftes aus dem Muckerthal 509 — Eine moderne Neubearbeitung von Faust und Gretchen 510 — Ueberwinde das Weib 511 — Aus dem Eunuchenwinkel 511 — Herr von Lobenhoffer 512 — Das Gebet König Eduards 512 — Die Adeligsten und die Alleredelsten der Nation 513 — Die Begeisterung der Dummen 514 — Dilettantismus in der hohen Politik 515 — Deutsche Kleinstaaterei 515 — Czechische Begriffspantscherei 515 — Es wird nichts kurz und klein geschlagen 516 — Schörs, Mäuse und eidlich erhärteter Pfannkuchen 517 — Reaktionäre Bauchtänze 518 — Lehrer lehre, — rede nicht! 519 — Sezessionslyrik 520 — Kabeltelegramm 522 — Im Sumpf 522 — Wilhelm Raabe ins Stammbuch 522 — Es werde Licht 523 — Reichsbauchweh in Sicht? 524 — Die angeblichen Sünden des Jugendstils 524 — Jungferntratz — Pfaffenhatz 525 — Zum fliegenden Gerichtsstand 525 — Der moralische Schwachsinn des Weibes 525 — Wir bleiben wir 526 — Lieber Bernhard 527 — Streckverse an die Unersättlichen 528 — Gesegnete Umstände 529 — Seid furchtbar, aber mehret euch nicht 529 — Jawohl Gehirnerweichung 530 — Ach, wie kurz ist dieses Leben 531 — Liberales und klerikales Christentum 532 — Seid milde! 532 — Ein Hoch dem Prinzregenten! 533 — Die Zensur — eine verlogene Sache 533 — Einer Tochter ins Stammbuch 535 — Pfaffenlose Religion 535.

Alphabetisches Register 518

Vorwort.

Wir bilden uns ein, in einer Zeit vollkommener Aufklärung zu leben, und wir glauben wohl, daß diese Aufklärung nicht nur Jedem leicht zugänglich sei, sondern sich geradezu wie ein Fluidum auch unbegehrt Jedem mitteile. Nichts ist irriger als diese Meinung. Im Gegenteil, je reicher und verwickelter unsere Beziehungen zur Natur und zu unseren Mitmenschen werden, je mehr Rücksichten wir zu unserer Selbsterhaltung wie aus grundsätzlicher Achtung vor den Interessen Anderer nehmen müssen, desto schwieriger wird es für uns, mit freiem Blicke den rings um uns aufgehäuften Kulturkehricht zu durchdringen. Keinem bleibt es erspart, zu seiner eigenen spezifischen Befreiung sich mit Axt und Baumschere Lichtungen durch das überall wuchernde Gestrüpp zu schaffen. Aber auch der kühnste Roder wird hierbei nur Stückwerk leisten, er wird im besten Falle sich selbst die Freiheit gewinnen, „die er meint" — nichts weiter. Ob sein Thun und Lassen Anderen frommt, Andere freier und somit innerlich glücklicher macht — wer kann das sagen? Denn das scheint mir der eigentliche Prüfstein der wirklichen Freiheit zu sein, daß sie uns über die Jämmerlichkeiten dieses Daseins erhebt.

Indem ich nun es wage, Jedermann, der Lust hat, zum Eintritt in mein Gereuth einzuladen, müßte ich eigentlich eine

Darlegung der Umstände vorausschicken, unter denen ich meine Wege zu meiner Freiheit gefunden habe. Denn wirklich, jedes Einzelnen Freiheitsideal ist ein Ding für sich, das genau so nicht zum zweiten Male zu finden, so wenig wie wir zwei Menschen kennen, deren Gesichter sich auch bei näherer Vergleichung vollkommen ähnlich wären. Es kann daher wohl eintreffen, daß ich in vielen Punkten nicht verstanden oder am Ende gar für „unfrei" gehalten werde, daß Der oder Jener sagt: „Herr Hirth, Eure Freiheit gefällt mir nicht, und die Wege, die Sie eingeschlagen, halte ich für Abwege." Es sollte mir leid thun, namentlich vertrauensvolle Käufer dieses Buches zu enttäuschen, und ich erkläre mich gern bereit, in solchem Falle das Buch, auch wenn es aufgeschnitten, mit Schaden zurückzunehmen.

Trotz der anscheinenden Verworrenheit und Buntscheckigkeit ihrer Zusammenstellung wird der aufmerksame Leser aus den nachfolgenden Aufsätzen doch erkennen, daß meine Wege nicht immer sehr bequeme waren, daß ich namentlich oft weite Strecken zurückkehren mußte, um die richtige Fährte zu finden. Länger, als vielleicht manchem Leser lieb ist, habe ich dann vielleicht an solchen Punkten verweilt, wo sich mir Ausblicke in die Gefilde naturwissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit darzubieten schienen. Denn mit ihrem Geiste muß sich jeder Freiheitsdurstige erfüllen, mag er nun zu dem engeren Kreise der Naturforscher gehören oder nicht. Die einzige Voraussetzung, die er gelten lassen darf, ist diejenige des natürlichen Zusammenhanges aller Geschehnisse; wer in ungeduldigem Aberwitz an irgend einem Punkte menschlicher Erkenntnis andere als naturgesetzliche Vorgänge für möglich hält, der verfällt dem Aberglauben und läuft somit Gefahr, nicht das volle Maß innerer Freiheit zu gewinnen, das ihm sonst beschieden sein würde.

Mancheinem wird es nun wohl als ungereimt erscheinen, daß ein auf dem Standpunkte des vollkommensten Determinismus Stehender überhaupt von „Freiheit" redet. Ich gebe auch zu, daß der Kampf um die Freiheit zum großen Teile ein Glückspiel ist, das aber eben gespielt werden muß, bei dem wir unsere Kräfte nach bestem Ermessen einsetzen müssen, wenn wir für uns und die Menschheit Gewinn machen wollen. Wer das orientalische Kismet, den Glauben an eine unabänderliche Vorausbestimmung aller Schicksale zur Lebensrichtschnur nimmt, der mißbraucht den in ihm wohnenden Funken von Willensfreiheit, um der Faulheit und Verknechtung zum Siege zu verhelfen.

Wenn also auch die Freiheit des Willens im Lichte des Determinismus als eine mindestens sehr fragwürdige Einrichtung unserer Psyche erscheint, und wenn auch bei der Gebrechlichkeit unserer Weisheit all' unsere Zuversicht auf Hoffen und Wähnen beruht, so hindert uns nichts, den Willen zur Freiheit systematisch zu pflegen und durch Suggestion zu stärken. Jeder Einzelne von uns bildet ein sehr reich ausgestattetes materielles System, das, wie alle lebenden Systeme, Energien aus der Umgebung an sich reißt und in Form von funktioneller Thätigkeit wieder abgibt. Nun, damit wir unseren selbsterschaffenen göttlichen Idealen immer näher kommen, feuern wir uns gegenseitig an, den Willen zur Freiheit — zur Freiheit im edelsten Sinne des Wortes — zur Lebensmaxime zu machen. Schon bei der Entfaltung unseres natürlichen „Energiehungers" können wir lernen, alles zu vermeiden, was unsere Freiheit bedrohen kann, vor Allem den Alkohol, der uns nur Scheinenergie zuführt und uns durch die allmähliche Macerierung des Zentralnervensystems die feineren menschlichen Instinkte raubt.

Unermeßlich aber ist der Einfluß der Naturwissenschaften

und Kunst, ehrlicher Geschichtsforschung, guten Beispiels, gerechter Gesetze, sorgsamen Unterrichts, edler Frauen und guter Bücher und Zeitungen auf die Förderung und Erhaltung der menschlichen Freiheit. Auch den Hauptwert des heutigen internationalen Verkehrs erblicke ich nicht bloß in der Vermittelung materieller Güter, sondern noch mehr in der gegenseitigen Hülfe der Völker bei der Erziehung zur Freiheit, auf der alle menschlichen Tugenden beruhen. Ueberblicken wir die unausgesetzten, tausendfältigen Anregungen, die unser modernes Leben in dieser Beziehung gibt, so können wir wirklich sagen, daß trotz aller Vielgestaltigkeit der Kultur aus der subjektiven Anforderungen der Freiheitsgedanke noch niemals so stark war wie gerade jetzt. Daß ich übrigens von einem, das Errungene überschätzenden und den Fortschritt lähmenden Optimismus weit entfernt bin, wolle der geneigte Leser aus der nachfolgenden Abhandlung über „äußere und innere Freiheit" ersehen.

* * *

Bei Erörterungen über die Freiheit des Willens und über den Willen zur Freiheit liegt die Frage nach dem Eingreifen eines persönlichen Gottes und nach der Existenz Gottes überhaupt sehr nahe. Ich finde aber, daß, bevor wir an die öffentliche Kritik des Glaubens an Gott herantreten — einer sehr verantwortungsvollen Aufgabe, da auf diesem Glauben und seinen vermittelnden Autoritäten die offizielle Lebensweisheit fast aller Völker der Erde beruht —, noch sehr viel Positives zu klären ist. Vor allem bedürfen die Fragen des Vitalismus, der natürlichen Bedingungen des Lebens, seines Entstehens und Vergehens der Feststellung. Die Verwirrung und Zielloſigkeit der bisherigen Erörterungen

hat mich veranlaßt, zunächst nach gemeinsamen Merkmalen aller Lebewesen zu suchen, und ich konnte diese nicht finden, ohne auf die chemisch-physikalischen Grundlagen der materiellen Systeme überhaupt einzugehen. Ich fragte mich, ob die Erscheinungen des Stoff- und Energiewechsels in der organischen Welt nicht als komplizierte Fortsetzungen des schon in der anorganischen Welt zu Tage tretenden Systemzwanges anzusehen seien, wie man wohl den unaufhörlichen Aufbau und Verfall materieller Systeme, von den unscheinbarsten chemischen Verbindungen bis zu den kosmischen Systemen, nennen kann. Stoffe und Kräfte sind ewig, ewig ist aber auch ihr Hassen und Lieben, ihr gegenseitiges Anziehen und Abstoßen. Es gibt kein ewiges System, die Altersmüden werden von den Jugendstarken verdrängt, vernichtet; nur das Herüber- und Hinüberfluthen der Stoffe und Kräfte, die Erstarkung und Erschöpfung, der Kampf der Materie um die Energie ist ununterbrochen. Wäre, so sagte ich mir, die Ansicht berechtigt, daß das organisierte Pflanzen- und Tierprotoplasma nur eine sehr labile, durch hochgradigen „Energiehunger" ausgezeichnete chemische Verbindung sei, so wäre schon viel gewonnen.

Um diese, wie man zugeben wird, plausible Annahme für die Vorstellungen von der Entwickelung der Organismen fruchtbar werden zu lassen, bildete ich mir selbständig namentlich folgende Axiome:

A. Das organische System hat die Fähigkeit, aus seiner Umgebung Energien (mit oder ohne Materie) an sich zu reißen (Energiehunger);

B. Jedes lebende System bedarf zu seiner Existenz sowohl als zu seiner Fortpflanzung gewisser energetischer und materieller Gleichgewichtszustände (Entropien);

C. Als Niederschlag des „Energiehungers" geht neben

der morphiſchen eine energetiſche Epigeneſis einher, weil ſtoffliche Anordnungen ohne bewegende Kräfte undenkbar ſind;

D. Es gibt kein ewiges Einzelſyſtem; je größer die Verſchiedenheiten in der ſtofflichen Zuſammenſetzung, in der Struktur und Labilität der Teilſyſteme (Zellen, Gerüſte, Organe ꝛc.) ſind, deſto ſicherer und regelmäßiger muß der Tod erfolgen.

E. Dagegen ermöglicht unter günſtigen Bedingungen die Fortpflanzung infolge der erblichen Entlaſtung eine Art von funktionell aufſteigendem organiſchem perpetuum mobile.

Das erſte meiner Axiome iſt von Ernſt Mach anerkannt und mit an die Spitze der „ganz eigentümlichen Züge des Organiſchen“ geſtellt worden, „für welche ſich in den bisher durchſchauten phyſikaliſchen Erſcheinungen (der lebloſen Natur) keine Analogie darbietet.“[1]) Vielleicht ſollte es heißen „keine vollkommene“ Analogie. Einmal auf dieſe Frage aufmerkſam, wird uns nicht nur die Phyſik, ſondern auch die Chemie, namentlich die ſogenannte „phyſikaliſche“, gewiß mancherlei Intereſſantes mitteilen können; kann man doch m. E. auch die lang andauernde Arbeit der radioaktiven Subſtanzen nur als Echo fortwährender Energieaufnahme anſehen. Es kommt nur auf den Geſichtspunkt an, und man wird auch in der anorganiſchen Welt Analogien genug finden, ja vielleicht beruhen dann die allermeiſten Erſcheinungen des Wärmeumſatzes, des Magnetismus, der ſog. Schwerkraft, der Flächenenergie ꝛc. auf „Energiehunger“. Allerdings iſt der „Energiehunger“ mancher organiſcher Syſteme (Keimzellen!) ein ganz ungeheurer. An die Vertreter des Neovitalismus erlaube ich mir die Frage zu richten, ob es nicht recht einfach wäre, meinen „Energiehunger“ an die Stelle des „Pſychoïds“ und anderer metaphyſiſcher „ide“ zu ſetzen?

[1]) Analyſe der Empfindungen, 3. Auflage (1902), S. 77/78.

Das zweite Axiom hatte ich selbständig längst zu einer vollständigen Entropielehre gestaltet, als ich darauf aufmerksam gemacht wurde, daß Hering 1888 einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Jetzt erfahre ich, daß schon Swedenborg vor anderthalb Jahrhunderten die labilen Gleichgewichtszustände als ein Wesentliches der Organismen hervorgehoben hat.

Mit meinen sonstigen Aufstellungen habe ich bisher weniger Glück gehabt. Dennoch zweifle ich nicht, daß meine Versuche, in alle biologischen Betrachtungen, von den chemisch-physiologischen bis zu den psychologischen, eine streng physikalische Denkweise einzuführen, früher oder später Anerkennung finden werden. Mit meiner Erklärung des plastischen Sehens als eines physiologischen Zwanges (1892) ist dies „stillschweigend" schon geschehen, wenn auch alle seitdem erschienenen Bücher über Optik noch an der alten Helmholtz'schen Theorie festhalten, wonach die aus dem beidäugigen Sehen resultierende „Vorstellung" der dritten Dimension eine geistige Funktion sein soll. Auch meine Lokalisationspsychologie, insbesondere die Lehre von den Merksystemen, hat einige Zustimmung erfahren (Flechsig, Wernicke); aber einen durchgreifenden Einfluß auf die wissenschaftlichen Methoden haben meine Arbeiten noch nicht gewonnen. Die meisten Aerzte und Forscher sehen nicht, wohin ich will — man lese meine notgedrungene Abwehr S. 214 ff.! Wie wenig meine Gedanken in die herrschende Anschauungsweise passen, geht aus einer, übrigens wohlwollenden Kritik meiner „Entropie der Keimsysteme" hervor, die Professor Leo Graetz, der bekannte Mitarbeiter an Winkelmann's Handbuch der Physik, vor einigen Jahren[1]) veröffentlicht hat,

[1]) Beilage zur „Allgem. Ztg." 1900 Nr. 35.

und die ich als Dokument der Unschlüssigkeit auf dem Gebiete der biologischen Grundwahrheiten hier vollständig abdrucke:

„Es ist zum erstenmale, daß ich das Wort Entropie, welches in der Physik einen sehr wichtigen, aber auch sehr schwierigen Begriff bezeichnet, in einem nicht physikalischen Werke finde. Und gar noch Entropie der Keimsysteme, also Entropie belebter Systeme, während es in der Physik schon große Schwierigkeiten macht, die Entropie auch nur einer Salzlösung aufzustellen. Das Staunen über die Kühnheit des Verfassers und die Neugier, wie er sich mit diesem schwierigsten Problem abgefunden hat, war groß. Was beim Durchlesen seines Werkes zuerst auffiel, war allerdings geeignet, jemand, der auf die Reinheit der Schulbegriffe hält, abzuschrecken. Man findet in dem Buch eine „Muskelentropie", „Zahnentropie", man findet eine kaleidoskopische Fülle von „Entropismen", man liest von „entropischer Tektonik" der molekularen Gebilde, man findet als Gegensatz zur Entropie eine Ektropie, kurz, es wird der Begriff Entropie als Ball benutzt, der hin- und hergeworfen wird. Es wäre nicht schwierig, wie der Verfasser selbst in der Einleitung sagt, das Buch deswegen zu verulken, aber es wäre auch ungerecht. Denn erstens zeigen eine Reihe von Erörterungen, daß der Verfasser mit dem rein physikalischen Begriff der Entropie sehr genau vertraut ist und daß er direkt und absichtlich eine Erweiterung dieses Begriffes anstrebt, um die verschiedenen Energieverwandlungen, die das Leben zeigt, gleichmäßig zu behandeln. So würde z. B. die von ihm Ektropie bezeichnete Größe sich mathematisch wohl als Differenz des Maximalwertes und des augenblicklichen Wertes der Entropie eines Systems bezeichnen lassen. Zweitens aber ist überhaupt der Standpunkt des Verfassers ein durchaus richtiger und einwandfreier. Er behauptet — und darin muß ihm jeder Naturforscher recht geben, — daß auch die lebenden Wesen von denselben allgemeinen Gesetzen beherrscht werden wie die unorganisierte Materie, daß alles Geschehen, alle Veränderung in den Keimsystemen auf Umwandlung von Energie beruht und daß diese Energieumwandlung denselben Richtungsgesetzen folgt wie in der unbelebten Materie. Nur daß eben hier, bei der Viel-

gestaltigkeit der Prozesse es häufig den Anschein hat, als ob im Gegenteil die Richtung der Verwandlungen und das Ziel derselben gerade das entgegengesetzte wäre wie in der unbelebten Welt. Daß bei diesem groß angelegten Versuch vieles mehr angedeutet als ausgeführt ist, manches mehr in Bildern als in ausgearbeiteter Schulsprache verdeutlicht wird, nur ein Philister könnte das tadeln. Ich muß im Gegenteil gestehen, daß mir, wie viel ich auch im einzelnen einzuwenden hätte, gerade der flotte, kühne Versuch und die prächtige, bilderreiche Sprache ganz besonderes Vergnügen gemacht haben. Das Bild z. B., mit dem der Verf. das fortdauernde Wachsen der Entropie klar macht, ist einfach köstlich und wird jedem Physiker Freude machen.*) Überhaupt halte ich es für eine sehr nützliche Leistung, treffende Bilder für Naturvorgänge zu erfinden. Denn in Wirklichkeit besteht die ganze philosophische Aufgabe des Naturforschers darin, sich von den Gegenständen der Außenwelt Bilder zu erzeugen, so daß diese Bilder, in ihre Konsequenzen verfolgt, nun auch wieder übereinstimmen mit den Folgen, die die Natur zeigt. Ein gutes, treffendes Bild ist daher oft viel mehr wert als eine schöne komplizierte mathematische Formel. Und seine künstlerische Phantasie erlaubt dem Verfasser, der sich in diese schwierigen, physikalischen und biologischen Fragen hineingedacht hat, eine Reihe von so treffenden Gleichnissen und Bildern zu entwickeln, daß es ihm gelingt, den Leser gefangen zu nehmen und trotz aller Bedenken mitzuschleppen. Alles in allem ein Buch, das zum Nachdenken anregt und dessen Frische sehr wohlthuend wirkt."

Das allergrößte Gewicht lege ich von Freiheitswegen auf den Durchbruch meiner Lehre von der erblichen Entlastung (Seite 106 bis 127), welche man auch als eine ganz direkte Folge und unumgängliche Begleiterscheinung des allen lebenden Systemen innewohnenden Energiehungers auffassen kann. Es ist mir eingewendet worden, daß die Annahme einer besonderen „Funktion der Entlastung" im

*) Vgl. S. 235.

Leben der Zelle und der Organismen überhaupt nichts anderes als eine verschämte Rückkehr zum Vitalismus bedeute. Nun, ob man das bisher noch unaufgeklärte, eigentümliche Zusammenwirken von Energien „Lebenskraft" nennt, oder ob man je nach den sinnfälligen Wirkungsweisen von Funktionen und Eigenschaften spricht, ist doch nicht unwesentlich.

Gewiß darf man sich das, was ich „Entlastung" nenne, nicht als eine vom Leben des Organismus trennbare Thätigkeit vorstellen, etwa wie diejenige des Falzapparates an einer Rotationsdruckmaschine; nicht als ein irgendwann Hinzugefügtes, sondern vielmehr als eine allererste Voraussetzung schon beim Zustandekommen des Protoplasmas. Nur solche Eiweißverbindungen, welchen die Gabe bestimmt gerichteten spezifischen Energiehungers innewohnte, konnten für eine allmählige, mehr konservative als revolutionäre Fortentwicklung in Betracht kommen. Insofern darf man annehmen, daß die chemische Entlastung der zum Zellenbau erforderlichen Stoffe älter ist, als der Organismus. Der Letztere hätte sich gar nicht bilden und fortpflanzen können, wenn nicht schon die Baustoffe den Selbstschutz vor störenden Einflüssen mitgebracht hätten.

Das vorweltliche, nackte Urplasma kennen wir nicht. Schon das niedrigste pflanzliche und tierische Leben trägt heute Spuren von Organisation an sich, überall findet sich nun im Plasma ein Kern; das Protoplasma ist sozusagen „teleologisch geworden." Die Struktur bringt zwar die Vergänglichkeit des einzelnen Systems mit sich, aber sie begünstigt die Fortexistenz und Höherentwickelung der Art. Nur um den Preis des „Einzeltodes" konnten sich erbliche Schutz- und Alarmverbände der Entlastung bilden, wie sie uns in den millionenzelligen höheren Pflanzen- und Lebewesen entgegentreten, und so paradox es auch klingen mag, so wahr

ist es doch: Menschen konnten wir nur werden durch das Hinsterben von Milliarden dunkler Vorfahren! Was in Urzeiten den lose zusammenhängenden Molekülen nur eine sehr primitive, von allen Seiten bedrohte, enzymartige Lebhlichkeit verlieh, das ward durch die Struktur der lebenden Systeme zum organisierten Schutze gegen alles Zellfremde — eine Entwickelung mit fast ebensovielen Schatten- als Lichtseiten, die wir sogar in den gesellschaftlichen und politischen Vereinigungen der Menschen wie mancher Tiere wiedergespiegelt finden.

Durch diese, wie ich glaube, unanfechtbare evolutionistische Erwägung entschwindet aber die Notwendigkeit, ja sogar die Möglichkeit, die von mir behauptete Entlastung als einen „Apparat" im Sinne des Vitalismus oder auch nur der ersonnenen Maschine aufzufassen. Freilich kann man sich Maschinen denken (und es gibt sogar derlei), bei denen durch selbstthätige Vorrichtungen Staub und Unreinlichkeiten aller Art, Fremdkörper und schädigende Energieentwickelungen — ich erinnere nur an die Sicherheitsventile — ferngehalten werden, indessen würde der Vergleich mit solchen Vorrichtungen das Wesen der Zellentlastung kaum illustrieren, da hier offenbar viel tiefer liegende chemische Eigenschaften in Betracht kommen.

Um was handelt es sich eigentlich in allererster Linie bei der Fortexistenz des Lebens? Doch um die Erhaltung von exklusiven Gleichgewichtszuständen. Sind diese — sei es in der Zelle, in größeren Gewebsverbänden oder in den Säften — ernstlich gestört, so haben wir die Krankheit; ihre Aufhebung nennen wir „Tod." Der Tod bedeutet ja in rein chemischer Beziehung nichts anderes, als Befreiung von den Fesseln eines lebenden Systems, als Aufhören des einem bestimmten System eigenen spezifischen Energiehungers. So-

lange nun die Zelle ꝛc. sich von störenden Einflüssen entlasten kann, solange sind auch (normale Ernährung, Wärme ꝛc. vorausgesetzt), ihre Gleichgewichtszustände nicht in Gefahr, und das Leben wird fortgesetzt. Gelänge es, der einzelnen Zelle einen für die Ewigkeit dauerhaften Bau zu verleihen, so würde sie auch ewig leben können; thatsächlich stirbt die Zelle auch nur als Individuum, da die Fortpflanzung die Möglichkeit gewährt, die Gleichgewichtszustände der Art samt der Epigenesis zu Neubauten zu verewigen.

Man kann also sagen: die Entlastung ist eine für den einzelnen Bau zeitlich beschränkte, vermutlich nur deshalb, weil dieser Bau den Gesetzen der Entropie unterliegt, wonach es keine ewigen materiellen Systeme mit gleichbleibendem Energiehunger geben kann. Mit anderen Worten, das einzelne System, die einzelne Zelle geht zu Grunde, weil das Lebensprinzip der Entlastung hier nicht mehr verwirklicht werden kann; aber dieses Prinzip kann vom Individuum auf der Höhe seiner Entwickelung auf keimende Neubildungen übertragen werden, wodurch ihm eine relative Ewigkeit gesichert ist — relativ von Sonnengnaden.

Will man das Wesen der Entlastung und ihrer Bedeutung für die Erhaltung des Lebens im allgemeinen, wie für das Leben der Zelle und die Evolution der Arten im besonderen ergründen, so wird man mit Experimenten an der Pflanzenzelle beginnen müssen. Hier, wo nicht nur die Strukturen, sondern auch die chemischen Verhältnisse und die Beziehungen zu Licht und Wärme einfachere sind, wo sich alles im Turnus der alten Begriffe von „Schädigung und Ersatz" abzuspielen scheint, muß auch das ewig immanente Prinzip der Entlastung leichter herauszuschälen sein, als bei tierischen Organismen oder nun gar bei so unsagbar komplizierten Lebewesen, wie sie im Zentralnervensystem des Menschen enthalten sind. Aber

schon bei der Pflanze wird man, wie ich überzeugt bin, finden, daß es sich um ein immer wieder mit neuer Macht hervorbrechendes, sozusagen um ein hüpfendes Prinzip handelt, da die Wiedereinsetzung in den früheren Stand selbst dann erfolgt, wenn durch Generationen hindurch verkümmernde Belastungen erfolgt waren. Ja sogar morphologische Veränderungen, die schon dem unbewaffneten Auge und dem Tastsinn auffallend erscheinen, ganz grobe Veränderungen in der Farbe, in der Schmackhaftigkeit und im Geruch von Blüten und Früchten ꝛc. werden durch die Entlastung wieder wett gemacht, wenn die systematischen Belastungen aufhören. Bisher hat man auf diesem Gebiete, soviel ich weiß, hauptsächlich nur Erfahrungen in der Auf- und Höherzüchtung gesammelt; aber es wäre von höchstem wissenschaftlichen Interesse, wenn die Pflanzenphysiologen auch nach abwärts die Tragkraft und Elastizität der Entlastung feststellen würden.

Ich habe vorhin die Entlastung ein hüpfendes Prinzip genannt. Aber ich möchte weiter gehen und sie ein immer höher hüpfendes Prinzip nennen, dessen epigenetische Entwickelungsgeschichte durch die Explosionen der Artenbildung gekennzeichnet wird. Denn wirklich, wenn ihm nicht durch unausgesetzte Rippenstöße der Garaus gemacht wird, wenn vielmehr alle in die Tiefe gehenden Belastungen möglichst aus dem Wege geräumt werden, dann scheint der Selbstschutz der Zelle mit dem Energiehunger zu wachsen, sich höher zu entwickeln. Nur wird man überall den Begriff der Belastung feststellen müssen; man wird darunter nicht kritiklos auch jene normalen Leistungen und Einwirkungen subsumieren dürfen, die mittelbar zur Kräftigung, zur Immunisierung, zur Erziehung beitragen; und andererseits hat jedes spezifische Entlastungsvermögen seine Grenzen. Frosch-

eier bleiben nach viermaliger Entwärmung unter Null noch lebensfähig; beim fünften Male frosch sich nichts mehr. Auch der Mensch muß durch übermäßige Belastungen immer schwächer werden, um so sicherer, wenn zwischen den sich wiederholenden Hammerschlägen ausreichende Erholungspausen fehlen.

Ob man dieses ganze Problem mehr als ein rein chemisches und physikalisches auffassen oder ob man dem deterministischen X, dessen Dasein nicht geleugnet werden kann, einige metaphysische Würze aus der vierten Dimension beimischen will, das ist Geschmacksache. Mir kommt es, vom rein naturwissenschaftlichen Interesse abgesehen, auf den Beweis an, daß es mit unserem Leben noch aufwärts gehen kann. Es ist der Standpunkt des deutschen Idealismus, den wir u. a. in unserer Sympathie für die Lebenskraft der Buren eingenommen haben, den wir im Kampfe mit den Mächten der Finsternis und Degeneration wahren, — ja es ist eigentlich kein „Standpunkt," sondern vielmehr eine „Bewegung," und zwar höher hinauf! Auch dann noch eine relative Bewegung, wenn wir, gegen den Strom schwimmend, im Angesicht der alten Gestade bleiben, uns nicht willenlos in das Meer der Auflösung treiben lassen.

* * *

Wollen wir aber in unser naturwissenschaftliches Welterkennen Ordnung bringen, so müssen wir uns erstens daran gewöhnen, alles Wahrnehmen, Vergleichen, Wissen und Denken, ebenso wie die dabei gewonnenen Vorstellungen und Schlüsse konsequent als eine ektropische Eigenschaft des Systems „Mensch" zu betrachten, wodurch einerseits der vage Weltbegriff „aus der Welt geschafft" wird, durch wel-

gestaltigkeit der Prozesse es häufig den Anschein hat, als ob im Gegenteil die Richtung der Verwandlungen und das Ziel derselben gerade das entgegengesetzte wäre wie in der unbelebten Welt. Daß bei diesem groß angelegten Versuch vieles mehr angedeutet als ausgeführt ist, manches mehr in Bildern als in ausgearbeiteter Schulsprache verdeutlicht wird, nur ein Philister könnte das tadeln. Ich muß im Gegenteil gestehen, daß mir, wie viel ich auch im einzelnen einzuwenden hätte, gerade der flotte, kühne Versuch und die prächtige, bilderreiche Sprache ganz besonderes Vergnügen gemacht haben. Das Bild z. B., mit dem der Verf. das fortdauernde Wachsen der Entropie klar macht, ist einfach köstlich und wird jedem Physiker Freude machen.*) Überhaupt halte ich es für eine sehr nützliche Leistung, treffende Bilder für Naturvorgänge zu erfinden. Denn in Wirklichkeit besteht die ganze philosophische Aufgabe des Naturforschers darin, sich von den Gegenständen der Außenwelt Bilder zu erzeugen, so daß diese Bilder, in ihre Konsequenzen verfolgt, nun auch wieder übereinstimmen mit den Folgen, die die Natur zeigt. Ein gutes, treffendes Bild ist daher oft viel mehr wert als eine schöne komplizierte mathematische Formel. Und seine künstlerische Phantasie erlaubt dem Verfasser, der sich in diese schwierigen, physikalischen und biologischen Fragen hineingedacht hat, eine Reihe von so treffenden Gleichnissen und Bildern zu entwickeln, daß es ihm gelingt, den Leser gefangen zu nehmen und trotz aller Bedenken mitzuschleppen. Alles in allem ein Buch, das zum Nachdenken anregt und dessen Frische sehr wohltuend wirkt."

Das allergrößte Gewicht lege ich von Freiheitswegen auf den Durchbruch meiner Lehre von der erblichen Entlastung (Seite 106 bis 127), welche man auch als eine ganz direkte Folge und unumgängliche Begleiterscheinung des allen lebenden Systemen innewohnenden Energiehungers auffassen kann. Es ist mir eingewendet worden, daß die Annahme einer besonderen „Funktion der Entlastung" im

*) Vgl. S. 235.

schon bei der Pflanze wird man, wie ich überzeugt bin, finden, daß es sich um ein immer wieder mit neuer Macht hervorbrechendes, sozusagen um ein hüpfendes Prinzip handelt, da die Wiedereinsetzung in den früheren Stand selbst dann erfolgt, wenn durch Generationen hindurch verkümmernde Belastungen erfolgt waren. Ja sogar morphologische Veränderungen, die schon dem unbewaffneten Auge und dem Tastsinn auffallend erscheinen, ganz grobe Veränderungen in der Farbe, in der Schmackhaftigkeit und im Geruch von Blüten und Früchten ꝛc. werden durch die Entlastung wieder wett gemacht, wenn die systematischen Belastungen aufhören. Bisher hat man auf diesem Gebiete, soviel ich weiß, hauptsächlich nur Erfahrungen in der Auf- und Höherzüchtung gesammelt; aber es wäre von höchstem wissenschaftlichen Interesse, wenn die Pflanzenphysiologen auch nach abwärts die Tragkraft und Elastizität der Entlastung feststellen würden.

Ich habe vorhin die Entlastung ein hüpfendes Prinzip genannt. Aber ich möchte weiter gehen und sie ein immer höher hüpfendes Prinzip nennen, dessen epigenetische Entwickelungsgeschichte durch die Explosionen der Artenbildung gekennzeichnet wird. Denn wirklich, wenn ihm nicht durch unausgesetzte Rippenstöße der Garaus gemacht wird, wenn vielmehr alle in die Tiefe gehenden Belastungen möglichst aus dem Wege geräumt werden, dann scheint der Selbstschutz der Zelle mit dem Energiehunger zu wachsen, sich höher zu entwickeln. Nur wird man überall den Begriff der Belastung feststellen müssen; man wird darunter nicht kritiklos auch jene normalen Leistungen und Einwirkungen subsumieren dürfen, die mittelbar zur Kräftigung, zur Immunisierung, zur Erziehung beitragen; und andererseits hat jedes spezifische Entlastungsvermögen seine Grenzen. Frosch-

ähnlicher Weiſe zu kodifizieren, wie es Volney in ſeinen „Ruinen“ und „Phyſiſchen Prinzipien der Moral“ gethan hat. Lieber wäre es mir, ein Anderer würde ſich die Mühe geben und dabei recht kritiſch verfahren, ohne luſtmörderiſche Schadenfreude natürlich. Ich habe eine gewiſſe Scheu vor derartigen Selbſtkompilationen, wie denn alle großangelegten Lehrgebäude für mich etwas Geſpenſtiſches haben. Von der Oaſe zur Wüſte iſt nur ein Schritt. Der nächſte Band dieſer Sammlung ſoll vielmehr in das Innere des Lebens führen und heißen: „Wege zur Liebe!“

Unterbuchberg am Tegernſee, 1. Oktober 1903.

Georg Hirth.

Einleitung.

Aeußere und innere Freiheit.

Die eine beſitzen wir durch die andere. Ein hohes Schweſternpaar, das gleichmäßig geliebt ſein will und deſſen Trennung dem Einzelnen wie ganzen Völkern zum Unheil wird. Und doch, wie grundverſchieden die beiden! Die eine, wenn ſie einmal errungen ward, aus ihrem Füllhorn freigebig *Alle* überſchüttend, Würdige und Unwürdige, die andere eine ſpröde Fee, die ſich nur dem ganz weiht, der ihrem Dienſte täglich reine Opfer bringt. Jene angethan mit fliegenden Gewändern, eine ſtolze und verführeriſche Siegerin; die andere unſcheinbar, beſcheiden, zaghaft, von den Meiſten kaum dem Namen nach gekannt, von Vielen nicht geſchätzt oder gar verachtet. Und dennoch, *ihr* danken wir noch mehr als ihrer ſtolzen Schweſter; ſie allein verleiht uns die Kraft, auch ohne das Füllhorn der Schweſter den Namen „*Freie*“ mit Fug und Recht zu tragen.

Aber beider Freiheitsſchweſtern Macht iſt nur ſehr bedingt und begrenzt. Abſolute Vorſtellungs- und Gedankenfreiheit iſt ebenſowenig erreichbar, wie ſchrankenloſe Freiheit des Willens, und gar die Freiheit der Bewegung und des Handelns iſt ein niemals durchführbares Problem, das ſchon in rein phyſiſcher

Hinsicht einen noch viel stärkeren Beißkorb trägt als das fürchterliche perpetuum mobile. Es gibt überhaupt kein materielles System — und auch der Mensch ist ein solches samt seiner Psyche, — das irgendwie „bedingungslos frei", d. h. nicht durch seine eigene Endlichkeit und durch Berührungen mit anderen Systemen „unfrei" wäre.

Dennoch ist es unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die von allen Seiten einstürmenden Freiheitsbeschränkungen auf jenes Maß zu reduzieren, das durch die vernünftigen Rücksichten auf unsere Nebenmenschen bedingt ist und sozusagen unserer Selbstachtung den geringsten Widerstand darbietet. Das kann bei Einem — je nach angeerbter Energie und anerzogener Selbstzucht — verhältnismäßig sehr viel bedeuten, während es bei dem Andern eine Seifenblase bleibt. Der Schwachsinnige ist überhaupt unfähig, den Wert der inneren oder auch nur äußeren Freiheit zu begreifen, und der Starksinnige ist oft viel zu borniert, um von seiner Fähigkeit entsprechenden Gebrauch zu machen. Das ganze menschliche Dasein ist ein ewiges Ringen der übermächtigen Unfreiheit mit der armen Freiheit, und in seiner tierischen Unvollkommenheit schlägt der Mensch erbarmungslos immerfort gerade auf die einzigen der von ihm erschaffenen Gottheiten los, die es verdienten, als solche das Licht der Welt zu erblicken.

Für den in jahrhundertelanger, blöder Selbstknechtung aufgewachsenen Deutschen scheint mir aber die Erziehung zur inneren Freiheit das Allerwichtigste, da die äußere Freiheit doch wahrhaftig nur einen anständigen Sinn haben kann, wenn unser Herz rein ist und nicht etwa im geheimen — während der äußere Mensch die rote Fahne schwingt — sich vor den Ölgötzen der Selbstsucht und Erfolganbetung erniedrigt. In dieser Beziehung sieht es zwar bei uns in

Einleitung.

Aeußere und innere Freiheit.

Die eine besitzen wir durch die andere. Ein hohes Schwesternpaar, das gleichmäßig geliebt sein will und dessen Trennung dem Einzelnen wie ganzen Völkern zum Unheil wird. Und doch, wie grundverschieden die beiden! Die eine, wenn sie einmal errungen ward, aus ihrem Füllhorn freigebig Alle überschüttend, Würdige und Unwürdige, die andere eine spröde Fee, die sich nur dem ganz weiht, der ihrem Dienste täglich reine Opfer bringt. Jene angethan mit fliegenden Gewändern, eine stolze und verführerische Siegerin; die andere unscheinbar, bescheiden, zaghaft, von den Meisten kaum dem Namen nach gekannt, von Vielen nicht geschätzt oder gar verachtet. Und dennoch, ihr danken wir noch mehr als ihrer stolzen Schwester; sie allein verleiht uns die Kraft, auch ohne das Füllhorn der Schwester den Namen „Freie“ mit Fug und Recht zu tragen.

Aber beider Freiheitsschwestern Macht ist nur sehr bedingt und begrenzt. Absolute Vorstellungs- und Gedankenfreiheit ist ebensowenig erreichbar, wie schrankenlose Freiheit des Willens, und gar die Freiheit der Bewegung und des Handelns ist ein niemals durchführbares Problem, das schon in rein physischer

Bosheit, Undankbarkeit und Verleumdung, gegen Lüge und Schlechtigkeit aller Art. Der Mut zur Tugend, gegründet auf die Verachtung der innerlichen Unfreiheit, wird in unseren Schulen nicht gelehrt, in den Lehrjahren nicht geübt. Man empfindet es zwar ärgerlich, daß uns manche äußere Freiheiten vorenthalten oder verekelt werden, aber von eigentlichem Schmerzgefühl, von verletztem Stolz ist kaum die Rede. Auch die innerlichen Unfreiheiten Anderer erregen mehr unsere Spottlust als unsern Zorn. Und doch ist zwischen einem Trottel, der sich — obschon er der „Stärkere" ist — von seinem Weibe beschimpfen läßt und demütig um den Hausschlüssel bitten muß, vielleicht gar als Pantoffelheld zu einer gesinnungslosen politischen Wahl schreitet, und einem Minister, der aus reiner Konnivenz sich durch seinen Monarchen oder gar durch eine rückständige Partei von der Befolgung freiheitlicher Staatsgesetze abdrängen läßt, kein wesentlicher Unterschied. Hier wie dort Feigheit, Unmännlichkeit und — fromm ausgedrückt — Gottesverrat.

Eine sehr einfache Überlegung sagt uns aber noch mehr, nämlich daß bei uns Deutschen die Verachtung der Freiheit in dieser oder jener Gestalt geradezu Verrat am Vaterlande ist. Unser Volkscharakter — in dessen schöneren Tiefen germanische Innerlichkeit und Wahrheitsliebe, christlicher Opfermut und hellenischer Individualismus wohnen — und unsere geschichtliche Entwicklung machen die mit unsäglichen Opfern errungene nationale Einheit von der sorgsamen Pflege und Weiterbildung der äußeren und somit der inneren Freiheit abhängig. Den „deutschen Bruder" erkennen wir als solchen nur an, wenn er uns hilft, unsere idealen Güter zu schützen, sonst kann er uns gestohlen werden. Welches ideale Gut aber könnte uns höher stehen, als die von unsern Vätern schmerzlich vermißte, von unseren Dichtern überschwäng-

lich besungene Freiheit? So sehr ist diese der eigentliche Kitt unserer Einheit, daß schon einige fast unwesentliche Rückständigkeiten hinreichen, Tausenden und Abertausenden die Romantik des Kaisertums zu verleiden. Reaktionäre Gewissensbedrücker, wie Leo Tolstoi, sind uns Deutschen in tiefster Seele verhaßt, — mindestens so sehr, wie wir ihnen. Während andere Völker unser Reich neidisch bewundern, wuchern bei uns Mißvergnügen und Mißtrauen. Wir sind fast überempfindlich schon gegen gewisse aufdringliche Geringschätzungen der einen oder anderen Freiheit, wenn sie von Stellen ausgehen, wo wir einen mindestens äußerlichen Respekt vor der Freiheit in beiderlei Gestalt erwarten.

Was aber sollen wir dazu sagen, daß heute große und mächtige Volksparteien die Regierungen in der Freiheitsbeschränkung noch überbieten? Attentate hier auf die wirtschaftliche, dort auf die politische, ja sogar auf die Gewissensfreiheit sind an der Tagesordnung; schamlos verlangt man die Freiheit, die Freiheit totzuschlagen, unbekümmert darum, ob Deutschland dabei in die Brüche geht. Der Vorwurf des schnödesten Mißbrauchs mit dem Worte „Freiheit" trifft fast alle einflußreichen Parteien. Von den Schutzzöllnern, Agrariern und Antisemiten versteht sich das von selbst, noch mehr von den Ultramontanen. Der Präsident einer deutschen Volkskammer bekennt sich prahlerisch als „Erzjesuit" und preist als Schulmann das Erziehungssystem der größten Feinde der Freiheit, das eben deshalb bei uns verboten ist. Und die Sozialdemokratie? Obzwar sie als Modedame sich sehr frei und verführerisch zu kleiden und die Dilettanten des Pessimismus in ihre Netze zu locken weiß, — bald wird sie als häßliche Großmutter der scheußlichsten persönlichen Unfreiheit sich entmausern. Dort Verheißungen des Himmelreichs unter der Bedingung der Preisgabe der

irdiſchen Freiheit, — hier Vorſpiegelung eines die individuelle Selbſtbeſtimmung mordenden, niemals durchführbaren Zukunftsſtaates. Es iſt ein jammervolles Zerſtörungswerk, das hier am deutſchen Idealismus vorgenommen wird, ein undeutſches und unpatriotiſches Beginnen, dem man nicht mehr mit feigen Kompromiſſen, ſondern mit dem rechten Worte begegnen ſollte: Vaterlandsverrat.

An all der Begriffsverwirrung trägt aber doch die von albernen Führern gehegte Gedankenloſigkeit der Maſſen die Schuld. Alle äußere Macht- und Glanzentfaltung und aller konfeſſionelle Eifer, die Schulen mit Gottesfurcht zu beherrſchen, hat uns vor dieſem Schiffbruch des deutſchen Gewiſſens ſo wenig wie vor der Sozialdemokratie bewahren können. Wie wollt Ihr mit Euren Bußen und Abſolutionen das Himmelreich erobern, wenn Ihr Euch nicht einmal hier auf Erden als gottwohlgefällige freie Deutſche aufzuführen im Stande ſeid? Hätten wir, wie es ſich wohl gehörte, einen ſtaatlichen Moralunterricht, ſo müßte die Belehrung über den ſittlichen und ſtaatsbürgerlichen Wert der Freiheit neben jener über die Achtung vor den Intereſſen der Geſamtheit und vor den Staatsgeſetzen im Vordergrunde ſtehen.

So freudig auch jede neue Befreiung aus veralteten Feſſeln zu begrüßen wäre, — das Wichtigſte ſcheint mir daher doch, daß wir Deutſche innerlich ſo frei werden, um das gegebene Recht auf äußere Freiheit mit Würde zu beſitzen. Solange noch Millionen ſogenannter „Gebildeter“ unter uns leben, die, indem ſie ſich als hauptſächlichſte „Stützen von Thron und Altar“ gebärden, die menſchenrechtlich und verfaſſungsmäßig ihnen gewährleiſteten Freiheiten des Bekenntniſſes und der Bewegungen nur mit chamäleonhaftem Blinzeln genießen, — ſolange der Staat ſelbſt noch

ein ganzes Heer von Feinden der Freiheit unterhält, und solange dem Proletariat noch die Verstaatlichung alles Eigentums und die wirtschaftliche Gleichheit vorgefabelt wird, während doch die Allermeisten, Führer wie Angeführte, sich mit der Rolle eines Millionärs abfinden würden, — solange können wir uns doch nicht als ein wirklich „freies Volk" bezeichnen.

Unsere bedauernde Teilnahme gehöre allen Jenen, die dumm oder verblendet genug sind, um den unermeßlichen Wert der Freiheit nicht zu begreifen, dieses einzigen Gutes, das selbst dem Ärmsten für alle Ewigkeit eine ehrenvolle Erinnerung sichert. Aber Diejenigen, die wohl das Zeug zum Freimut vor den Menschen hätten und dennoch sich mit dem gotteslästerlichen Fluche der Scheinheiligkeit belasten, ja wohl gar dieses unreinliche Laster berufsmäßig in die Seelen der kleinen und großen Kinder pflanzen, — und dann die Spiegelfechter und freiwilligen Kriecher vor Menschen und Vorurteilen, die da aufrecht gehen könnten, und dennoch den Nacken tiefer beugen, als sie durch die erbärmliche Not des Lebens ohnehin gezwungen sind, — Schande über sie!

Unsere sympathische Achtung dagegen wollen wir allen Deutschen widmen, die ehrlich bestrebt sind, aus ihrem Herzen einen Altar der göttlichen Freiheit zu machen, — und unsere Bewunderung Jenen, die dies vollführen im Kampfe mit widerlichen Schicksalen, in Armut und Entbehrung, oder gegen mächtige soziale Bedrückung. Denn alle wichtigsten moralischen und politischen Aufgaben dieser großen Zeit gipfeln in der Frage, ob und wie die unabweisbaren äußeren Freiheiten von der inneren Freiheit aller Einzelnen getragen und gestützt werden. Hier schaffen die unerhörtesten Unterlassungssünden im staatlichen Unterricht und in der Vorbildung für den bürgerlichen Beruf und den Waffendienst ebenso wie in der

häuslichen und Selbsterziehung breite Abgründe für gewohnheitsmäßige Heuchelei, Verrohung und Verbrechen aller Art. Die Zeiten, wo man die Unterthanen mit der Androhung himmlischer Strafen auf den Wegen der Tugend zu erhalten hoffte, sind vorüber; gebieterisch tritt uns in den höchsten wie in den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft das Gebot der Selbstachtung entgegen — der Reichste wie der Ärmste muß lernen, vor sich selber auszuspucken, wenn er sich auf einer Schlechtigkeit ertappt; die gemeine, unfreie, verlogene Gesinnung muß er empfinden lernen wie eine schmerzliche Wunde an seinem besten Selbst. **Wir brauchen innerlichen Menschenstolz!** Schon in die wachsweichen Gemüter der ganz Kleinen müßte mit ehernem Meißel die Devise eingegraben werden: „Ich bin **zu stolz**, um schlecht zu sein, — **zu stolz**, um mich am Knechtsinn Anderer zu freuen!" Nicht aus Demut und Furcht, sondern aus Stolz auf unsere Gottähnlichkeit, innerlich frei zu werden und das Gute zu thun — ist der Gedanke nicht eine Erlösung?

Mit dieser Forderung vornehmen Deutschtums werden sich auch die Verkündiger des Himmels und der Hölle und des Wiedersehens in einer anderen Welt abfinden müssen. Der Gott, der Jesum kommen hieß, der wollte keine Knechte!

September 1903.

Wege zur Freiheit.

Meine Lehre von der energetischen Epigenesis der Merksysteme.

Ob überhaupt von Epigenesis der Funktionen, d. h. der Arbeiten und Leistungen, gesprochen werden darf? Sind wir nicht schon bis an die Grenze des Zulässigen gegangen, wenn wir den energetischen Spannungen, den Potentialen und den sie erzeugenden Prozessen, eine „epigenetische" Entwickelung zugestanden haben? Und ist es insbesondere nicht verwegen, die menschlichen Gedanken und Pläne, unsere Philosophie, unsere Logik und Mathematik, Tugenden, Kunst und Wissenschaft als natürliche Ergebnisse energetischer Epigenesis zu betrachten?

In der That entspricht eine grundsätzliche Trennung der Arbeiten, namentlich der nervösen und psychischen, von den Spannungen nicht nur der Anschauung der Gebildeten, sondern auch der meisten Psychologen. Dabei denke ich nicht einmal an Ed. v. Hartmann's „Metaphysik des Unbewußten", sondern vielmehr an die „Bewußtseins-Metaphysiker". Diese stehen noch auf dem Standpunkte, daß in unserem Gehirn nichts Entscheidendes vor sich gehe, es schreite denn durch die Pforte des Bewußtseins. Das „Denken" erscheint ihnen als ein von den „materiellen" Prozessen doch mehr oder weniger unabhängiges Regime; den Energien, die man wohl oder übel anerkennt, seien die unabhängigen „Seelenvermögen" übergeordnet. Deren Entwickelung erfolge zwar auch nach

Geſetzen, aber dieſe Geſetze ſeien nun ganz andere, als diejenigen der Ernährung und des chemiſchen Stoff- und Energiewechſels. Fragt man nach der Natur dieſer Geſetze, ſo hören wir von der „angebornen Kauſalität“, vom „Ichbewußtſein“ u. dgl. Es wird zugegeben, daß „unſer Denken an den durch die Entwickelung der Sinneswerkzeuge gebotenen Vorrat von Vorſtellungen, unſer Wollen an den in unſerem Nervenſyſtem bereit liegenden Vorrat von Innervationsenergie gebunden bleibt; aber weiter als auf dieſe äußere Seite des geiſtigen Lebens erſtrecke ſich das Prinzip der Äquivalenz nirgends: „alle jene inneren Beziehungen der pſychiſchen Elemente, auf denen einzig und allein ihr Wert für unſer geiſtiges Leben beruhe, ſeien auch nur der inneren, pſychiſchen Kauſalität unterworfen, für die ſich in allem Denken und Wollen und in allen daraus hervorgehenden geiſtigen Entwickelungen vielmehr ein zu jenem Äquivalenzprinzip in vollem Gegenſatz ſtehendes Geſetz des Wachstums geiſtiger Energie bewähre.“ (Wilh. Wundt.) [1])

Dieſe Auffaſſung iſt nun allerdings nicht dazu angethan, auch für das Denken und höhere Empfinden einen unmittelbaren Anſchluß an die „energetiſche Epigeneſis“ zu gewinnen. Wenn man mit Wundt u. a. „bei einem und demſelben phyſiſchen, ſehr verſchiedene geiſtige Energiewerte für möglich“ hält, ſo heißt das nichts anderes, als eine neue, ganz und gar von der Subſtanz und der Form trennbare Kategorie von Energie errichten. Man denkt ſich die Menſchenpſyche über den tieriſchen Energien ſchwebend, etwa wie die Elektrizität auf dem Leiter verteilt iſt. Zwiſchen der Pſyche und den Energien liegt nun eine tiefe Kluft, die naturwiſſen-

[1]) W. Wundt, „Grundzüge der phyſiolog. Pſychologie“ (4. Aufl., 1893), II. S. 579.

ſchaftlich nicht mehr überbrückt werden kann. Es ſcheint mir aber von großer Bedeutung, und zwar nicht bloß in erkenntnistheoretiſcher Hinſicht, ſondern auch für die Praxis der Ärzte, Erzieher und Juriſten, daß der natürliche Anſchluß an die Epigeneſis auch für die pſychiſchen Erſcheinungen gewonnen werde. Ich habe das, unabhängig von gleichgeſinnten Forſchern, ſchon in früheren Schriften verſucht, indem ich — namentlich aus Thatſachen der Selbſtbeobachtung — zu dem Schluſſe kam, daß die bewußten Denkakte nur einen Teil der Denkakte überhaupt bilden, daß neben bewußter Aufmerkſamkeit, bewußten Aſſoziationen und Erinnerungen und bewußter Urteilsbildung eine verborgene Denkarbeit hergehe, oder vielmehr, daß dieſe verborgene Arbeit der offenen, bewußten in der Regel vorangehe; — und daß es ſich hierbei prinzipiell nicht um qualitative, ſondern nur um quantitative Unterſchiede handle.[1])

Wir können aber an die Stelle der aus der inneren Erfahrung geſchöpften Argumente auch die rein naturwiſſenſchaftliche Betrachtungsweiſe ſetzen. Da iſt denn zunächſt zu konſtatieren, daß ein Sinken oder Steigen „geiſtiger" Energiewerte bei gleichbleibenden phyſiſchen nirgends erwieſen iſt. Im Gegenteil, die höhere geiſtige Entwickelung erſcheint ſogar in der ganz rohen äußeren Geſtalt der Hirnrinde ausgeprägt[2]), und nach den neueſten Forſchungen dürfen wir annehmen, daß trotz der ſcheinbaren Indifferenz der Nervenkörper doch bei und infolge jeder Funktionierung, auch des zarteſten Gedankens, wirkliche Energieumſätze und meiſtens wohl auch ſtoffliche Umſätze ſtattfinden. Der Konſervatismus der Zentralorgane beſteht eben nicht in Trägheit, ſondern in Gleich-

[1]) Vergl. meine Kunſtphyſiologie S. 382, 416. — Lokaliſationstheorie, 2. Aufl., S. 49.

[2]) Energetiſche Epigeneſis S. 28.

mäßigkeit der Ersatzgeschäfte — auf die Schädigung folgt der Ersatz sehr rasch.[1])

Das stimmt auch vollkommen mit den Ergebnissen der ärztlichen, insbesondere der psychiatrischen Praxis, sowie mit jeder feineren Selbstbeobachtung überein. Man hat zwar beobachtet, daß auch bei nervöser (d. h. doch wohl physisch-energetischer) Ermüdung oder Erschöpfung die höhere Denkarbeit manchmal noch längere Zeit fortgesetzt oder gar gesteigert wird, aber jetzt ist man unter Ärzten wohl allgemein der Ansicht, daß solche Leistungen nichts als Raubbau sind auf Kosten des Vorrats an aufgespeicherter Energie und des Ersatzgeschäftes, daß aus ihnen mit nichten auf „Unabhängigkeit" der Psyche von der nervösen Physis geschlossen werden darf. Die scheinbare Unabhängigkeit des „Geistes" von den „Nerven" ist nur ein qui pro quo, hervorgerufen durch die falsche Voraussetzung, daß Geist und Nerven nicht von derselben Natur seien. In Wirklichkeit gilt hier der Satz aus der Mechanik: „Die kinetische Energie wächst nur auf Kosten der potentiellen, und umgekehrt." Wer vor dem Worte „Mechanik" erschrickt, dem möge die andere Hertz'sche Bemerkung genügen: „Es wäre denkbar, daß der Satz von der Erhaltung der Energie Gültigkeit hätte auch für belebte Systeme, und daß dieselben dennoch sich unserer Mechanik entzögen." [2])

Wie aber bei rein naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise die Unterscheidung von Substanz, Energie und Struktur nur als eine künstliche, nicht im Wesen der Dinge liegende erscheint[3]), so ist auch eine strenge Unterscheidung zwischen potentieller und kinetischer Energie, zwischen latenter und lebendiger

[1]) Ibid. S. 69.

[2]) Hertz, Die Prinzipien der Mechanik. (Gesammelte Werke Bd. III) S. 172.

[3]) Energetische Epigenesis S. 42.

Kraft eigentlich doch nur der Unvollkommenheit unserer Wahrnehmung zuzuschreiben. Wenn wir auch die Spannungen wahrnehmen könnten, so würden wir den ununterbrochenen Zusammenhang der energetischen Prozesse in jedem Momente und in jeder Erstreckung verfolgen und begreifen können. Für die Mechanik hat diesen Gedanken Heinr. Hertz in seiner letzten Arbeit[1]) so ausgesprochen: „Derjenige Teil der Energie eines konservativen Systems, welcher von der Bewegung seiner sichtbaren Massen herrührt, heißt die kinetische Energie des ganzen Systems. Im Gegensatz dazu wird die Energie der verborgenen Massen die potentielle Energie des ganzen Systems genannt . . . Die kinetische und die potentielle Energie eines konservativen Systems unterscheiden sich von einander nicht durch ihre Natur, sondern nur durch den freiwilligen Standpunkt unserer Auffassung, oder die unfreiwillige Beschränkung unserer Kenntnis von den Massen des Systems. Dieselbe Energie, welche bei einem gewissen Stand unserer Auffassung oder unserer Kenntnis als potentielle zu bezeichnen ist, ist bei verändertem Stand unserer Auffassung oder Kenntnis als kinetische anzusprechen."

Obschon ich die unmittelbare Anwendung von Prinzipien der Mechanik auf das Leben und insbesondere das psychische für bedenklich halte,[2]) so nehme ich doch keinen Anstand, die hier gegebene Definition, als eine für alle und jede Energie stichhaltige, auch zur Erklärung der psychischen Funktionen zu verwenden. Denn darüber kann gar kein Zweifel sein, daß wir bezüglich des Bewußtwerdens der in uns selbst vorgehenden Denkprozesse ꝛc. uns in derselben Lage befinden, wie bezüglich der Wahrnehmung irgendwelcher „objektiver"

[1]) Hertz, Die Prinzipien der Mechanik. (Gesammelte Werke Bd. III) S. 256.
[2]) Energetische Epigenesis S. 4.

kinetiſcher Energie. Ja, ich behaupte, daß wir bei dieſer recht eigentlich intrakortikalen „Selbſtwahrnehmung“ — wenn wir nur vorurteilsfrei unterſcheiden wollen — noch viel beſſer, als bei irgend einer Beobachtung von äußeren Vorgängen, beſtätigt finden, daß das ſichtbare kinetiſche Bild mehr oder weniger fertig aus dem potentiellen Dunkel hervorzutreten pflegt. Worte, wie „die Idee iſt mir gekommen,“ „glücklicherweiſe fiel mir noch rechtzeitig ein,“ „eine innere Stimme ſagte mir,“ „der Gedanke ſchoß mir wie ein Blitz durch den Kopf,“ „da dämmerte die Überzeugung in mir auf“ u. ſ. w., ferner die Theateraufführungen unſerer Träume, denen wir wie Zuſchauer in der Fremdenloge beiwohnen, — dies und vieles andere [1]) beweiſt zur Genüge, daß es keine bloße Redensart iſt, wenn wir ſagen: „Es tritt in's Bewußtſein.“ Wir empfinden dieſes „Eintreten“ ganz direkt; wir ſind überzeugt, daß die Geſtalten unſerer Phantaſie ſchon „lebendig“ waren, bevor ſie über die Schwelle des Bewußtſeins traten, und manchmal können wir ſogar ihr allmähliges Hellerwerden ganz deutlich ſehen.

Die Vermutung, daß auch das Bewußtſein nur eine Form ſinnlicher Wahrnehmung ſei, liegt ſehr nahe. Vorausſetzung wäre die Gleichſtellung der kortikalen Reproduktionen mit den aktuellen peripheriſchen Meldungen, oder ſagen wir: die Annahme, daß auch die allerletzten Meldungen nur dann pſychiſch verwertet werden können, wenn ſie Gedächtnismaterial geworden ſind. [2]) Wir würden dann „Wahrnehmung“ (Bewußtſein) überhaupt nur für die innerhalb unſerer Denkzentren vor ſich gehenden „Arbeiten“ haben, und unſere eigene geiſtige Thätigkeit würde Gegenſtand unſerer ſinn-

[1]) Vgl. meine Kunſtphyſiologie. S. 392, 395, 437, 453, 474.
[2]) Ibid. S. 455.

lichen Wahrnehmung ſein: wir würden unſere Gedanken *ſehen*, inſoweit ſie ſich aus optiſchen, *hören*, inſoweit ſie ſich aus auditiven Bildern zuſammenſetzen u. ſ. w., und wir würden die abnormalen Anſtrengungen, welche bei dieſem Verkehr gemacht werden, *fühlen*, — fühlen ebenſo wie die Meldungen und Erinnerungen aus den niederen Organen der Ernährung, des Blutkreislaufs, des Geſchlechtstriebs ꝛc. So würde ſich das Phänomen, daß wir durch unſere eigenen Phantaſien, Gedanken, Einfälle, Urteile, Gewiſſensregungen, Träume ꝛc. *überraſcht* werden, leichter erklären, und die Abgrenzung zwiſchen den angeblich grundverſchiedenen phyſiſchen und geiſtigen Energiewerten würde ganz hinfällig werden, weil ja der Übergang von der potentiellen zur kinetiſchen Energie ſich normalerweiſe *unter* der Schwelle des Bewußtſeins vollzöge.

Natürlich kann aus den angeführten Gründen Niemand gezwungen werden, an eine Epigeneſis der Gedanken und Gefühle, der Liebe und des Charakters zu glauben. Es iſt eine Hypotheſe wie manche andere. Aber die Sache nimmt ein weſentlich beſtimmteres Geſicht an, wenn wir uns die Frage vorlegen: wie kommt es, daß bei allen Individuen derſelben Art ſich unter gleichen äußeren Bedingungen *dieſelben pſychiſchen Funktionen* (mit erklärlichen Modifikationen) einſtellen? Auf welche Geſetze gründet ſich die ganze Kunſt des Menſchenkenners, des Erziehers, des Richters und des Pſychiaters, wenn hier keine *epigenetiſche* Geſetzmäßigkeit vorliegt? Warum leſen wir ſtarke geiſtige Eigenſchaften und große Schwächen ſchon in den Phyſiognomien, und was ſagen die ſogen. Degenerationszeichen aus? Was haben die maſſenhaft nachgewieſenen nervöſen Leitungen zu bedeuten, wenn nicht neben der morphiſchen auch die energetiſche Epigeneſis *bis in ihre letzten Ausläufer, die Funktionen*, verfolgt

werden darf? Treten nicht alle Apparate und Organe nach Maßgabe ihrer energetiſchen Entwickelung mit Naturnotwendigkeit in die Funktion ein, ſo daß wir überall von „normalen Funktionen“ ſprechen können?

Dieſe Erwägungen zu Gunſten der Funktionsepigeneſe werden noch weſentlich verſtärkt durch die ſehr begründete Vermutung, daß ſchon von der erſten embryonalen Anlage an und dann in ſteigendem Maße die verſchiedenſten Kraftſtandlokale zu Alarmverbänden verknüpft werden[1]). Durch das Tierexperiment, aber auch kliniſch beim Menſchen, ſind die eigentümlichſten Beziehungen ſogar zwiſchen ſehr entlegenen Kraftſtandlokalen erwieſen, insbeſondere Beziehungen zwiſchen ſenſiblen Zentren und motoriſchen Apparaten, und zwar feſtſtehende, offenbar angeerbte Beziehungen, welche die ſchon von Johannes Müller[2]) gehegte Anſicht rechtfertigen, daß „zwiſchen gewiſſen Teilen der Zentralorgane des Nervenſyſtems und den Muskelgruppen und ihren nervöſen Leitern eine präſtabilierte Harmonie ſtattzufinden ſcheine.“ Wer geſehen hat, mit welchen Griffen der Laubfroſch eine ſenkrecht gehaltene Stricknadel erklettert, der wird die verblüffende Ähnlichkeit dieſer Bewegungen mit denen des Affen und des Menſchen nicht bloß belächeln, ſondern für die Epigeneſis der Funktionen verwerten. Was aber hier zur Erklärung der koordinierten Bewegungen vorausgeſetzt wird, das dürfen wir nach anderen Erfahrungen auch bezüglich der koordinierten Gedanken annehmen, nämlich: daß ſchon in der energetiſchen Architektur der zentralen Kraftſtandlokale alles auf das Zuſammenwirken eingerichtet iſt; daß normalerweiſe keines dieſer Lokale für ſich allein denkt und

---

[1]) Energetiſche Epigeneſis S. 36.

[2]) Joh. Müller, Phyſiologie des Menſchen, Coblenz 1840, II. S. 110.

handelt, daß ſie auch nicht erſt im Laufe des Lebens Bekanntſchaft machen und gemeinſam „denken lernen," ſondern daß alles bei der Korrelation der Lokale und bei der Aſſoziation der Wahrnehmungen und Erinnerungen energetiſch Weſentliche ſchon mit der formellen Anlage gegeben iſt. Handelte es ſich nicht um Epigeneſis mit ewigem ontogenetiſchem Selbſtaufbau oder vielmehr Selbſtwiederaufbau, ſondern um berechnete Maſchinen, ſo könnten wir die Herſtellung von Gefühls-, Bewegungs- und Erinnerungskontiguitäten und -Kontinuitäten geradezu als Zweck und Aufgabe jedes Zentralnervenſyſtems bezeichnen.

Das ſtärkſte Argument für die Epigeneſis der geiſtigen Funktionen finde ich aber in der Prüfung der Vorſtellungen und Gedanken auf das epigenetiſche Grundgeſetz. Dieſes können wir ſo formulieren: „Die epigenetiſchen Organismen werden durch normale Übung (Reproduktion) nicht abgenutzt, ſondern im Gegenteil verſtärkt; bei gleicher Übung halten die älteſten Bildungen am längſten Stand." Dieſes Geſetz will ſelbſtverſtändlich phylogenetiſch ebenſowohl wie ontogenetiſch nicht dem Buchſtaben, ſondern dem Sinne nach aufgefaßt ſein. Nicht bloß die Individuen, auch die Arten haben ja ihre Vergänglichkeit, ihre „Rückbildung". Aber für den Aufſtieg, ſolange das Erſatzgeſchäft blüht, hat das Geſetz volle Giltigkeit nicht bloß für die ſubſtantielle Struktur, ſondern auch für die Energien; und wie in den Funktionen der niederen und motoriſchen Organe, ſo müſſen wir es wohl auch in jenen des ſenſiblen Zentralnervenſyſtems beſtätigt finden. Und das iſt wirklich der Fall: auch das höhere Seelenleben gehorcht dem epigenetiſchen Grundgeſetz; bezüglich der koordinierten Erinnerungen finden wir es beſtätigt im normalen Alter wie im Fortſchreiten der Paralyſe, überhaupt bei jedem Gedächtnisverfall, und hier

hat es als Ribot'ſches „Regreſſionsgeſetz“ bereits ſeinen ſpeziellen Ausdruck gefunden.[1]) Die Richtigkeit des Geſetzes erweiſt ſich auch bezüglich der organiſchen Beziehungen zwiſchen verſchiedenen nervöſen und Sinnesgedächtniſſen als zutreffend.

Inſofern nun dieſe Beziehungen nicht bloß ephemere geblieben, ſondern zu funktionellen Organismen des Nervenſtaates geworden ſind, nenne ich ſie „Merkſyſteme“ — von „merken“, etwas gewahren, d. i. in's Gedächtnis aufnehmen, im Gedächtnis behalten; „das Gemerk“, „der Merks“ = Gedächtnis; „marken“, „Mark“, „Gemarkung“ = Gebietsabgrenzung, daher „Markſtein“. In der gut deutſchen Hälfte des Wortes „Merkſyſtem“ liegt alſo ſowohl der Begriff der Empfänglichkeit für Reize, der Irritabilität, wie der Begriff des Feſthaltens, des Beharrens (der Coërcitivkraft), und endlich derjenige der räumlichen Begrenzung (der Lokaliſation). Ein Syſtem von „Gemerktem“ bedeutet mithin gleichzeitig die dauernde potentielle Zuſammenſchließung gewiſſer verſchieden lokaliſierter Merkkörper oder auch ganzer Markgenoſſenſchaften unſeres Nervenſtaates.

„Grundgedächtniſſe“ habe ich die letzteren genannt;[2]) denn wenn auch die Gehirnerforſchung noch nicht ſo weit vorgeſchritten iſt, daß wir allen einzelnen Sinnesgebieten, vegetativen Organen und motoriſchen Provinzen genau abgegrenzte Projektions- und Erregungsherde anweiſen und ſagen können, wo und wie ſolche Heerde unter einander in Verbindung ſtehen, ſo darf doch wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß das Rieſenmaterial des „Gemerkten“ nicht planlos über alles, was wir als „Merkſubſtanz“ anſprechen dürfen, zerſtreut iſt,

---

[1]) Vgl. meine Kunſtphyſiologie S. 378, 381.
[2]) Ibid. S. 328, 487 ff.

ſondern daß hier eine je nach der Art der Anerbung oder Erwerbung verſchiedene örtliche Depoſition herrſcht. Mit dieſer allgemeinen Annahme kann ſich die pſychologiſche Spekulation vorläufig abfinden.

Und wenn wir uns nun die Tauſende und Abertauſende von Fortpflanzungsakten und Wiedergeburten ganz hinwegdenken und das menſchliche Protoplasma im Lichte einheitlicher Stammesentwickelung betrachten, ſo gewahren wir leicht, daß viele und ſehr wichtige jener ſyſtematiſchen Zuſammenſchließungen — ſo die Innervationen des Herzſchlags, der Atmung, der Verdauung, primitiver Reflexe verſchiedener Art — von Generation zu Generation ſich einſtellen ohne das, was wir individuelle Erfahrung nennen, zum Teil ſchon während des Lebens im Mutterleibe. Eine ganze Reihe erblicher Merkſyſteme geht alſo voran; ihnen folgen nach und nach die ſyſtematiſchen Erwerbungen, normaler Weiſe gleichen Schritt haltend mit der Fertigſtellung der Apparate; der eigentlichen Funktion geht die Dispoſition, oft ein ausgeſprochener „Funktionsdrang“ voraus, ſo daß wir alles Syſtematiſche wohl als eine, wenn auch ſehr komplizirte „Inbetriebſetzung“ anſehen können.

Verblüffend und irreleitend iſt nur die ſcheinbar regelloſe, beim Menſchen ſogar oft zu ſcheinbar abſurden Reſultaten führende pſychiſche Entwickelung des Individuums. Hier wird es uns ſchwer, den roten Faden der energetiſchen Epigeneſis noch zu erkennen, der ſich doch zweifellos durch alle Generationen gleichmäßig fortzieht und auch verfolgen laſſen müßte. Oder iſt es nicht mehr „Epigeneſis“, wenn gewiſſe Vervollkommnungen der kortikalen Apparate noch im fünfzigſten Lebensjahre eintreten (Kaes), während andere, rein vegetative Apparate vielleicht ſchon in der Rückbildung begriffen ſind? Und iſt nicht überhaupt alles organiſche „Gemerk“, das er-

erbte, wie das individuell erworbene, auf die gesetzmäßige Wachstumsspannung der Urmerksubstanz, des Keimplasmas, und seiner Anpassungsfähigkeit zurückzuführen? Aber auch die Verschiedenartigkeit der individuellen geistigen Entwicklung wird uns klar, wenn wir uns die außerordentlich große Anzahl relativ selbständiger Kraftstandlokale und ihre reichen, direkten und indirekten Verknüpfungen, wenn wir uns das Wesen der Systembildung, der Assoziation und Dissoziation vergegenwärtigen.

Der Unterschied zwischen dem „Systematischen" und dem „Assoziativen" liegt auf der Hand. Die Assoziation schlechtweg umfaßt alle Möglichkeiten des Zusammenwirkens verschiedener Nervenkörper, auch da, wo von einem bleibenden Konnex keine Rede ist oder sein soll. Sie ist das Schema, ohne notwendigerweise einen potentiellen Kraftstand, eine energetische Wesenheit zu bedeuten; sie bildet das mathematisch-mechanische Element in dem Spiel der psychophysischen Kräfte, etwa vergleichbar den Wegen und Berührungen der Billardbälle, wenn wir die Kraft, die Geschicklichkeit und die Voraussicht des Spielenden als höhere Faktoren ausschalten. Dementsprechend wurde die Assoziation bisher als etwas zwar Unerläßliches, aber doch nur Hinzutretendes angesehen; sie rangierte daher hinter den eigentlichen „Seelenvermögen".

Die Assoziationen der alten Schule sind die Dekorationen, mit denen Frau „Seele" und Herr „Geist" ihre Salons, ihr Speise-, Arbeits- und Schlafzimmer, ihr Boudoir und ihre — Marterkammern je nach Bedürfnis und Laune in altväterlicher oder moderner Weise ausstatten. Unter der Oberaufsicht der erfahrenen Beschließerin „Apperzeption" (welche nebenbei auch als Hebamme fungiert) und des Faktotums „Bewußtsein" walten hier der wackere Tapezierer „Wille" mit seiner geschickten Vorarbeiterin „Aufmerksamkeit"

ihres Amtes. Diese Dekorationen werden in's Leben gerufen und verschwinden wie Schattenrisse an der Wand; sie hinterlassen keine selbständigen Spuren, denn der immaterielle „Geist" ist es, der ihnen seinen Stempel aufdrückt und wieder nimmt.

Wir wollen das Wort „Assoziation" keineswegs aus unserer psychologischen Nomenklatur verbannen, denn wir müssen oft von der *Möglichkeit* von Verknüpfungen sprechen, von dem abstrakten Prinzip und in ganz akademischer Weise. Die nervösen Leitungen, welche die „Merksysteme" ermöglichen, nennen wir ganz korrekt „Assoziationsbahnen", und die Rindengebiete, welche — mit Recht oder Unrecht, gleichviel — hypothetisch als Herde vorwiegend systematischer Hirnthätigkeit angesprochen werden, nennen wir „Assoziationszentren". In diesem Sinne bedeutet „Assoziation" in der Psychologie etwa so viel wie „Architektur" im Bauwesen. Die Architektur ist auch denkbar auf dem Papier, ohne Aktualität, ohne wirkliches Haus, nur als Grundriß und Berechnung der Tragfähigkeit u. s. w., oder aber wenn die bauliche Realität gegeben ist, ohne Ausnutzung, ohne Bewohnung.

Die „*Merksysteme*" hingegen sind gewissermaßen *die Bausteine, aus denen die Psyche selbst von Grund aus aufgebaut* ist und ohne welche das, was wir freien Willen u. dgl. nennen, gar nicht denkbar wäre. Sie umfassen das *gesamte* Nervenleben mit allen seinen latenten Spannungen und in allen seinen Beziehungen, vom Muskelreflex und Herzschlag bis zur höchsten philosophischen Abstraktion. Indem sie *alle* vitalen Energien in Anspruch nehmen, heben sie den alten, für die psychologische Erkenntnis so gefährlichen Gegensatz von Leib und Seele auf. Sie umschließen alles, was wir unter dem Namen der „*Arbeit*" unseres Nervenstaates begreifen können, und erst aus *ihrer* realen Existenz gehen Wille, Streben, Aufmerksamkeit und Bewußtsein hervor. Sie sind

nicht nur bleibende, ſondern auch — in Betreff der Lebenshaltung des Individuums — zwingende energetiſche Eigenſchaften der Gehirn- und Nervenſubſtanz, deren Ernährung, Aggregat- und Kraftzuſtand weſentlich durch die ſyſtematiſchen Funktionen beeinflußt wird.

Ernſte Verſuche einer rein phyſiologiſchen Erklärbarkeit dieſer Auffaſſung ſollen hier nicht gemacht werden. Indeſſen möchte ich doch, um für alle Fälle der Vermutung vierdimenſionaler Aſpirationen zu begegnen, kurz bemerken, daß ich mir allerdings die „Merkſyſteme" als reelle Produkte aus der anatomiſchen Form, dem ununterbrochenen chemiſchen Auf- und Fortbau und den ſteigerungsfähigen Energieen — mit einem Worte als „Epigeneſis denke. Das heißt: wenn wir außer den meiſtens, wenn auch roh, bekannten äußeren Einwirkungen auch den Kraftſtand und die Anpaſſungsfähigkeit des Individuums in allen Teilen ſeines Aufbaues und in jedem Augenblick ſeines Lebens kännten, dann würde uns jede ſeiner ſyſtematiſchen Regungen erklärlich ſein.

Eine naturwiſſenſchaftliche Erklärung der „Merkſyſteme" müßte alle jene modernen Errungenſchaften in Betracht ziehen, welche auch die ärztliche Erkenntnis und Kunſt von Grund aus zu reformieren begonnen haben: den Energiegedanken, die Wärmebilanz, die Chemotaxis, die Elektrolyſe, den vitalen Blutkreislauf mit der Würdigung der roten und weißen Blutkörperchen als Energievermittler, die Irritabilität und den latenten Kraftſtand der Nervenſubſtanzen, die energetiſche Bedeutung der Binde- und Stützgewebe, insbeſondere der Glia, der Drüſen und des Knochenmarkes, die Verhältniſſe von Schädigung und Erſatz, den Einfluß der Toxine, die anatomiſche und phyſiologiſche Erforſchung des Zentralnervenſyſtems und ſeiner Beziehungen nicht nur zu den peripheren Sinneswerkzeugen, ſondern auch zu den Organen der Ernähr-

ung und Verdauung, der Athmung, der Bewegung und der Fortpflanzung u. ſ. w.

Wollen wir uns eine annähernde Vorſtellung von der allmählichen Vervollkommnung der pſychophyſiſchen Syſtematik im Tierreiche machen, ſo thun wir gut, denſelben Weg zu beſchreiten, den L. Edinger[1]) für die vergleichende Anatomie des Nervenſyſtems gewieſen hat: „Es muß eine Anzahl anatomiſcher Anordnungen geben, die bei allen Wirbeltieren in gleicher Weiſe vorhanden ſind, diejenigen, welche die einfachſten Äußerungen der Thätigkeit des Centralorgans ermöglichen. Es gilt nur immer dasjenige Tier oder diejenige Entwickelungsſtufe irgend eines Tieres ausfindig zu machen, bei der dieſer oder jener Mechanismus ſo einfach zu Tage tritt, daß er wohl verſtanden werden kann. Hat man das Verhalten einer ſolchen Einrichtung, eines Faſerzuges, einer Zellanordnung, nur einmal irgendwo ganz ſichergeſtellt, ſo findet man ſie gewöhnlich leicht auch da wieder, wo ſie durch neu Hinzugekommenes mehr oder weniger undeutlich gemacht wird. Das Auffinden ſolcher Grundlinien des Hirnbaues aber ſcheint die nächſtliegende und wichtigſte Aufgabe der Hirnanatomie. Kennen wir nur erſt einmal ſie, ſo wird es leichter ſein, die komplizierten Einrichtungen zu verſtehen, mit denen das höher organiſierte Gehirn arbeitet.“

In ähnlicher Weiſe müßten ſich, wie ich glaube, auch für die Energien und Synergien, deren Träger die anatomiſchen Bildungen ſind, allmähliche Übergänge nachweiſen laſſen, nur mit der erſchwerenden Maßgabe, daß die arithmetiſchen Progreſſionen des anatomiſchen Aufbaues ſich bei der energetiſchen Syſtematik in geometriſche Progreſſionen verwandeln.

---

[1]) Vorwort zu den Vorleſungen über den Bau der nervöſen Centralorgane.

Die primitivſten Formen tieriſcher lebendiger Energie — Irritabilität und Syſtematik — bieten hierzu die Handhabe. Denn bei den niedrigſten Tieren beſchränken ſich die „Merkſyſteme“ auf wenige Empfindungs- und Bewegungskomplexe, die größtenteils angeerbt ſind und reflexartig eintreten oder doch automatiſch abgeleiert werden. Vielleicht gibt es lebende Organismen, deren ganze Energetik nur in zwei oder drei Reflexbogen beſteht. Je weiter wir in der Tierreihe fortſchreiten, deſto zahlreicher und komplizierter ſehen wir dieſe feſten nervöſen Verbindungen werden, und je umfaſſender das Nervenſyſtem der Art ſich geſtaltet, deſto mehr treten auch individuelle Verſchiedenheiten hervor, welche, wie ſich oft nachweiſen läßt, nunmehr nicht bloß auf Anerbung, Ernährung und ſonſtigen primären Wachstumsbedingungen, ſondern auch auf individueller Anpaſſung (Übung, Erfahrung, Nachahmung, Erziehung, Dreſſur, Suggeſtion) beruhen.

Beim Menſchen nehmen die individuellen ſyſtematiſchen Erwerbungen einen außerordentlich breiten Raum ein; weil aber aus dem hilfloſen Säugling im Verlaufe weniger Jahrzehnte ein homo sapiens wird (oder werden kann), ſo nimmt man die bildungsfähige Seele des Individuums zum Ausgangspunkt der pſychologiſchen Wertſchätzung, um welche ſich nun die Überhebung des Adepten und der Stolz des Erziehers ſtreiten; — ſo konnte man bisher, ich darf wohl ſagen: „vergeſſen“, daß jedem, auch dem kompliziertеſten Nervenſyſtem ſeine Energetik in allem Weſentlichen mitgegeben d. h. angeboren ſein muß; daß wir keine, auch nicht die höchſte geiſtige Entfaltung uns losgelöſt denken dürfen von den Apparaten und ihrer Entwicklungsgeſchichte; daß wir, mit anderen Worten, in der einzelnen Seele nur das Reſultat einer, tauſende von Generationen ohne Unterbrechung umfaſſenden energetiſchen Entwicklung anzuſprechen haben.

Rein physiologisch betrachtet, wäre eigentlich das „Merksystem“ überall da gegeben, wo wir annehmen dürften, daß (wenn auch nur zwei) verschiedene Nervenkörper (Zellen, Neurone) regelmäßig korrespondieren, einander in Mitschwingung versetzen. Da wir aber die Art und Weise solcher Korrespondenz nicht genau kennen, ja nicht einmal sagen können, ob gewisse komplexe Bilder in einzelnen Zellen untergebracht sind oder durch das Zusammenwirken von Gruppen von Zellen ermöglicht werden, so müssen wir uns an die psychischen Thatsachen halten. Ob z. B. das optische Bild eines Menschenantlitzes, welches wir als bereits früher wahrgenommen „wiedererkennen“, nur dem Gedächtnis einer einzelnen Zelle oder eines ausgebreiteten Rindengebietes oder selbständig jeder einzelnen Zelle dieses Gebietes angehöre, diese Frage beschäftigt uns zunächst gar nicht, sondern wir sprechen hier von einem einfachsten, aus zwei psychischen „Thatsachen“ — der aktuellen Wahrnehmung des Antlitzes und der Konstatierung seines Erinnerungsbildes — bestehenden Merksystems. Eine Komplikation dieses Systems ist sofort gegeben, wenn wir in dem Antlitz dasjenige eines „Freundes“ oder „Feindes“ erkennen, und weitere Komplikationen sind vorhanden, wenn wir durch dieses sekundäre Wiedererkennen zu eigenartigen Handlungen veranlaßt werden. Schon aus diesem Beispiel geht hervor, wie vieldeutig der Begriff des „Merksystems“ ist: er kommt den einfachsten Reflexen und Wiedererkennungsakten ebensowohl wie den kompliziertesten Gedankengängen zu, sobald nur das Kriterium der unumgänglichen (um nicht zu sagen unfreiwilligen) Aneinanderreihung oder Zusammenschwingung psychischer Thatsachen gegeben ist.

Die epigenetische Lehre von den Merksystemen muß daher bis auf weiteres im wesentlichen eine psychologische sein und bleiben. Aber sie darf es nicht verschmähen, nach allen

Seiten Beziehungen und Erklärungen zu ſuchen, ſich Belehrung von den Anatomen und Ärzten, den Phyſiologen, ſogar von den Phyſikern und Chemikern zu holen. Denn unſere Hoffnung iſt ja doch darauf gerichtet, die Pſychologie dereinſt in vollen Einklang mit der exakten naturwiſſenſchaftlichen Forſchung gebracht zu ſehen.

Indem ich nun verſuche, eine gedrängte Überſicht meiner Lehre von den Merkſyſtemen zu geben — im weſentlichen die „Theſen", welche ich dem Münchner internationalen Pſychologenkongreß im Auguſt 1896 vorgelegt habe, — ſehe ich davon ab, auf die frühere Literatur, namentlich auf Chriſtian Wolff's und Kant's Lehren von den Seelenvermögen, auf die „Aſſoziationspſychologie" der engliſchen Schule (Hartley, Hume, James Mill, Herbert Spencer, Alex. Bain, H. Höffding), ſowie Herbart's Mechanik der Vorſtellungen, Beneke's Pſychologie der Urvermögen und Reizelemente, Wundt's Apperzeptionspſychologie, Hartmann's Metaphyſik des Unbewußten und andere Theorien einzugehen.[1]) An mannigfachen, zum Teil ſehr nahen Berührungen fehlt es nicht; man wird auch vieles entdecken, was von Taine, Ribot, Wilh. James, Stumpf, Lipps, Münſterberg u. a. vielleicht beſſer geſagt worden iſt.

Wenn man aber heutzutage in pſychologiſchen Dingen gewiſſenhaft alles Gedruckte citieren will, dann muß man die gleiche Rückſicht auf die Schriften der Phyſiologen, Anatomen, Ärzte und Zoologen nehmen, durch welche die Pſychologie täglich größere Bereicherung erfährt. Ich erinnere nur an die Entdeckung des ſechſten Sinnes durch Goltz. Die Schriften von Joh. Müller, Meynert, Du Bois-Reymond, Helm-

[1]) Vgl. die ſehr inſtruktiven hiſtoriſchen und literariſchen Überſichten in Wundt's Phyſiolog. Pſychologie.

holtz, Wernicke, Exner, Munk, Weisman, Roux, Ewald, Forel, Flechſig, Romanes, Ziehen u. v. a. enthalten eine Maſſe von Aufklärungen und Gedanken, ja man kann ſagen, daß dieſe neuen, auf dem Boden der exakten Forſchung ſtehenden Autoren für die Pſychologie der Zukunft viel wichtiger ſind, als die Syſtematiker und Philoſophen der alten Schulen. Hier will ich ja nur eine Zuſammenfaſſung nach Geſichtspunkten der energetiſchen Epigeneſis geben und verwahre mich von vorneherein gegen den Vorwurf, fremde Verdienſte ignorieren zu wollen. So oft habe ich eine mühſam eroberte Idee nachträglich von einem Früheren ausgeſprochen gefunden, daß ich mich nicht wundern würde, wenn ein ebenſo boshafter als gewiegter Kenner der unermeßlich umfangreichen pſychologiſchen und mediziniſchen Literatur mir für jeden einzelnen meiner Sätze einen Parallelſatz nachweiſen würde, der ſchon irgendwo und irgendwann in ähnlicher Weiſe, wenn auch in anderem Zuſammenhange, ausgeſprochen worden. Aber ich wette, daß der geſtrenge Mann nicht im Stande wäre, ſelber viel Originelles zu denken; denn das allzu eifrige Umpflügen der Gedanken anderer verflacht unſer eigenes Ackerfeld und beraubt uns der ohnehin nicht ſehr hohen Ausſichtspunkte.

Indem ich mich hier vorwiegend mit den „pſychiſchen" Merkſyſtemen beſchäftige, verwahre ich mich ausdrücklich gegen die Annahme, daß ich den niederen Funktionen nicht gleichfalls die Syſtematik und das rhythmiſche Gedächtnis zuerkennen wolle. Je vorurteilsloſer wir die innigſten Beziehungen zwiſchen Herz-, Magen- und Muskelthätigkeit einerſeits und den ſenſiblen, koagitativen Gehirnfunktionen andererſeits anerkennen, deſto näher werden wir dem Vorhofe der Wahrheit kommen. Ja, nur dem Vorhofe, — denn ſchon indem ich dies denke, fühle ich mein Herz etwas lebhafter ſchlagen und

meine Augen ſich weiter öffnen. So bleiben wir eingedenk der Mahnung an unſere Beſcheidenheit: Gefühl iſt Alles, — auch die Wahrheit!

* * *

Jedes Gefühl, jede Empfindung, jeder Reflex, jede motoriſche Innervation, jedes Sinnesbild, überhaupt alle nervöſen Vorgänge und Zuſtände — mögen ſie zum Bewußtſein kommen oder nicht — haben die Tendenz der dynamiſchen Ausbreitung und der Suggeſtion. Andererſeits iſt immer eine große Maſſe von Nervenelementen bereit, ſich neuer Reize zu bemächtigen, dem Fiſchernetze vergleichbar, das infolge der feſten Verbindung der Maſchen imſtande iſt, ſeine zappelnde Beute zu halten. Inſoweit hierdurch bleibende (wenn auch veränderliche) Beziehungen für die Reproduktion hergeſtellt werden, ſprechen wir von „Merkſyſtemen". Die Zahl der Vorſtellungen kann minimal, ihr logiſcher Zuſammenhang gleich Null ſein; ausſchlaggebend für das „Syſtematiſche" iſt lediglich die Erinnerungskontiguität.

Alle oder nahezu alle Bilder und Vorſtellungen, über welche unſer Gedächtnis verfügt, treten nur im Zuſammenhange eines oder mehrerer Merkſyſteme auf und rufen bei ihrer Reproduktion ſolchen Zuſammenhang hervor. Die Bildung ſolcher reproduktiver Syſteme, welche ihrer Geneſis nach weder den natürlichen (objektiven) Zuſammenhang der vorgeſtellten Dinge ſpiegeln, noch irgendwelchen Regeln der ſogenannten Logik entſprechen, iſt eine biologiſche Notwendigkeit und im Bau und in der Energetik unſeres Nervenſtaates erblich begründet. Wir können ſie geradezu als „energetiſche Weſenheiten" des letzteren bezeichnen.

Die „Merkſyſteme" ſind alſo dynamiſche Zuſtände, welche — Freundſchaften und Feindſchaften vergleichbar —

die Momente ihrer Entstehung und Thätigkeit überdauern. Wir dürfen annehmen, daß sie, ohne alle und jede reproduktive Belebung u. dgl., mit der Zeit verblassen oder auch ganz aus dem Bewußtsein verschwinden können, namentlich dann, wenn starke systematische Neubildungen stattgefunden haben. Das ist individuell verschieden: es gibt Menschen, welche trotz unausgesetzter geistiger Neubildung die ältesten, nie mehr reproduzierten Merksysteme jederzeit spiegelblank in Bereitschaft haben, während andere zugestehen müssen, daß ganze Gruppen von älteren Merksystemen nahezu ausgelöscht sind. Im Gegensatze zu diesen gewissermassen antiquarischen Systemen sind die Gebrauchssysteme infolge verschiedenartiger Anregungen (von außen kommender Reize, Ernährung, Blutumlauf, Intoxikation, Triebleben einzelner Nerven, häufiger aktueller Kontiguität u. s. w.) unablässigen An- und Abschwellungen, oft auch sonstigen Erschütterungen, Zusammenbrüchen ꝛc., ausgesetzt.

Ich neige der Ansicht zu, daß jedes einmal etablierte Merksystem, auch wenn es in seiner Individualität unkenntlich geworden ist und „vergessen" zu sein scheint, doch dynamische Spuren hinterläßt, hinreichend stark, um spätere Wiedereinübung des scheinbar verschwundenen Systems zu erleichtern; und daß somit jedes Merksystem einen gewissen bleibenden Einfluß auf die gesamte Systematik behält.

Es gibt keinen nervösen Apparat, keine Nervenzelle oder Nervenbahn, welche nicht nach erlangter Reife irgendwie auf die Bildung, Erhaltung und Umgestaltung von Merksystemen Einfluß haben könnten. Sogar der nicht zum Bewußtsein kommende Gefühlstonus der nutritiven und sexuellen Apparate kann oft systematische Wandlungen hervorbringen. Daher ist die Beschaffenheit, die Ernährung, das eigene Triebleben, die Leistungskraft, die Zeit der Reife, die Übung, Erholung und Rückbildung aller jener einzelnen Apparate und

Nervenkörper für die Bildung der „Merkſyſteme“ von grundlegender Bedeutung. Das gilt natürlich nicht bloß von den peripheren Sinneswerkzeugen, vom Rückenmark und den niederen Gehirnteilen, ſondern in erſter Linie auch von den Neuronen ꝛc. der Großhirnrinde, ja von jeder einzelnen Zelle und Leitungsbahn derſelben. Inſofern auch dieſen Zentralorganen ihr eigenes Triebleben zuerkannt werden muß, können wir alſo von „intrakortikalen Trieben“ ſprechen, welche ſich — im Gegenſatze zu den centripetal der Rinde mitgeteilten Projektions-Erregungen — in rein ſyſtematiſchen Erregungen äußern. Dieſe ſind es, welche uns das Recht geben, von „menſchlichen“ Trieben zu ſprechen, und welche viele große Männer und Frauen befähigt haben, trotz gewaltiger niederer Triebe und Leidenſchaften auf den verſchiedenſten Gebieten geiſtigen Schaffens Hervorragendes zu leiſten. Ich vermute, daß ein von Tieren geſäugter Wildling zur rechten Zeit ſtehen und gehen „lernen“, daß er nach einer primitiven Lautſprache ringen, und daß zwei wild aufgewachſene Menſchen ſich ihre eigene Sprache bilden und „menſchlich“ denken lernen würden.

* * *

Der Begriff der pſychiſchen „Dispoſition“ war bisher ein ſehr vager. Gewiß dachte man ſich bei dieſem Worte meiſtens auch irgend etwas „Nervöſes“ und wohl auch „Erbliches“; aber dieſe allgemeine Annahme erſtreckte ſich vorwiegend auf die verſchiedenen Sinnesgebiete, als die Quellen der einzelnen Bilder und Vorſtellungen, während die Aſſoziation dieſer elementaren Beſtandteile und die Urteilsbildung dem Geiſte, als einheitlichem Regime, überlaſſen wurde. Die Epigeneſis der Merkſyſteme als energetiſcher Weſenheiten ſetzt dagegen die Annahme einer großen Anzahl ſyſtema-

tisch-lokalisierter Dispositionen voraus, prästabilierter Verbindungen von Kraftstandlokalen, zentripetaler, zentrifugaler und intrakortikaler Leitungen, oder sagen wir auch: assoziativer Wachstumsbewegungen, durch welche gewisse systematische Dauerfunktionen ermöglicht werden.[1])

Wir können sie mit einem sehr komplizierten Verkehrsnetz von Landstraßen, Kanälen, Eisenbahnschienen und Telegraphendrähten vergleichen, welche die verschiedenartigsten Sendungen und Botschaften, Personenbeförderung, Warenaustausch, telephonische Gespräche und Musikübertragungen ꝛc. zulassen. So ist es denkbar, daß ein und dieselbe „Disposition" verschiedenen Wirkungsweisen dienstbar werden kann, mit der Maßgabe, daß diejenige Wirkungsweise, welche zuerst und durch fortgesetzte Übung von ihr Besitz ergreift, in der Regel auch diesen Besitz behauptet; umgekehrt ist es aber auch denkbar, daß es Merksysteme oder Verfeinerungen von Merksystemen gibt, für welche keine der vorhandenen Beziehungen ausreichend ist, und für welche auch keine geschaffen werden kann.

Kein Merksystem kann individuell „erworben" werden, zu welchem nicht die energetischen Voraussetzungen gegeben sind. Bei denjenigen Systemen, welche das Individuum nolens volens im Fortschreiten seiner Nervenentwicklung, fast mit derselben Nötigung wie das Atmen und Verdauen, erwerben muß (Essen und Trinken, Aufrechtgehen, Greifen, Sprechen ꝛc.), ist dies selbstverständlich; aber auch zu jenen Systemen, welche das Individuum über die tierischen Bedürfnisse hinaus, bewußt oder unbewußt, gern oder widerwillig annimmt, gehört ausnahmslos energetische Befähigung. Die Disposition ist im allgemeinen erblich gegeben, sie kann aber unter Umständen auch individuell (durch glückliche Wachstumsspannung, Ernähr-

[1]) Energetische Epigenesis S. 67.

ung, Lebensbedingungen, Erziehung, Übung) verſtärkt oder ſogar geſchaffen werden. Freilich, eine gewiſſe Anerbung muß auch im letzteren Falle gegeben ſein, ähnlich jener, welche das Bepfropfen des Baumes mit fremden Reiſern ermöglicht. Die Epigeneſis der Dispoſitionen zerfällt alſo in Phylo- und Ontogeneſis. Bei letzterer müſſen wir ſorgfältig die Funktionsgebiete und ihre Beziehungen, ſowie die Entwickelungsperioden der meiſtbeteiligten Organe unterſcheiden. Es gibt Merkſyſteme, für welche bei gewiſſen Individuen Dispoſitionen, wenn überhaupt, nur in einer gewiſſen Lebensperiode geſchaffen werden können.

Energetiſche Dispoſitionen, ſowohl phylo- als ontogenetiſche, können verloren gehen, und zwar nicht bloß für das Individuum, ſondern auch für die Nachkommen. Bei materiellen Erkrankungen und Schwächungen (durch Alkoholismus, geſchlechtliche Überanſtrengungen u. ſ. w.) iſt dies ſelbſtverſtändlich, bei groben pſychiſchen Vernachläſſigungen erklärlich. Durch die ſtarke Übung eines ſchlechten Merkſyſtems kann die Dispoſition für ein gutes ruiniert werden. Es gibt aber auch ſyſtematiſch-dispoſitionelle Feinheiten, welche ſchon darum verloren gehen, weil ſie nicht rechtzeitig eskomptiert wurden.

Erblichkeit von Merkſyſtemen. Sicher iſt nur das Eine: Ohne Dispoſition keine Funktion. Nach der Stärke oder Schwäche der erſteren richtet ſich die Leichtigkeit, mit der die letztere eintritt. Die rein phyſiſchen Dispoſitionen des Blutumlaufs, des Atmens, des Verdauens, des Saugens ꝛc. haben die ſyſtematiſchen Funktionen im unmittelbaren Gefolge, ſobald die betr. Organe reif ſind bezw. funktionsfähig werden. Dasſelbe nehme ich von den Sinnesthätigkeiten, auch vom plaſtiſchen Sehen u. dgl. an, wobei wir uns nur zu vergegenwärtigen haben, daß für die höheren Funktionen eine ſpätere Reife der Organe angenommen werden muß, als für die niederen, und

daß die Reife nicht mit einem Schlage einzutreten pflegt. Die Frage, ob einzelne höhere (auf Vorſtellungen beruhende) Merkſyſteme als ſolche erblich ſind, mag hier unerörtert bleiben; vielleicht würde doch ein Menſch, der nie Seinesgleichen noch ſich ſelbſt im Spiegel geſehen, für den erſten ihm begegnenden Mitmenſchen ein gewiſſes „Wiedererkennen“ haben. (Auch Adam erkannte ja Eva ſofort!) Aber wenn auch in Bezug auf die Vererbung von Vorſtellungen und Gedanken (pſychiſchen Inſtinkten) der Menſch weit hinter vielen Tieren zurückbleibt, ſo müſſen wir umſomehr für ihn die Vererbung außerordentlich komplizierter ſyſtematiſcher Dispoſitionen in Anſpruch nehmen, da die Sicherheit und Raſchheit, mit denen ſich Menſchen mit hervorragend ſtarken ſpezifiſchen Talenten die kompliziertеſten Merkſyſteme aneignen und mit denen andererſeits auch ſchlimme Neigungen trotz der beſten Erziehung ſich geltend machen, doch nur ſo erklärt werden kann.

Alle dieſe Fragen erfahren neue Beleuchtung durch die nunmehr feſtgeſtellte Thatſache, daß die zentralen Kraftſtandlokale und Bahnen ſpäter, als die peripheren, und zwar nach Maßgabe des durch die peripheren Reizungen geſteigerten Bedürfniſſes zur Entwicklung gelangen. Hierbei müſſen wir ſelbſtverſtändlich auch der glücklichſten Ontogeneſis Grenzen zuſprechen; über ein gewiſſes, phylogenetiſch d. h. erblich gegegebenes Maß wird die Entfaltung von Dispoſitionen nirgends gehen können.[1])

Neben der ſehr verſchiedenen Aggreſſion der einzelnen Apparate (Ernährungs- und Fortpflanzungstriebe, Bewegungs-, Sinnes- und Aſſoziationszentren, periphere und zentrale Organe ꝛc.) ſind ſelbſtverſtändlich die von außen kommenden Reize, die äußeren Lebensbedingungen, das „Milieu“, — ſind

[1]) Energetiſche Epigeneſis S. 67.

Gewöhnung, Beiſpiel, Lehre, Suggeſtion und Zwang, menſchliches Fürchten und Hoffen, teils fördernd, teils hemmend, von größter, oft ausſchlaggebender Bedeutung für die Bildung der Merkſyſteme.

Jeder Trieb und Inſtinkt, jede ererbte oder erworbene Dispoſition hat das Streben, ſich in ſyſtematiſche Formen zu kleiden. Das Syſtem iſt der pſychologiſche Ausdruck der phyſiologiſchen Energieen. Iſt die Dispoſition eine dominierende, ſo wird man von „ihrem“ oder „ihren“ Syſtemen reden können (Geſchlechtstrieb, Völlerei, Habſucht, Neid, ꝛc.). Durch Hemmungen, welche kontradiktoriſcher Dispoſition oder Erziehung zu verdanken ſind, wird die herrſchende Rolle der fraglichen Triebe oft verhüllt; der ſorgfältige Beobachter, namentlich der Pſychiater, wird indeſſen auch in ſolchen verſchleierten Syſtemen das punctum saliens leicht herausfinden.

Andererſeits gibt es wohl kaum ein Merkſyſtem — nicht einmal ſolche im Dienſte des Hungers und Durſtes, des Geſchlechtstriebes und des Aufrechtgehens — welches nicht durch Gewöhnung, Beiſpiel und Lehre ſtark beeinflußt werden könnte. Was wir ſchon bei zahmen Haus- und wilden dreſſierten Tieren beobachten können, nämlich das zeitweilige Zurückdrängen der elementaren Triebe aus anderen Gründen als denen der direkten Furcht, das tritt nun beim Menſchen in außerordentlich großem Maßſtabe auf. Hier iſt die Nötigung zur Unterdrückung von Trieben, Wünſchen und Begierden ſo gewaltig, die Entſagung und Vertagung, die Geduld ſo unerläßlich, daß wir das ſpezifiſch Menſchliche — gegenüber der tieriſchen Aggreſſion — geradezu in dem Fortſchritt der Hemmung erblicken können. Das erſtreckt ſich nicht nur auf die willkürlichen Bewegungen und Handlungen, ſondern auch auf die Bildung der Phyſiognomie des Antlitzes, auf die geſamte Körperhaltung, auf die unwillkürlichen Handbewegungen ꝛc., welche wir vielfach als

äußerlich ſichtbare Spuren auch *erworbener* ſyſtematiſcher Dispoſitionen betrachten dürfen. Sogar die „herzbrechenden" Merkſyſteme ſind der ſyſtematiſchen Korrektur (durch religiöſen und philoſophiſchen Troſt, Belehrung, Zerſtreuung, Suggeſtion) zugänglich.

Unter den normalen ſyſtembildenden Faktoren nimmt die *Imitation* einen breiten und hervorragenden Platz ein. Für das frühe kindliche Lebensalter verſteht ſich das von ſelbſt; hier iſt die Nachahmung, und zwar zum großen Teile die *abſichtsloſe* und *unbewußte* Nachahmung, viel wichtiger als die eigentliche Erziehung. So „lernen" wir ſprechen, ſpielen, balgen, mutig und artig ſein, unſeren Willen durchſetzen und — lügen! Aber auch in ſpäten Lebensaltern iſt die Nachahmung (und zwar nun vielfach die widerwillige) die gute oder ſchlechte Mutter vieler Merkſyſteme; auf ihr beruht das meiſte von dem, was wir Sitte und Anſtand nennen, der „gute Ton in allen Lebenslagen", die Hofetikette, die Klatſchhaftigkeit männlichen und weiblichen Geſchlechts, die Modethorheit, ja ſogar großenteils die Wohlthätigkeit und die Hartherzigkeit, die Gerechtigkeit und die Undankbarkeit, die Ritterlichkeit und die Schofeleſſe. Nicht bloß der „Imitationskünſtler" hat *Talent* zur Nachahmung; vielmehr können wir gerade dieſes Talent als das allergewöhnlichſte, das „Jedermannstalent" bezeichnen. Es iſt die bequemſte Übertragung guter Einfälle und großer Dummheiten von einem Individuum auf das andere, eine faſt allen Tieren gemeinſame Methode der Syſtematik. *Wir* haben ſie zunächſt von den Affen.

Andererſeits beſitzt kein Weſen in ſo reichem Maße wie der Menſch die Fähigkeit zur Ausbildung von *genialen* und *individuell eigenartigen Merkſyſtemen*. Talent, Charakter und ſogar Intelligenz kommen auch bei Tieren vor, nicht aber, oder doch nur höchſt ſelten und andeutungsweiſe, das

Geniale, das wir ganz allgemein als die Fähigkeit zu ungewöhnlichen, den normalen Gesichtskreis erweiternden systematischen Verknüpfungen bezeichnen können. Verwandt mit dem Genialen ist der rein intellektuelle Altruismus. Liebe, Mitgefühl und Aufopferungsfähigkeit besitzen auch Tiere, nicht aber die Gabe, die Gedanken anderer nachzudenken und gerecht abzuwägen, mit anderen Worten: fremde Merksysteme zu analysieren und bei Beurteilung Anderer von den eigenen Lust- und Unlustgefühlen abzusehen. Darin beruht die große Stärke und Überlegenheit des Menschen, freilich auch vielfach seine Schwäche. Im letzten Grunde haben wir diese Erscheinungen in dem Reichtum der menschlichen Gehirnstruktur (nicht nur im anatomischen, sondern auch im energetischen Sinne) zu suchen und in der schier unermeßlichen Variabilität der nervösen Kombinationen. Sehr verkehrt aber ist es, hier das Außergewöhnliche, Überreiche sofort als „krankhaft" anzusprechen — wir müßten denn überhaupt jede verschwenderische Ausstattung in der Natur, also z. B. auch den Samenreichtum mancher Pflanzen, als „krankhaft" betrachten. Den überreichen Ausstattungen (z. B. im Gebiete des Geschlechtstriebes) stehen beim Menschen normaler Weise im Bereiche der Koagitationszentren reiche Hemmungsapparate gegenüber.

Die stärksten Gebrauchssysteme haben die Tendenz, alle neuen Eindrücke und Bilder an sich zu reißen, sie im positiven oder negativen Sinne zu „verarbeiten". Das System ist in der Regel stärker als das neue Bild; das ist der biologisch gesunde Kern des menschlichen Größenwahns, freilich auch die Basis ungezählter Irrtümer und Absurditäten. Gleichwohl können neu aufgenommene Bilder, sei es durch ihre Intensität und Qualität oder durch eindringliche Wiederholung (saepe cadendo) ein sonst ziemlich festes Merksystem nicht nur im Ganzen verstärken oder schwächen, alterieren, sondern auch

deſſen Schwerpunkte verſchieben; beiſpielsweiſe das Weſentliche eines Syſtems, das urſprünglich in einem tieriſchen Triebe wurzelte, von der motoriſchen mehr nach der ſenſiblen Seite verlegen. Die Meinung, daß jedes Syſtem nur einen Hauptkern, gewiſſermaßen nur einen Herd haben könne, iſt irrig. Die Betonung der einzelnen Glieder des Syſtems kann ſogar je nach dem Anlaſſe der einzelnen Reproduktion und nach den Begleiterſcheinungen, ſowie infolge von organiſchen Stimmungen wechſeln.

Iſt nun dasſelbe Merkſyſtem ſchon bei einem Individuum fortwährenden Schwankungen ausgeſetzt, ſo können wir füglich mit noch größerem Rechte ſagen: Wenn zwei dasſelbe Merkſyſtem haben, ſo iſt es nicht dasſelbe. Das gilt ſogar von ſcheinbar ganz unperſönlichen Syſtemen; man wird mir zugeben, daß das Formelſyſtem $2 \times 2 = 4$ im Kopfe eines ABC-Schützen ein anderes Leben friſtet, andere Kreiſe zieht, als in jenem eines Aſtronomen. Inſoweit es ſich um Merkſyſteme handelt, iſt daher „der Schluß von ſich auf Andere", zum mindeſten in einzelnen Teilen ſeines Aufbaues, faſt immer ein Trugſchluß. Der Gerechte und geiſtig Bewegliche wird dieſer Wahrheit ſtets und gerne Rechnung tragen, während der Egoiſt und Schwachſinnige ſeine Mitmenſchen lediglich nach den eigenen Syſteminhalten beurteilt.

Man kann aber noch weiter gehen und ſagen, daß alle oder faſt alle Merkſyſteme ein und desſelben Menſchen ununterbrochenen Veränderungen ausgeſetzt ſind, und zwar nicht bloß inbezug auf die Beweglichkeit und Aſſoziationsfähigkeit, ſondern auch auf die innere Weſenheit.

Dadurch, daß ein Merkſyſtem allmählich oder plötzlich (z. B. durch einen mächtigen Eindruck, durch organiſche Erkrankung, durch Suggeſtion ꝛc.) einen Wechſel des Triebherdes oder des führenden Bildes erfährt, kann es nicht allein eine

erhebliche Veränderung seiner Lebhaftigkeit, seines Temperamentes, sondern auch eine solche seines biologischen Charakters erfahren. Es kann sich aus einem „Unlustsystem" in ein „Pflichtsystem" (mit oder ohne Unlust), aus einem „Pflichtsystem" in ein „Lustsystem", aus einem dem Individuum und seiner Umgebung förderlichen in ein nachteiliges, ja gefährliches verwandeln. Man kann daher sagen, daß vom Zustande der Merksysteme, von deren Beweglichkeit und Gutartigkeit nicht nur die Intelligenz und Geistesgegenwart, sondern auch der allgemeine Charakter des Individuums abhänge und daß starke Veränderungen im Haushalt der einzelnen Merksysteme auch Veränderungen der Intelligenz und des Charakters eines Individuums bedeuten können.

Wenn auch angenommen werden muß, daß jedes einzelne Merksystem seinen Charakter und sein Temperament im wesentlichen aus der physiologischen Stimmung (Anlage, Triebkraft, Ernährung) der meistbeteiligten Nervenelemente schöpft, so ist doch auch der systematischen Mechanik, der Art der Inbetriebsetzung und Ingangerhaltung, ein gewisser eigentümlicher und oft sehr starker Anteil an der Lebenshaltung der Merksysteme nicht abzusprechen. Ein durch häufige und regelmäßige Reproduktion automatisch gewordenes, gewissermaßen reflexartig funktionierendes Merksystem wird einem noch wenig geübten Merksystem ceteris paribus, d. h. bei gleicher Stimmung der beteiligten Nervenelemente, immer überlegen sein: Eine gut eingedrillte Irrlehre wird die schönsten Wahrheiten siegreich abschlagen, auch wenn ihr Träger das Zeug zu einem ehrlichen Kerl hat und im allgemeinen als intelligent gelten darf. Bis zu einem gewissen Grade darf sogar ein Einfluß der systematischen Mechanik auf die Dispositionen, oder sagen wir gleich: die Wachstumsbewegung der beteiligten Nervenkörper, angenommen werden.

Was gemeinhin „der Charakter“ eines Individuums oder seine „allgemeine Geistesrichtung“ genannt wird, das setzt sich also in Wirklichkeit aus einer Reihe, mehr oder weniger homogener, mehr oder weniger harmonisch zusammengestimmter Merksysteme zusammen und hängt von der Fähigkeit ab, gewonnene Grundsätze auf die einzelnen Systeme anzuwenden. Die allgemeine logische Übereinstimmung aller Systeme ist ein seltenes Ereignis, fast etwas Abnormales; das Normale ist vielmehr eine gewisse logische Disharmonie.

Wir müssen annehmen, daß auch unter der Schwelle des Bewußtseins nicht nur alle, später gelegentlich stark zu Tage tretenden Merksysteme fortvegetieren, sondern daß auch viele von ihnen (vielleicht alle?) „an der Arbeit“ sind, sich gegenseitig beeinflußen oder durch nutritive u. dgl. Verhältnisse der Nerven, durch verändertes Milieu ꝛc. beeinflußt werden. So kann es kommen, daß ein Merksystem, das uns lange Zeit nicht zum Bewußtsein gekommen war, bei seiner Wiedererweckung große Veränderungen, Einbußen oder Verstärkungen, veränderte psychische Beziehungen ꝛc. aufweist, — es ist ein anderes geworden! Und so geht es mit zehn, mit hundert, mit tausend verschiedenen Merksystemen. Wenn wir nach vielen Jahren einen Schulkameraden wiedersehen, können wir es erleben, daß sein Dialekt, seine Haltung, seine Denkungsweise, seine freundschaftliche Gesinnung „etwas“ anders geworden, daß der ganze Mensch ein „etwas“ anderer geworden ist. Und er selbst ahnt es nicht, er glaubt noch genau derselbe zu sein, wie vor dreißig Jahren! Allerdings empfinden wir seine Veränderung doppelt, weil — auch wir selbst anders geworden sind! Wir messen die fremden Merksysteme und ihre Veränderungen mit dem eigenen veränderlichen und meistens auch wirklich veränderten Maßstabe.

* * *

Bewußtwerden der Merksysteme. Es gibt wohl kaum ein einziges System, das uns in allen seinen Bestandteilen zum „Bewußtsein" kommt. Überhaupt ist das, was wir B. nennen, nur ein äußeres Anfühlen, eine Empfindungsart, keineswegs ein objektives Wissen, wozu vor allem ein genaues Existenzgefühl der einzelnen Nervenkörper und eine lokale Kontrolle der nervösen Vorgänge, der benutzten Bahnen, Muskeln u. s. w. gehören würde. Nicht einmal von den rein motorischen Innervationen haben wir solches Wissen, geschweige denn von den höheren psychischen. Was wir hier vermuten, beruht auf wissenschaftlicher Forschung, ist kein unmittelbares Empfindungswissen im konkreten Fall. Zum sogenannten „Bewußtsein" kommt uns immer nur ein gewisser gefühls- und sinnbildlicher Teil der in dem betreffenden Merksystem enthaltenen Affekte, Vorstellungen oder Handlungen, — der Rest, namentlich der eigentliche Arbeits-Vorgang bleibt im Dunkeln. Hier befinden wir uns mit unserem „Wissen" in ähnlicher Lage, wie der Leser des Kurszettels, der von dem ameisenartigen Gewühl der Börse nichts weiß. Und auch jenes Bewußtsein kann sich normalerweise immer nur auf ein oder ein paar Merksysteme und ihren Verkehr beziehen, da, wenn wir auch die stete potentielle Gegenwärtigkeit aller uns innewohnenden Merksysteme voraussetzen müssen, doch aus erklärlicher biologischer Nötigung — weil wir nur zwei Hände zum greifen, nur einen Mund zum beißen, sprechen und küssen haben — das erste Postulat die Beschränkung der Vielheit und der Intensität, d. h. die Hemmung ist. Das Gegenteil wäre Chaos, Delirium, Wahnsinn, Vernichtung.

* * *

Von „Reproduktion" oder besser schlechtweg „Aktion" der Merksysteme sprechen wir, wenn ihr dynamischer Zustand

zu einem vorherrſchenden, Erregungen oder Handlungen herbeiführenden, andere Syſteme erweckenden oder hemmenden geworden iſt, — vergleichbar dem Zuſtande der Weißglut. Im ruhigen Verlaufe des Lebens braucht dieſe Reproduktion nicht mit ſtarken Affekten des Nervenſtaates verbunden zu ſein. Zu den ſyſtematiſchen Aktionen, die wir überhaupt in der Regel nicht beachten, gehören z. B. die unabläſſigen Wiedererkennungsakte, welche uns befähigen, unſere alltägliche Umgebung zu ignorieren. In unſerer Wohnung, auf der Straße „erkennen" wir alles, aber nur das Ungewohnte bringt ſtärkere ſyſtematiſche Erregungen hervor. Der Müller erwacht, wenn die Mühle zu klappern aufhört. Dieſe und andere Erſcheinungen drängen zur Annahme unbewußter Aufmerkſamkeit in breiten Partien unſeres Zentralnervenſyſtems, welche alſo nur ſcheinbar im Zuſtande vollkommener Unthätigkeit verharren. Der unbewußten Irritabilität und Senſibilität entſprechen ſyſtematiſche Auslöſungen, welche um ſo eher der Wahrnehmung entgehen, je häufiger und regelmäßiger ſie wiederholt werden.[1])

Von großer Wichtigkeit iſt daher die Automatiſierung der Merkſyſteme, welche wohl auch Fälſchungen und Abkürzungen derſelben zur Folge hat, — ganz entſprechend der morphiſchen Entwickelungsfälſchung.[2]) Dieſe Abkürzungen ſind unerläßlich, aber auch gefährlich, weil die Automatiſierung das Denken zwar erleichtert, gleichzeitig aber auch ſchabloniſiert und verknöchert. Oft iſt es nur ein kaum merklicher „ſyſtematiſcher Gefühlstonus", der jedes einzelne von mehreren raſch nacheinander geſprochenen oder geleſenen Worten begleitet, vorausgeſetzt, daß außer der erforderlichen

[1]) Vgl. meine Kunſtphyſiologie; über verborgene Aufmerkſamkeit, S. 416.
[2]) Vgl. Energetiſche Epigeneſis S. 39.

Reaktionszeit auch die Syſteme ſelbſt wirklich vorhanden und leicht reproduzierbar ſind. So wird z. B. die raſche Aufzählung von Kunſtſtilen (aſſyriſch, ägyptiſch, chineſiſch, perſiſch, indiſch, griechiſch u. ſ. w.) bei dem in dieſen Dingen Bewanderten mehr oder weniger reiche Kollektivbilder oder Typen, wenn auch nur ſchwach, aufleben laſſen. Wir ſehen ſie flüchtig und undeutlich, wie von Ferne, aber „Reproduktion" iſt das doch. So werden durch jedes eigenartige Milieu, jeden neuen Gedankengang ganze Gruppen von Merkſyſtemen der Aktion gewiſſermaßen „näher gebracht".

Jeder Beruf, jede Beſchäftigung, jedes Spiel (z. B. Schach), jedes Geſpräch und jede Lektüre läßt jene leiſeſten Mitſchwingungen zum ſyſtematiſchen Gruppentonus anſchwellen. Auch der ſogenannte Muskeltonus — in ſteter Relation mit dem Gleichgewichtsſinn — iſt faſt immer ſyſtematiſch; er iſt ein anderer beim gehen, bergſteigen, tanzen, reiten, fechten, turnen, ringen, radfahren, ſchießen, exerzieren und unendlich vielen anderen Syſtemen vorwiegend motoriſchen Inhalts. Von dem raſchen, blitzartigen Eintreten eines ſolchen ſyſtematiſchen Tonus hängt es auch ab, ob wir beim ſtraucheln, ſtolpern, fallen ꝛc. der Gefahr der Verletzung entgehen. Daß mehrere Merkſyſteme gleichzeitig in voller „Aktion" ſein können, ergibt ſchon die einfachſte Beobachtung von Tieren wie Menſchen; namentlich iſt der geordnete Ablauf automatiſcher Syſteme vorwiegend motoriſchen und muſikaliſchen Inhalts ſehr wohl vereinbar mit der gleichzeitigen Reproduktion und Verknüpfung vorwiegend intellektueller Syſteme; ſtrittig kann nur die Frage des gleichzeitigen Bewußtwerdens verſchiedener ſyſtematiſcher Aktionen ſein.

Der Umſtand, daß für die Automatiſierung das jugendliche Gehirn und Nervenſyſtem leichter „zu haben" iſt, als das gereifte oder gar gealterte, wird wohl in den meiſten

Fällen mit darauf beruhen, daß eine mehr oder weniger vollkommene ſyſtematiſche „Beſetzung“ der Kraftſtandlokale und Leitungen die Einübung weiterer Syſteme erſchwert. Aber die Erfahrungen, namentlich auf dem Gebiete der „Senſomobilität“ (wie S. Exner die ſenſoriſche Regulierung der Bewegungen nennt),[1]) legen doch auch die Vermutung nahe, daß das in der Entwickelung begriffene Gehirn überhaupt geſchmeidiger iſt, gewiſſe Syſtembildungen leichter annimmt. Die Jugend lernt ſpielend und faſt unbewußt, dem Alter iſt die Hemmung und Kritik vorbehalten. Die jugendlichen Einübungen ſind auch haltbarer, vielleicht weil ſich die energetiſchen Umſatzgeſchäfte und Wachstumsbewegungen in der Jugendzeit den Merkſyſtemen beſſer anbequemen. Die „präſtabilirte Harmonie“, die Dispoſition ſelbſt geht für viele Einübungen verloren, wenn die geeignete Periode verſäumt wird.

Der Wechſel in der Reproduktion von Merkſyſtemen, das Überſpringen von dem einen zum andern, kann durch das vegetative Eigenleben der beteiligten Organe und Apparate, durch periphere Nervenreizung oder durch Kontiguität von Vorſtellungen erfolgen. Dadurch nämlich, daß faſt jedes Bild mehr als einem Merkſyſtem (wenn auch wohl ſtets in anderer Klangfarbe) angehört, werden ungezählte Berührungspunkte geſchaffen, infolgedeſſen ſozuſagen der Funken der Weißglut von einem Syſtem auf das andere überſpringen kann. Meiſtens bilden ſich hier bevorzugte pſychiſche Kontiguitäten aus, welche vielleicht mit einer eigenartigen Lokaliſation dieſer Syſteme zuſammenhängen: Nebenſyſteme, „Synopſien“ im weiteren Sinne, von denen oft mehrere unbewußt neben dem bewußten „Aktionsſyſtem“ mitſchwingen. Wenn ich gewagte Bilder brauchen darf: die Merkſyſteme verhalten ſich,

[1]) Exner, Phyſ. Erklärung pſych. Erſcheinungen, I. Theil (1894) S. 124.

je nach der Zahl und Lage der Berührungen und des dadurch bewirkten Richtungswechſels, centriert (auf einen gemeinſamen Mittelpunkt gerichtet), parallel (in allen Punkten einander anziehend oder abſtoßend), transverſal, in ſpitzem oder ſtumpfen Winkel anſtoßend, Schleifen bildend u. ſ. w. Wir können uns auch eine Maſſe von Perlenſchnüren vorſtellen, die in einem ſcheinbaren Chaos vor uns liegen, die tauſende von zufälligen Berührungspunkten haben, von denen aber dennoch jede ihren eigenen Zuſammenhang hat durch die Schnur, — das iſt die anatomiſche und energetiſche Verknüpfung der beteiligten Zellen und Nerven. Die Schnur muß gegeben ſein, die Perlen ſind angereiht; deren Kontiguität mit Perlen anderer Schnüre ſtellt den ſyſtematiſchen Verkehr her, ermöglicht den Syſtemwechſel.

Intereſſant iſt der Übergang vom ſyſtematiſchen Tonus zur bewußten Reproduktion. Wenn wir uns auf eine Melodie „beſinnen", ſo iſt in der Regel der Tonus ſchon gegeben; wir ſuchen nur noch die Kontiguität, um „hineinzukommen." Melodien mit bekannten Worten werden leichter gefunden, als ſolche ohne Worte. In ähnlicher Weiſe verhält es ſich mit der erſtrebten Wiederbelebung aller Erinnerungen; dieſe erfolgt immer durch ſyſtematiſche Anknüpfungen, die wir oft ganz inſtinktiv herbeiführen, indem uns eine innere Stimme (der Tonus!) zuflüſtert: „Hier ſuch' verloren!" Im Zuſtande der Zerſtreutheit, der Unbeſinnlichkeit „umkreiſen" wir förmlich das fehlende Bild, wir umgeben es mit Suchſyſtemen, wie man eine Feſtung mit Laufgräben umgibt, denn nur durch wirkliche Berührung können wir zu unſerem Ziele kommen. Daher der Satz: Je größer die Anzahl der Kontiguitäten und Beziehungen, deſto leichter die Reproduktion.[1])

[1]) Vgl. meine Kunſtphyſiologie S. 445.

Fällen mit darauf beruhen, daß eine mehr oder weniger vollkommene systematische „Besetzung" der Kraftstandlokale und Leitungen die Einübung weiterer Systeme erschwert. Aber die Erfahrungen, namentlich auf dem Gebiete der „Sensomobilität" (wie S. Exner die sensorische Regulierung der Bewegungen nennt),[1]) legen doch auch die Vermutung nahe, daß das in der Entwickelung begriffene Gehirn überhaupt geschmeidiger ist, gewisse Systembildungen leichter annimmt. Die Jugend lernt spielend und fast unbewußt, dem Alter ist die Hemmung und Kritik vorbehalten. Die jugendlichen Einübungen sind auch haltbarer, vielleicht weil sich die energetischen Umsatzgeschäfte und Wachstumsbewegungen in der Jugendzeit den Merksystemen besser anbequemen. Die „prästabilirte Harmonie", die Disposition selbst geht für viele Einübungen verloren, wenn die geeignete Periode versäumt wird.

Der Wechsel in der Reproduktion von Merksystemen, das Überspringen von dem einen zum andern, kann durch das vegetative Eigenleben der beteiligten Organe und Apparate, durch periphere Nervenreizung oder durch Kontiguität von Vorstellungen erfolgen. Dadurch nämlich, daß fast jedes Bild mehr als einem Merksystem (wenn auch wohl stets in anderer Klangfarbe) angehört, werden ungezählte Berührungspunkte geschaffen, infolgedessen sozusagen der Funken der Weißglut von einem System auf das andere überspringen kann. Meistens bilden sich hier bevorzugte psychische Kontiguitäten aus, welche vielleicht mit einer eigenartigen Lokalisation dieser Systeme zusammenhängen: Nebensysteme, „Synopsien" im weiteren Sinne, von denen oft mehrere unbewußt neben dem bewußten „Aktionssystem" mitschwingen. Wenn ich gewagte Bilder brauchen darf: die Merksysteme verhalten sich,

[1]) Exner, Phys. Erklärung psych. Erscheinungen, I. Theil (1894) S. 124.

Schlafes immer von neuem auf, und zwar als ernste Erscheinungen der Ichsynthese. Ich glaube, daß diese Thatsache uns den Schlüssel gibt zu jenen geheimnisvollen systematischen Wandlungen unter der Schwelle des Bewußtseins, wo — das „wissen wir ahnend" — an manchen unserer Merksysteme „gearbeitet" wird. Insofern hierbei unterbewußte systematische Zusammenschließungen beteiligt sind, möchte ich sie Schattensysteme nennen; als solche Schattensysteme denke ich mir z. B. die ersten Formen einer im Entstehen begriffenen Sympathie oder Antipathie, eines Verdachtes, einer Perversität, einer Manie u. dgl. Oft werden Traumsysteme ihre Verräter. Der Lebensweg der Hysterischen und der Melancholiker ist mit Schattensystemen gepflastert. In hypnotischen und halluzinatorischen Zuständen erscheint dann zuweilen die zweite Persönlichkeit, die aus Schattensystemen zusammengesetzt ist, — „der Andere". Aber auch im normalen Wachzustand und bei vollem Bewußtsein erleben wir den oft sehr schmerzlichen Antagonismus von Merksystemen. Da, wo dieser Antagonismus auf Anerbung verschieden gearteter Eltern beruht und sich auf ganze Lebensgebiete erstreckt, haben wir die zwiespältigen Charaktere und Temperamente, — die Unberechenbaren, die innerlich Zerrissenen und Zerschlissenen, die problematischen Naturen.

Die Suggestion, welcher manche Individuen nicht bloß im hypnotischen, sondern auch im Wachzustande zugänglich sind, ist nichts als eine seitens der Suggerierenden zielbewußte, seitens der Suggerierten mehr oder weniger hemmungslose Etablierung von Merksystemen. An dem bedingungsweisen Gelingen und der Natürlichkeit des Experimentes zweifelt wohl heute kein Arzt mehr. Ob wir dabei Defekte der systematischen Faktoren (Schwachsinn) anzunehmen haben, hängt davon ab, ob kontradiktorische Systeme zu überwinden, oder

Eine besondere Beachtung beanspruchen die Schatten- und Traumsysteme. Während des Schlafes arbeitet zwar das Triebleben der Organe fort, und auch die dynamischen Zustände der Gehirnnerven können leicht eine Intensität annehmen, die uns jene Empfindungen verursacht, welche wir Traum (später Traumerinnerung) nennen. Aber der Schlaf der äußeren Sinne (bezw. ihrer Projektionsherde und zum Teil wohl auch ihrer Vorstellungsherde in der Rinde), sowie der Mangel an Nötigung zu zweckmäßigem Handeln läßt einen abnormalen Verkehr unter den Merksystemen zu, der sich nicht nur in einem ungewöhnlichen, beschleunigten oder verlangsamten, bizarre Affekte, Defekte und Anknüpfungen zeigenden Wechsel offenbart, sondern oft auch Bilder, Bilderreihen und Affekte aufweist, welche uns im wachen Zustande teilweise oder ganz fremd sind. Wir fliegen oder gehen in einiger Entfernung vom Boden in der Luft, und suchen unserer Gesellschaft, die das nicht kann, die Leichtigkeit des Experimentes zu demonstrieren; wir dichten oder singen, wir „können" alles Mögliche, das wir nie gelernt haben; wir verkehren sehr unartig mit den besten Freunden und schenken Leuten, denen wir im Wachzustande stets mißtrauisch aus dem Wege gehen, das unbedingteste Vertrauen; Tote werden lebendig, unsere Lieben sehen wir in Todesgefahr; die bekanntesten Eigenschaften von Menschen und Dingen fallen uns nicht ein, u. s. w. Die Lückenhaftigkeit der Traumgebilde hat selbstverständlich unvollständigen, abnormalen Gruppentonus zur Voraussetzung, was sich durch ungleichmäßige Lokalisierung des Schlafes wohl erklären läßt.

Solche Traumsysteme, deren Erinnerung uns befremdet, kehren aktuell nur im Schlafe (wohl auch in hypnotischen und somnambulen Zuständen) wieder; im Wachzustande belächeln wir wohl ihre Ungereimtheit, trotzdem treten sie während des

und im Ernſtfalle; namentlich gilt dies von unſeren Tugenden, von der Tapferkeit, der Dankbarkeit, der Selbſtaufopferung, der Wahrheitsliebe, dem Pflichtgefühl, der Gerechtigkeit; und auch im Ernſtfalle thuen Beiſpiel, Ehrgeiz, Aufmunterung, Suggeſtion, Milieu und — konventionelle Lüge das Ihrige hinzu. Daß die Schatten- und Traumſyſteme keine bloßen „Einbildungen“ ſind, wie man früher wohl gemeint hat, geht aus den Organerregungen hervor, von denen ſie oft begleitet ſind. Auch wenn in vielen oder den meiſten Fällen der Art das erregte Organ den erſten Anlaß zur ſyſtematiſchen Aktion gegeben haben mag, ſo verliert die letztere dadurch nichts von ihrer Aktualität. Ich erinnere nur an das bekannte Phänomen der ſexuellen Traumbefriedigung anäſthetiſcher Frauen. Von einer ſyſtematiſchen Aktion, die im Traume ſpinale Auslöſungen erzielt, welche im Zuſtande des Wachſeins (hier vielleicht infolge ſtörender Einflüſſe) unerreichbar ſchienen, kann man doch nicht ſagen, daß ſie nur eine eingebildete ſei!

Da einmal von geſchlechtlichen Unordnungen die Rede iſt, ſo mag auch der konträren Sexualität und der ſexuellen Perverſitäten gedacht ſein. Ich glaube, daß, wenn man in jedem Einzelfalle der Geneſis der beteiligten Merkſyſteme nachginge, meiſtens nichts oder nur ſehr wenig für die angeblich ererbte und daher „unüberwindliche“ Anlage übrig bleiben würde. Es mag ſein, daß in ſeltenen Fällen mit ſekundären Merkmalen des entgegengeſetzten Geſchlechtes auch gewiſſe phyſiſche Dispoſitionen Hand in Hand gehen, welche die normale Aggreſſion ausſchließen; indeſſen iſt beim Menſchen die Sexualſphäre dermaßen ausgebreitet und zu den unglaublichſten ſyſtematiſchen Verwertungen auch höherer Ordnung geeignet, daß bei jeder Kontrarietät zunächſt eine Korrektur der ſexuellen Merkſyſteme in Angriff genommen

nur schwache Systeme zu stärken waren. Ja auch die Hypnose selbst, sowohl die tiefe als die oberflächliche, beruht auf der Suggerierung eines starken dissoziativen Merksystems, des Schlafes, das wir uns bei einiger Übung und unter günstigen Bedingungen auch auf dem Wege der Autosuggestion applizieren können. Im übrigen kommen bei der hypnotischen Suggestion dieselben Methoden in Anwendung, welche auch dem Wachenden gegenüber seit alten Zeiten oft von Erfolg waren, nämlich Ablenkung der Aufmerksamkeit nach bestimmter Richtung, Zerstreuungen aller Art, Erweckung fanatischen Vertrauens (Wunderglauben), Überrumpelung und Einschüchterung (Faszination), Erregung von Furcht, zwangsweise Gewöhnung, Verführung zu Genüssen, Anleitung zur unbewußten Imitation, Erziehung und Überredungskunst.[1]) Endlich gehören auch die suggestive Anästhesie und die suggestive Aufhebung von Lähmungserscheinungen zu den „systematischen Experimenten".[2])

Alle diese und ähnliche Erscheinungen des „Seelenbinnenlebens" (Second life),[3]) welche man früher teils als mysteriöse Offenbarungen aus der vierten Dimension angestaunt und mit entsprechendem Hokuspokus kultiviert, teils als Ausgeburten überreizter Phantasie gebrandmarkt und abgelehnt hat, — sie werden erklärlich, wenn wir die Merksysteme als energetische Wesenheiten betrachten, welche ihre eigentümlichen Aktionsgesetze haben, und wenn wir uns immer vergegenwärtigen, daß Aufmerksamkeit, Bewußtsein, Wille 2c. nur Wahrnehmungsformen sind. Zu welchen Aktionen unsere Merksysteme fähig sind, erkennen wir nicht aus selbstbewußter Prüfung, sondern vielmehr im Traume

[1]—[2]) Vgl. v. Schrenck-Notzing, „Suggestion, Suggestivtherapie" 2c. aus Eulenburgs Encyklopäd. Jahrbüchern 7. Bd.

[3]) Moritz Benedikt, Seelenbinnenleben.

güterten Mitbürger, an die Eltern hoffnungsvoller Söhne und an den Staat denken; denn bei der unglaublichen Leichtigkeit, mit der die ſexuellen Merkſyſteme in abnormale Bahnen gelenkt werden können, handelt es ſich allerdings um eine Volksgefahr, — bei uns modernen Deutſchen geradeſo wie bei den idealverwandten alten Griechen. Der § 175 ſoll uns vor einer Epidemie ſchützen; er iſt auch der beſte Schutz aller anſtändigen Leute unter den Homoſexuellen ſelbſt, da die förmliche Sanktionierung der Männerliebe ſehr bald nicht nur zu ſozialen Auflehnungen, ſondern auch zu drakoniſchen Maßregeln führen müßte.

Zu der großen Familie der „Binnenſyſteme“, wie wir ja wohl alle im Grunde der Seele ſchlummernden und daraus immer wieder auftauchenden Syſteme nennen können, gehören aber auch die fixen Ideen, die Zwangs-, Qual- und Alpſyſteme u. dgl., überhaupt alle jene Merkſyſteme, die wir, ohne an unſerem Menſchentum und unſerer geiſtigen Individualität Schaden zu leiden, beſſer verſchwinden oder zu weſenloſen Erinnerungen verflüchtigt ſehen könnten. Ich meine nicht die edlen Reue- und Trauerſyſteme, die an der Stelle verlorenen Liebes- und Lebensglückes unſere ſtändigen Begleiter, wohl auch unſere Tröſter werden, ſondern die ungebetenen Gäſte, die uns die ſchlafloſen Stunden und die Erholung vergällen. Zu ihnen ſind auch die „muſikaliſchen Zwangsvorſtellungen“[1]) zu rechnen, ebenſo wie die als ſolche erkannten „Wahnvorſtellungen“; nur ſollten wir überall nicht von Vorſtellungen, ſondern von Syſtemen ſprechen, da es ſich immer um mehr oder weniger feſtgefügte Ketten von Bildern handelt. Hier, wo oft nicht die geringſte organiſche Veranlaſſung oder biologiſche Nötigung nachweisbar iſt, können wir

[1]) Löwenfeld, Vortrag auf dem internationalen Pſychologenkongreß zu München 1896, Bericht S. 304.

werden sollte. Das geschieht ja wohl auch selbst in kritischen Fällen mit Hilfe der Suggestion, der normalen Verführung u. dgl. Wenn der Erfolg nur selten ein gründlicher ist, so liegt das eben an der allgemeinen Schwierigkeit der Beseitigung von Lustsystemen; auch die Lust am Trinken ist schwerer zu beseitigen als zu etablieren. Was aber die Genesis der Homosexualität anbelangt, so ist es *meine feste Überzeugung*, daß in neun von zehn Fällen von einem *angebornen Zwang* keine Rede sein kann, daß vielmehr in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle Verführung, Masturbation, Mangel an Aufsicht und Körperermüdung, Irreleitung der Phantasie u. dgl. bei mehr oder weniger großer, ererbter oder erworbener Disposition zu Nervenleiden die Schuld tragen.

Die Sache hat ihre große praktische Bedeutung auch im öffentlichen Leben. Der Aufforderung, mit für die Aufhebung des § 175 des R.-Str.-G.-B. einzutreten, konnte ich mich nicht anschließen. Lesbos und Selbstbefriedigung mögen als Tändelei oder Notwehr gegen die Gefahren der nicht standesamtlich erlaubten Liebe noch hingehen; aber in dem perversen Verkehre unter Männern kann ich, wenn es sich um einen *Ersatz für den normalen Beischlaf* handelt,[1]) nur eine moralische Entmannung erblicken, welche als staatsgefährlich mindestens mit demselben Rechte zu verhindern ist, wie die Verstümmelung behufs Befreiung vom Heeresdienste. Wollte man den § 175, welcher ohnehin mild genug gehandhabt wird, gänzlich aufheben, so würde man Millionen junger Leute auch in den unteren Volksschichten, die heute noch durch die strafrechtliche Verfehmung zurückgehalten werden, in's Verderben ziehen. Die Gebildeten und Wohlsituierten unter den Homosexuellen mögen doch nicht bloß *an sich*, sondern auch an ihre minder be-

[1]) Nach der Rechtsprechung ist beischlafsähnliche wechselseitige Onanie *straflos*!

gegenwart u. dgl. nennen, iſt immer nur ein relativ zweckmäßiger, abgeglichener Syſtemverkehr; was wir Zerſtreutheit[1]) nennen, iſt immer nur ein relatives Auslaſſen ſyſtematiſcher Verknüpfungen. Denn in Wirklichkeit gibt es keinen Menſchen, der ſeinen ganzen Vorrat an Merkſyſtemen auf einmal überblicken oder inventariſieren kann. Es gibt ſehr reich ausgeſtattete Menſchen, die eben wegen der Vielſeitigkeit und Maſſenhaftigkeit ihrer Gedanken ſehr oft „zerſtreut" ſind, und umgekehrt ſyſtematiſch Arme, die immer das „rechte Wort" auf den Lippen haben, welche jederzeit mit der Blendlaterne ihres kleinen Bewußtſeins zur Hand ſind.

Der Eigenſinn der Merkſyſteme legt aber die Vermutung nahe, daß wir es mit wirklichen Erregungen zu thun haben, die nur wegen der Feinheit der Gebilde nicht nachweisbar ſind. Der Zorn und andere ſyſtematiſche Affekte erſcheinen nur als Entladungen, die wir direkt auf Inſulte oder Erregungszuſtände materieller nervöſer Verbände zurückführen können. Wir können ſie geradezu mit dem Blitz vergleichen, der ja auch ſeine materiellen Leitungswege findet und ſich vielfach veräſtelt, wenngleich für uns nur der Hauptſtrahl ſichtbar iſt. Die oft ſo unbegreifliche Mitleidenſchaft ſcheinbar entlegener Syſteme können wir jetzt durch die Telephonſtörungen erläutern, welche durch zufällige Berührung gewöhnlich iſolierter Leitungen entſtehen. Dieſer Vergleich iſt beſonders wichtig für die zahlreichen ſyſtematiſchen Sprachſtörungen,[2]) wo wir ohne die Vorſtellung materieller Kontiguitäten ganz ratlos ſein würden, da die allergewöhnlichſten Störungen dieſer Art mit den höheren Denkgeſetzen, mit Logik ꝛc. gar nichts zu thun haben. Sie ſtellen gewiſſer-

[1]) Vgl. meine Schrift über d. Lokaliſationstheorie und die Zerſtreutheit. 2. Aufl.

[2]) Vgl. Anm. S. —, ſowie Sachs, Vorträge über Bau und Thätigkeit des Großhirns, (Breslau 1893) S. 188 ff.

Studien über den Eigenſinn der Merkſyſteme machen. Es ſind die „kleinen Beſeſſenheiten“, die uns aber, gerade weil wir ſie als läſtig, unvernünftig und ganz überflüſſig zu erkennen vermögen, manchmal große Pein verurſachen. Wie zum Spotte unſerer ſelbſt nennen wir ſie Selbſtquälereien! Iſt es immer nur Schwachſinn, wenn in unſerer Phantaſie Mücken zu Elephanten werden — wenn uns ein kleines lucrum cessans mehr und länger ärgert als ein großes damnum emergens? Und doch müßten wir ſolcher Plackereien, ſo lange ſie noch keinen pathologiſchen Charakter angenommen haben, leicht Herr werden können, wenn wir uns immer Mühe geben würden, ſie als ſyſtematiſche Unarten zu erkennen, gegen welche uns doch ein ganzes Arſenal von kontradiktoriſchen Syſtembildungen zur Verfügung ſtehen müßte.

Daß uns dies nicht immer zum Bewußtſein kommt, daß uns überhaupt „das Rechte nicht immer zur rechten Zeit einfällt“, auch wenn wir den erforderlichen Tonus (oder, wie man ſagt, den guten Willen) dazu haben, das liegt eben an der epigenetiſch-energetiſchen Natur unſeres ſyſtematiſchen Inventars, an der Unkontrollierbarkeit der zentripetalen Einflüſſe und der zentralen Energieerzeugung. Unſere „Merkſyſteme“ beherrſchen uns; wenn „wir“ glauben, ein Syſtem zu beherrſchen, ſo iſt das ein Irrtum: es iſt immer nur der Sieg eines anderen „Merkſyſtems“, das — ſei es durch Reproduktion oder andere ſyſtematiſche Kombinationen, neue Eindrücke u. dgl., oder aber in Folge epigenetiſcher oder pathologiſcher Vorgänge und Einflüſſe — ſich als das ſtärkere erweiſt, vielleicht nur dadurch, daß es gewiſſe Hemmungen überwinden hilft oder errichtet. Als ein Zuſammentreffen glücklicher Umſtände dürfen wir es anſehen, wenn wir in allen wichtigen Lebensgängen von guten Geiſtern beherrſcht werden. Was wir Selbſterkenntnis, Selbſtbeherrſchung, Geiſtes-

Folge der Entartung ſei. Mit demſelben Rechte könnten wir jedes komplizierte und verfeinerte Perfektionsinſtrument als „krankhaft“ bezeichnen. Aber das iſt ja ganz einleuchtend, daß die geniale Anlage, wenn ſie keinen Schaden nehmen ſoll, in jeder Beziehung mehr Sorgfalt und Rückſicht, namentlich mehr individuelle Erziehung erheiſcht, als die gewöhnliche Anlage. Vor allem ſollte man alle genial angelegten und zur geiſtigen Frühreife neigenden Kinder auf's Land ſchicken und zunächſt kräftige Bauernkinder werden laſſen.

* * *

Die zuletzt erörterten Fragen hängen innig zuſammen mit der Bildung von abſtrakten Merkſyſtemen und ſyſtematiſchen Syntheſen, welche eine hervorragende Fähigkeit der menſchlichen Pſyche ausmachen. Daß oft ſchon aus einem einzigen konkreten Syſtem (einer einzigen Erfahrung), ja ſchon aus der durch Belehrung, Lektüre u. dgl. gewonnenen bloßen Einbildung eines ſolchen, ſofort Analogien gebildet werden, beruht auf der virtuoſen und breiten Anlage des Syſtemverkehrs oder der „Phantaſie“, welche fortwährend geneigt iſt, aus konkreten abſtrakte, und aus abſtrakten konkrete Syſteme zu konſtruieren, ſelbſt mit den trüglichſten Berechnungen und luftigſten Bauſteinen (châteaux en Espagne). Das geſchieht auch, wenn wir Erzählungen anderer anhören, Zeitungen oder Romane leſen. In einem glücklich angelegten Nervenſtaat wird jedes konkrete Syſtem unausgeſetzt von einem oder mehreren, den bevorzugten Bildern affiliierten abſtrakten Syſtemen (auch kontradiktoriſchen) umſchwebt, ſo zwar, daß der erfahrene Menſch ſelten vom Eintritte des Gegenteils ſeiner Erwartungen verblüfft wird.

Zu den abſtrakten Syſtemen gehören aber auch jene, die unſere ganze Lebenshaltung beherrſchen, die guten, wie die

maßen nur ein psychisches Stottern dar, welches ebenso wie dasjenige des äußeren Sprachapparates auf Leitungsdefekten oder falschen Berührungen beruht. Man vergegenwärtige sich auch den Dualismus des Gehirn- und Rückenmarkbaues. Vielleicht sind die Elemente und Bahnungen (die „Wachstumsbewegungen") für einzelne Merksysteme schon in verschiedener Weise auf beide Hälften verteilt; jedenfalls aber können wir annehmen, daß nicht immer in beiden Hälften dieselben Kraftstände und Erregungsverhältnisse herrschen.[1])

So wird es erklärlich, daß die Tyrannei einzelner Merksysteme bis zur Vernichtung des Individuums führen kann. Vor dem Großwerden solcher Raubsysteme ist auch der normale Mensch nie sicher. Zu den psychischen Einflüssen, welche solche Systeme begünstigen und überhaupt verheerend auf mühsam erworbene, edle Merksysteme einwirken können, gehören z. B. schlechte Gesellschaft, Irrlehren, Verhetzung, Neid, schlechte Behandlung, Mangel an befriedigender Beschäftigung, Versuchung ꝛc.; zu den physiologischen Einflüssen: Eintritt der Pubertät und Sterilität, Onanie, Alkoholismus, Mangel an Bewegung, Krankheiten aller Art, nicht bloß Nervenkrankheiten im engeren Sinne. Es kann aber nicht genug betont werden, wie einschneidend und tiefgehend beim Menschen das rein Systematische (d. h. von der Stimmung der nichtkortikalen Organe Unabhängige) ist. Und leider müssen wir zugeben, daß die Gefahren der Entartung mit dem Reichtum der Anlage fast gleichen Schritt halten, eine Beobachtung, welche manche Forscher (Lombroso u. a.)[2]) zu der, wie ich glaube, gänzlich irrigen Meinung verleitet hat, daß die Genialität selbst mit der Entartung gleichbedeutend, gewissermaßen schon

[1]) Vgl. Hirth, Lokalisationspsychologie S. 72.

[2]) Vgl. die Polemik gegen Lombroso in meinen „Aufgaben der Kunstphysiologie" S. 547 ff.

Löcher hat. Auch die vollſtändigſte Syntheſe hat ihre Achilles-ferſe, wo ſie von kontradiktoriſchen Einflüſſen, ſtarken Trieben ꝛc. mindeſtens leicht verwundet werden kann. Je vieldeutiger der Sammelbegriff, deſto erklärlicher die Lücken. Von den Syntheſen gilt natürlich noch in viel höherem Grade, was von der ſubjektiven Färbung der Einzelſyſteme geſagt wurde,[1]) daß nämlich der Schluß von ſich auf andere faſt immer ein Trugſchluß iſt. Selbſt bei ganz normalen Menſchen ſind Ungleichheiten der ſynthetiſchen Syſtembildung die Regel, und man darf zufrieden ſein, wenn die ſyſtematiſchen Veränderungen und Neubildungen ſich im allgemeinen in der Richtung höherer Vollkommenheit bewegen.

Sehr beachtenswert ſind die Parallelſyntheſen, die wir für einzelne Dinge, Lebensverhältniſſe und Menſchen in Bereitſchaft haben. Her X hat eine reizende kleine Frau, die er aus Liebe genommen hat und noch liebt, die ihm aber durch Eiferſucht und Kapricen das Leben verbittert. Neben der Liebe ſteht nun gleich der Haß; aber ob die ſympathiſchen oder antipathiſchen, die Luſt- oder die Unluſtſyſteme die Oberhand gewinnen, hängt oft nur von einem zärtlichen Händedruck, einem leidenſchaftlichen Blick, einer ſüß oder bitter geweinten Thräne ab. Die ganze Armatur der ſympathiſchen Syntheſe ſchmilzt momentan dahin oder ſchwillt zum mächtigen Tonus an, ganz je nachdem. Ähnlich verhält es ſich mit den durch Ort und Gelegenheit gebotenen Änderungen unſeres Benehmens, überhaupt mit dem ſozialen Takt. Schon mancher Fürſtengünſtling fiel, weil er die Grenzen der Vertraulichkeit zur unrechten Zeit überſchritten, d. h. weil er es nicht verſtanden hatte, in ſeinem Herrn den ſelbſtbewußten, ahnenſtolzen Egoiſten vom gutmütigen, nachgiebigen Altruiſten zu unterſcheiden. Man ſagt

[1]) Vgl. oben Seite 29.

dann wohl: „er kannte die Grenze ſeines Einfluſſes nicht.“ In Wirklichkeit waren die Syntheſen von Merkſyſtemen, welche ſich an die phyſiſche Perſönlichkeit ſeines Fürſten knüpften, durcheinander geraten. So haben oder brauchen wir für die meiſten Erſcheinungen des Lebens eine Art von ſyſtematiſcher doppelter Buchhaltung, ein bewegliches Soll und Haben unſerer Merkſyſteme.

Am deutlichſten und reinſten treten uns die Parallelſyntheſen im Traume entgegen. Ein Beiſpiel: Wir hatten vor Jahren oder bis vor kurzem einen Freund (oder eine Freundin), dem wir in grenzenloſem Vertrauen zugethan waren; aber ſchlimme Erfahrungen, tiefe Kränkungen und Meinungsdifferenzen haben uns völlig „auseinandergebracht.“ Der Gedanke an eine Verſöhnung iſt gänzlich ausgeſchloſſen — doch nein: im Traum erleben wir es oft, daß wir mit jener Perſon nicht nur herzlich und (wenn es ſich um eine ehemals Geliebte handelt) in der allerintimſten Weiſe verkehren, ſondern dieſer „Traumverkehr“ wird auch nicht durch die geringſte Diſſonanz, durch keinerlei Anklang an die in Wirklichkeit eingetretene Entfremdung getrübt. Oder: wir verkehren im Traume mit längſt verſtorbenen geliebten Menſchen, mit einem unſerer Eltern, mit Kindern, über deren Hinſcheiden wir heiße Thränen vergoſſen, ohne daß uns die leiſeſte Stimme an die tiefe Kluft erinnert, die der Tod zwiſchen uns und den Geliebten errichtet hat. Erſt beim Erwachen werden wir der Täuſchung gewahr, und ein Seufzer entringt ſich unſerer Bruſt, in dem ſich Dankbarkeit und ſchmerzliche Enttäuſchung die Hand reichen.

Man könnte verſucht ſein, hier lediglich von antiquariſchen Erinnerungs-Syntheſen zu ſprechen, und gewiß ſpielt dabei die feſte Einübung in früheren, abgeſchloſſenen Zeiträumen eine Hauptrolle. Durch den Schlaf wird der Ab-

ſchluß noch begünſtigt: die Phantaſie wird gleichſam in das alte Milieu verſetzt, der Anſchluß der ſpäter erworbenen Zweigſyſteme iſt gänzlich aufgehoben. Aber bei Lichte beſehen ſind es doch nur quantitative Unterſchiede der Abgeſchloſſenheit, welche die Differenz zwiſchen dem Wach- und dem Traumzuſtande ausmachen. Auch im erſteren haben wir Momente, wo aus dem Spiele unſerer Phantaſie wichtige Aktualitäten ausgeſchloſſen bleiben, und keineswegs ſind es immer nur mächtige Triebe, Organerregungen und Suggerierungen oder gar Leichtſinn, welche uns dazu verführen, eine Sache zeitweiſe in einer falſchen Beleuchtung zu ſehen, die mit unſerem ganzen Wiſſen nicht übereinſtimmt. Wir müſſen vielmehr daran feſthalten, daß der Grund hier wie dort vor allem in dem Reichtum der ſyſtematiſchen Beziehungen liegt, und daß ſelbſt der Intelligenteſte keinen vollkommen ſicheren Schutz gegen gelegentliche Ausfälle und Unbeſinnlichkeiten beſitzt. Darum iſt es rätlich, ſich für wichtige Entſcheidungen Zeit zu nehmen, „die Sache zu beſchlafen", um alle ſyſtematiſchen Beziehungen zum Worte kommen zu laſſen, falls wir nicht etwa durch fixe Ideen oder leidenſchaftliche Affekte daran verhindert ſind. Die gemütliche Beruhigung, eine Symphonie von Beethoven, ein Schwimmbad, oft ſchon ein Spaziergang thuen Wunder. Ich pflege mir in ſolchen Fällen etwas aus Mozarts „Zauberflöte" oder Webers „Freiſchütz" vorzupfeifen.

* * *

Die zugleich umfangreichſte und ſchwierigſte unter allen Zuſammenfaſſungen von Merkſyſtemen iſt natürlich die Ichſynthese. Alles Syſtematiſche, aber auch alles Organiſche und Vegetative kann zu ihr irgendwie in Beziehung treten. Von dieſer Rieſenſynthese, welche aus vielen Millionen von

maniakalischen. Die spezifischen Merksysteme des Geizhalses bilden sein „Ich“ dermaßen, daß all sein Denken und Trachten auf die Erhaltung und Nahrung dieses Molochs gerichtet ist; ähnlich starke Merksysteme sind diejenigen der Standes- und Berufsehre: hier wie dort wird die Wahrung des Systeminhalts mit dem Begriff der persönlichen Selbsterhaltung förmlich identifiziert. So ist der Selbstmord, aus Liebe oder Schamgefühl, die Hinopferung des Lebens für ein Ideal, für eine religiöse oder patriotische Synthese ꝛc. zu erklären. Man denke an das schöne Hurrah, das die Mannschaft des „Iltis“ angesichts des Todes auf ihren Kaiser ausgebracht! Hieher gehören auch die Synthesen der Erfinder und Projektemacher, der wissenschaftlichen Forscher und Entdecker. Diese Synthesen gehen schon über alles hinaus, was wir aus dem auch bei Tieren vorkommenden Herdengemeinsinn erklären können; das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, ohne alle Rücksicht auf sich oder andere, den „Forschungsidealismus“ hat der Mensch für sich allein: es ist die menschliche Systematik als höchster Selbstzweck.

Die sogenannten „Seelenvermögen“ der alten Psychologie sind hiernach aus dem relativen Überwiegen gewisser abstrakter Merksysteme und den bei diesen zu Tage tretenden Eigenschaften zu erklären. Wir nennen das Individuum intelligent, mutig, charaktervoll, gerecht, geduldig, tugendhaft, hinterlistig, aufopfernd u. s. w., während doch in Wirklichkeit diese oder andere Eigenschaften nur einer Reihe biologisch wichtiger Merksysteme zukommen; daher man sich wundert, wenn jene irrtümlich der ganzen Psyche zugemuteten Eigenschaften „Defekte“ aufweisen. Man findet ein gewisses Verhalten eines als „loyal“ bekannten Mannes oder einer für „moralisch“ gehaltenen Frau unbegreiflich, weil man in seiner eigenen Loyalitäts- und Moralsynthese zufällig nicht dieselben

Unterſuchungen über die Bildung und Bedeutung der Merkſyſteme eine grundſätzliche Trennung von Inhalten eines primären und eines ſekundären „Ich" — je nachdem bei den Vorſtellungen die eigene leibhaftige Perſon oder die Außenwelt in Betracht kommt — eintreten laſſen (Meynert).[1]) Eine ſolche Unterſcheidung kann nicht einmal bei der Ichſynthese des Embryos gemacht werden. Alles, was wir von der Außenwelt zu wiſſen glauben, beruht auf ſubjektiven Empfindungen und plaſtiſchen Spiegelungen; auch dieſe gehören zur Ichſynthese. Man kann ſich bei jedem Individuum zwar beliebig viel von ſeinem ſyſtematiſchen Inventar hinwegdenken, aber dann wird eben das Individuum gradatim ein anderes, da ja das, was den „Menſchen" ausmacht, doch lediglich in ſeinen ſpezifiſch menſchlichen Merkſyſtemen und ſyſtematiſchen Syntheſen zu ſuchen iſt.

* * *

Die allgemeine geiſtige Bedeutung (Intelligenz, Talent, Genialität, Energie, Geiſtesgegenwart, Temperament, Moral, Charakter ꝛc.) des Individuums hängt in rein ſyſtematiſcher Beziehung hauptſächlich ab

a) von dem Reichtum an Merkſyſtemen, bezw. an ſyſtematiſchen Dispoſitionen,

b) von dem Gleichgewicht zwiſchen erregenden und hemmenden, zwiſchen niederen und höheren, konkreten und eingebildeten, intellektuellen und motoriſchen, Angriffs- und Abwehrſyſtemen, Sturm- und Geduldſyſtemen, zwiſchen Luſt- und Pflichtſyſtemen ꝛc., insbeſondere von der Fähigkeit, organiſche Erregungen durch triebzähmende ſyſtematiſche Erregungen zu hemmen oder ganz zu paralyſieren,

[1]) Theodor Meynert, Sammlung von populär-wiſſenſchaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leiſtungen des Gehirns. Wien. 1892. Vorwort Seite VIII.

c) von der Fähigkeit, die erworbenen Merksysteme jederzeit in geordneter Weise und in zweckmäßigem Tempo zu reproduzieren, bezw. den jede systematische Aktion einleitenden Tonus prompt eintreten zu lassen,

d) von der Leichtigkeit und Sicherheit, mit denen aus konkreten abstrakte Systeme und Synthesen gebildet, und womit umgekehrt abstrakte Systeme und Synthesen auf konkrete Fälle umgewandt werden,

e) von der gleichzeitigen und nachwirkenden Elastizität der Systeme und Synthesen behufs Einreihung neuer und Unterdrückung überflüssiger Bestandteile,

f) von dem Umfang und dem Tempo der vergleichenden Kontiguität der Gebrauchssysteme selbst mit weitabliegenden Systemen und deren sämtlichen Bestandteilen — vom gewöhnlichen Gruppentonus bis zur genialen Verknüpfung,

g) von der Kunst, sich stark berührende Merksysteme und Synthesen beliebig zu isolieren (z. B. am rechten Ort und zur rechten Zeit eine Person einmal als Kameraden, das anderemal als Vorgesetzten zu behandeln),

h) von der Fähigkeit, jedes neu erworbene Bild sofort mit allen festgefügten konkreten Systemen, für welche es Bedeutung hat und implicite mit allen in Betracht kommenden abstrakten Merksystemen und Synthesen in Verbindung zu setzen,

i) von der potentiellen Steigerung eines bestimmten Merksystems oder eines geschlossenen „Systems von Merksystemen" zu edler Leidenschaft, Begeisterung und That, unbeschadet der bisher aufgeführten Fähigkeiten,

k) von der Zähigkeit (Coërcitivkraft), mit der nützliche und edle Merksysteme und Synthesen, selbst unter ungünstigen Umständen und entgegen mächtigen organischen Trieben, lange Zeit, sogar lebenslänglich ihre Herrschaft bewahren,

l) von der Leichtigkeit, mit der überflüſſige oder ſchädliche Merkſyſteme ignoriert oder bei der Urteilsbildung unterdrückt werden können,

m) von der ſyſtematiſchen Ökonomie überhaupt, insbeſondere von der Gabe, das Gemerk (Gedächtnis im weiteſten Sinne) nicht allzu einſeitig und nicht mit gänzlich unbrauchbarem und unſinnigem Ballaſt zu beſchweren; — andererſeits aber auch von der Gabe, nach Bedürfnis mehrere Syſteme und Syntheſen gleichzeitig in Aktivität zu ſetzen.

Alle dieſe rein ſyſtematiſchen Faktoren der geiſtigen Bedeutung ſtehen natürlich nicht als metaphyſiſche Potenzen in der Luft, ſondern ſie ſind von der Energieerzeugung in den Kraftſtandlokalen des Gehirns und Rückenmarkes, vom Zuſtand der Nervenleitungen, von den Ernährungs-, Geſundheits- und Triebverhältniſſen der vegetativen Organe, vom Blutkreislauf, namentlich auch von der Leiſtungsfähigkeit der peripheren Sinnes- und Bewegungsorgane und ihrer Zuſammenarbeit mit den ſpinalen und zerebralen Zentren abhängig. Eine biologiſch glückliche Syſtematik — ich meine hier „biologiſch“ im höheren menſchlichen Sinne — kann nur gedeihen, wenn der zentrifugale und der zentripetale Menſch ſich die Wage halten. Die Bedeutung des rein ſinnlichen Elementes wird uns durch nichts klarer als durch die tiefgreifende ſyſtematiſche Verwirrung, welche durch winzige Inſulte der Otolithenapparate des Ohrlabyrinths, der Taſtorgane des „Gleichgewichtsſinnes“, hervorgerufen werden.[1]) Dieſe That-

[1]) Eine ſehr gute Überſicht über die Entdeckungsgeſchichte des Goltz'ſchen Sinnes von P. Grützner in der Deutſchen Mediziniſchen Wochenſchrift 1893, Nr. 6. Ferner: R. Wlaſſak, Centralblatt für Phyſiologie 1892 Heft 16; und in Avenarius' Vierteljahrſchr. für wiſſenſch. Philoſophie XVI, 4. Vgl. auch J. R. Ewald, Vortrag auf dem Kongreß für innere Medizin zu Berlin 1897.

ſachen kennen wir erſt ſeit wenigen Jahren; ſie haben uns darüber aufgeklärt, warum viele Raubtiere (wieder eine phylogenetiſche Syſtembildung!) ihre Beute zuerſt am Kopfe ſchütteln, — nämlich um ſie in den Zuſtand des Schwindels, des Taumels, der Verwirrung zu verſetzen. In ſolchen Zuſtänden „bewußter Ohnmacht und Unbeſinnlichkeit", welche auch der Menſch in der Kinderſtube und leider auch noch in der Schule kennen lernt, hört alle vernünftige Syſtematik auf. Und das betrifft doch nur erſt den „neueſten", den ſechſten Sinn; welche Aufklärungen wird uns der ſiebente und achte bringen? Vielleicht erfahren wir noch, warum die Quadratur des „vitiöſen" Zirkels den Frauen beſſer gelingt, als den Männern.

Von kaum geringerer Bedeutung für die Syſtematik ſind ſelbſtverſtändlich auch die äußeren Lebensbedingungen, — Gewöhnung, Beiſpiel, Erziehung, Suggeſtion, Terroriſierung, Religionsübung, Beruf, Geſellſchaft, Sprache, Staatsangehörigkeit, perſönliche Abhängigkeit, Ehe, Pflichten, Debauchen, Lektüre, Erholung, körperliche Bewegung, Hygiene, Klima ꝛc., ja ſogar Reinlichkeit, Kleidung und Wohnung, überhaupt das „Milieu". Man braucht ſich nur jedes einzelne dieſer Schlagworte „ſyſtematiſch" zu vergegenwärtigen und zu einzelnen der eigenen konkreten Merkſyſteme in Beziehung zu bringen, ſo wird man ſich leicht ein Bild von den unbeſchreiblich vielverzweigten Einflüſſen der Anpaſſung und der Umgebung auf die pſychiſchen Energieformen machen können.

Die epigenetiſche Lehre von den Merkſyſtemen wird aber erſt dann zu rechtem Anſehen kommen, wenn man ſich entſchließen wird, jeden ſyſtematiſchen Verband als eine energetiſche Weſenheit oder doch als den Ausdruck einer ſolchen anzuerkennen. Bezüglich der angeerbten ſtarken Verbände, deren Aktion infolge präſtabilierter Nervenverbindungen ſich in der Phyſiognomie des Geſichtes und des Körpers wieder-

ſpiegelt, wird jener Anſpruch kaum ernſten Einwendungen begegnen; hat doch ſchon vor hundert Jahren Buffon die ſeheriſche Bemerkung gemacht, daß „die phyſiognomiſchen Kennzeichen der Seelenbewegungen dem Willen voraneilen.“[1]) Aber dieſelbe Anerkennung muß auch jenen zarteſten ſyſtematiſchen Regungen werden, welche uns niemals als Wille oder Hemmung zum Bewußtſein kommen und welche, vielleicht wegen ihres abgekürzten intrakortikalen Verkehrs, keinerlei motoriſche Begleiterſcheinungen[2]) aufweiſen.

---

[1]) Buffon, Histoire naturelle de l'homme, Paris 1792.

[2]) Ribot, Psychologie de l'Attention (Paris, 1889), behauptet, daß der Mechanismus der Aufmerkſamkeit ein weſentlich motoriſcher ſei, nach dem Vorgange Maudsleys, welcher ſagt: „Wer ſeine Muskeln nicht beherrſchen kann, iſt der Aufmerkſamkeit unfähig.“ Ich habe dieſe Anſichten bekämpft, weil wir mit denſelben auf jede lediglich intrakortikale Aufmerkſamkeit verzichten müßten. Vgl. meine Kunſtphyſiologie S. 417 ff. Über einen neuen Plethysmographen und die körperlichen Äußerungen pſychiſcher Zuſtände, vgl. A. Lehmann, Bericht über den Münchner internat. Pſychologenkonkreß 1896, S. 284. Die „pſychiſchen“ Oscillationen der Volumkurven bleiben aus, wenn die Verſuchsperſon „gedankenlos“ daſitzt. Einen ſolchen Zuſtand kenne ich nicht; wir denken immer etwas, aber freilich, motoriſche Begleiterſcheinungen treten erſt dann ſofort ein, „wenn (wie Lehmann ganz richtig bemerkt) ein Gedanke oder eine Stimmung ſich hervordrängt.“

Pathologie der Merksysteme.

Wenn wir nach dem Vorgebrachten die Merksysteme und ihre Synthesen ganz direkt als Energieformen betrachten, so kann allerdings von ihrer „Pathologie" gesprochen werden. Denn es ist nicht abzusehen, warum in der Produktion, Wirkungsweise und Assoziation von wirklichen Energien nur deshalb, weil wir sie hier „psychische" nennen, kein Gegenstand ärztlicher Kunst und Korrektur erkannt werden sollte. Haben wir doch auch bei sehr zahlreichen, vielleicht den meisten sogenannten „körperlichen" Leiden nichts anderes als Störungen des energetischen Betriebes vor uns. Ganz zweifellos gilt dies von den Muskelbewegungen; der wohl unübertroffene klassische Bearbeiter dieses Gebietes, Duchenne[1]), gibt für jede Muskelgruppe eine besondere „pathologische Physiologie". Er selbst nennt seine Untersuchungen eine lebende Anatomie. Hier und im Gebiete der Stimme und Sprache ist die Pathologie der Merksysteme, insbesondere der reflektorischen und automatischen, wissenschaftlich vollkommen etabliert.

Auch in Bezug auf jene psychischen Leiden, für welche erkennbare materielle Defekte und Insulte des Zentral-Ner-

[1]) G. B. Duchenne, Physiologie der Bewegungen (1867); deutsch von C. Wernicke, Cassel-Berlin 1885. Mit 100 Abbildungen. Und desselben Mécanisme de la physiognomie humaine, ou Analyse électro-pyhsiologique de l'expression des passions. Paris, 1862. Mit Atlas. Auszug daraus 1866.

vensystems verantwortlich gemacht werden können, ist dies längst anerkannt. Es entspricht aber der hier verfochtenen Anschauung, daß jede Systembildung und mithin auch jede systematische Störung auf irgendwelchen materiellen Prozessen beruhen muß, auch dann, wenn solche schlechterdings nicht (oder noch nicht) nachweisbar sind. Die „Assoziationen" der alten Schule, insoweit man sich dieselben als bloße Verknüpfungen wesenloser Bilder und Vorstellungen dachte, konnten daher nicht wohl Gegenstand einer wissenschaftlichen Pathologie sein. Das ist der Hauptgrund, warum früher für eine ganze Reihe von geistigen Störungen und Abnormitäten das Recht des Arztes mindestens zweifelhaft erschien. Diese Unsicherheit spiegeln auch heute noch gewisse Gebiete der Psychiatrie wieder; auch heute noch wird hie und da der Wirkungskreis des Arztes nach dem anatomischen Befund und den exorbitanten „Fällen" bemessen.

Es ist ja nun ganz zweifellos, daß die strafrechtliche Praxis und das Irrenrecht solche Abgrenzungen erheischen. Aber die Pathologie an sich sollte darunter nicht leiden. Der Jurist kann sagen: „Ich verzichte auf mein Strafrecht nur dann, wenn der Angeklagte im Momente der That nachweislich für systematische Korrekturen nicht mehr zugänglich gewesen ist, wenn er von der Strafbarkeit seiner Handlung auch bei eindringlicher Belehrung keine klare Vorstellung hätte haben können." Einen zwar wesentlich anderen Rechtsgrund hat die Detention in der geschlossenen Anstalt; hier ist die Gefahr der Freiheit des Kranken für ihn und seine nächste Umgebung oder für die Öffentlichkeit maßgebend. Aber beide, Straf- und Irrenrecht, lassen sich nicht auf die Erkrankung als solche ein; die zahlreichen psychischen Defekte, welche weder die Strafloſigkeit noch die Detention bedingen, existieren für den Staat nicht.

Und doch sind gerade die freien Fälle und Übergangszustände, wie überhaupt alle systematischen Anomalien nicht bloß für den Psychologen und den Erzieher, sondern auch für den Arzt von der größten Wichtigkeit; und gerade die minimalen Leiden nicht nur wegen der größeren Aussicht auf Heilung, sondern auch deshalb, weil sie den Schlüssel für die schweren Formen enthalten. Denn das dürfen wir ja wohl nun als Axiom festhalten: daß alle systematischen Mannigfaltigkeiten, Ausfälle, Übertreibungen und Abnormitäten nur auf quantitativen Verschiedenheiten beruhen.[1]) Der Begriff der Quantität ist hier selbstverständlich ein rein kategorischer. Es ist auch nur die Rede von dem Ergebnis der spezifischen Prozesse für die psychische Arbeitsleistung. Wollten wir das Gesetz auch auf jene Prozesse selbst, oder gar auf die Beschaffenheit der Kraftstandlokale und ihrer Beziehungen anwenden, so wäre wohl eine Einschränkung geboten. Denn es ist klar, daß ein psychischer Defekt ebensowohl durch qualitative Änderung im Chemismus ꝛc., als durch bloße Verminderung der qualitativ gleichen Prozesse hervorgerufen sein kann; und ebenso ist es denkbar, daß überhaupt keine Änderung in den energieerzeugenden Prozessen eingetreten ist, daß aber ein psychischer Defekt trotzdem infolge mangelhafter Kraftübertragung entsteht.

Lassen wir also das „wie" ihrer Erzeugung aus dem Spiele, so können wir annehmen, daß für jede Art psychisch-kinetischer Energie, d. h. für jede Art von Merksystemen, das Quantitätsgesetz seine Gültigkeit hat, daß daher das ideale Recht des Arztes sich auch auf die Erhaltung des normalen status quo und auf die Prophylaxis, überhaupt auf die

[1]) Vgl. M. Friedmann, Über den Wahn (Wiesbaden, 1894). II, S. 23; S. Exner, Phys. Erklärung der psych. Erscheinungen I. S. 3.

psychische Hygiene erstreckt. Daß sich umgekehrt hieraus auch die Pflicht des Arztes ergibt, moderne Normalpsychologie zu treiben und sich nicht mit den veralteten Einteilungen der „großen" Leiden zu begnügen, ist selbstverständlich. So ist zu hoffen, daß die Schulärzte der Zukunft sich nicht bloß mit der Konstruktion der Sitzbänke und dem Klima der Schulräume, mit Blutarmut und Antisepsis u. dgl., sondern auch mit der psychischen Kapazität ihrer jungen Klienten befassen werden.

Alle oder die meisten systematischen Fehlbeträge, die wir nur bedingungsweise als „Störungen" oder „Erkrankungen" bezeichnen können, ergeben sich durch einfache Umkehrung der S. 52—54 aufgeführten Plus- in Minusposten. Ätiologisch lassen sich dabei hauptsächlich folgende Kombinationen denken:

A) das Zentralnervensystem, insbesondere das Gehirn, kann morphisch-epigenetisch degeneriert oder läsiert sein (Tumoren, Trauma durch mechanische Verletzung, nach Krankheit, Sklerose, Gehirnerschütterung, Blutdruck u. dgl.),

a) ohne daß die höheren psychischen Leistungen wesentliche Einbuße erleiden; — Gehirn- und Nervenkrankheiten ohne psychischen Defekt, aber mit Störungen der Sinneswahrnehmung oder der Sensomobilität, überhaupt der psychischen Elementarfunktionen;

b) mit Störungen im Bereiche der höheren psychischen Funktionen, der Erinnerungsvorstellungen, der sogen. Urteilsbildungen;

B) psychischer Defekt kann existieren oder eintreten ohne nachweisliche morphische (anatomische) Mängel oder traumatische Läsion des Zentralnervensystems; in diesem Falle kann vorhanden sein:

a) mangelhafte energetische Epigenesis der eigentlichen

Kraftstandlokale des Gehirns ꝛc. infolge erblicher Disposition, fehlerhaften Stoffwechsels, Intoxikation (Alkoholismus, Syphilis, Selbstvergiftung), infolge von zentripetalen Einstrahlungen aus den peripheren Sinnesorganen, den vegetativen und Geschlechtsorganen, infolge von Überanstrengung, von rein systematischen Erregungen, Kummer, Hypnosegewöhnung u. dgl.

b) mangelhafte Epigenesis und insbesondere fehlerhafte Lagerung, Isolierung und Koppelung der Assoziationsbahnen und sonstigen Verknüpfungen der Kraftstandlokale, sowie der Stützgewebe (Glia).

Unter diese wenigen ätiologischen Rubriken müßten sich, wie ich glaube, alle oder doch fast alle systematischen Anomalien unterbringen lassen. Auf das wiederholt in diesen Sätzen vorkommende Wort „Epigenesis" lege ich besonderen Wert. Denn die Epigenesis, die energetische wie die morphische, muß selbst bei hochgradiger Entartung immer noch fortschreiten; sie kann die normalen Bahnen verlassen, aber nicht aufhören, solange die Organe noch leben.[1]) Ihre mäanderartig verschlungenen Wege entziehen sich zum großen Teile ganz und gar unserer Kenntnis. Mit der bloßen Ernährung, mit „Schädigung und Ersatz" u. dgl. lassen sich die Schwankungen in der Energieerzeugung und systematischen Aktion nicht genügend erklären; auf dem Gebiete der Anomalien zumal treten Wendungen auf, welche wir auf das Konto des großen X, der epigenetischen Wachstumsbewegung, setzen müssen. So können wir z. B. bei der auffallenden Erscheinung, daß erblich Belastete sich bis zu einem gewissen Alter (meist über die Pubertät hinaus) psychisch ganz normal entwickeln und dann plötzlich, ohne erkennbaren äußeren oder inneren Anlaß, abnormal werden, — diese Erscheinung können

[1]) Vgl. meine „Energetische Epigenesis" S. 36.

wir nur so auffassen, daß eben die normale Epigenesis irgendwo nicht weiter gehen konnte, daß sie sich gewissermaßen erschöpft hatte. Der epigenetisch Rüstige und der Invalide verhalten sich wie Bergsteiger, beide in demselben Alter, gleich schwer, gleich „gut gefrühstückt", von denen der eine schon in den Vorbergen erlahmt, während der andere auch die letzten Kletterpartien noch mit wachsender Spannkraft unternimmt. Auf dasselbe Konto sind ja zum großen Teile auch die Erholungen, die Heilungen, aber auch die Rezidiven zu setzen, die oft so überraschenden Entfaltungen und Johannistriebe. Wie in der ungleichen Lebens- und Gesundheitsdauer, der ungleichen Verteilung der Entwickelungs- und Rückbildungsstationen, so stoßen wir auch in den psychischen Anomalien immer wieder auf jenes große X, die Wiederholung der Phylogenesis in der Ontogenesis. Der Arzt und der Erzieher können wohl Schaden verhüten, können die Wege ebnen, — die Epigenesis selbst haben sie nicht unbedingt in der Hand!

Auf eine Symptomatologie der systematischen Erkrankungen kann ich mich hier nicht einlassen; es fehlt mir dazu auch die ärztliche Erfahrung. Die Kontroversen sind zahlreich und außerordentlich verwickelt, weil über die wichtigsten psychologischen Grundbegriffe und physiologischen Voraussetzungen keine Einhelligkeit besteht. So wird z. B. von „Erkrankungen des Bewußtseins" gesprochen, als ob es sich dabei um einen kompakten energetischen Verband handelte. Aber das Bewußtsein (auch das Traumbewußtsein!) umfaßt die psychischen Kraftstände und Vorgänge ebensowenig, wie der Blitzstrahl die gesamte Elektrizität der Atmosphäre; es zeigt uns nur — wie der Blitz — die allgemeine Richtung gewisser Aktionen, oft genug, indem es uns über die wichtigsten Vorgänge täuscht, auf falsche Fährte bringt. Ja man kann sagen, daß es ein sehr glücklicher Zufall ist, wenn uns in

kritischen Lebenslagen aus dem Schatze unserer Kräfte und Erfahrungen gerade das essentiell Wichtige zum Bewußtsein kommt. Manchmal ist es wie ein Irrlicht, das den Wandrer im irdischen Jammerthal vom sicheren Pfade in den Sumpf lockt. Das Bewußtsein, an sich schon aus subjektiven Wahngebilden hervorgegangen[1]) stellt somit normalerweise eine verstärkte Potenz des Wahnes dar. Von seinen Erkrankungen zu sprechen, erscheint ebenso bedenklich, als — nach Ed. v. Hartmann[2]) — das Unbewußte mit unwandelbarer Gesundheit auszustatten.

Dagegen liegt ein großer Fortschritt in der neueren Definition der Psychosen als solcher systematischer Erkrankungen, „bei denen die elementaren psychischen Prozesse ungestört bleiben.“[3]) Man sollte hinzusetzen: „im wesentlichen ungestört bleiben.“ Diese Definition gibt zugleich Anlaß zu einer sehr nützlichen, reinlichen Scheidung zwischen höheren, rein psychischen Systembildungen und sinnlichen Komplexen. Die letzteren können wir geradezu als vorwiegend phylogenetische, die ersteren als vorwiegend ontogenetische Epigenesis ansprechen. Es zeigt sich nämlich, daß sogar der Paralytiker und der Idiot nicht nur im Besitze der normalen Tast-, Farben-, Gleichgewichts- und sonstigen sinnlichen Wahrnehmungen, auch der normalen Nachaußenspiegelungen (namentlich des plastischen Sehens) und der aus diesen Elementen resultierenden Erinnerungen ist, sondern daß solche Kranke lange Zeit auch noch im Besitze der meisten Bewegungsautomatismen und der Gabe des Wiedererkennens, der einfachen Ähnlichkeitssystematik bleiben. Selbstverständlich erleiden auch diese Fähigkeiten mit der Zeit immer größere Ausfälle; nament-

[1]) Energetische Epigenesis S. 13.

[2]) Vgl. die Gegenüberstellung in meiner Kunstphysiologie S. 411.

[3]) Friedmann, a. a. O. S. 25, Anmerkung.

lich bei der Verwendung von Gegenständen, beim Sprechen, Lesen und Schreiben, auch bei körperlichen Bewegungen, bei der Kopfhaltung ꝛc. ist nicht alles in schönster Ordnung.

Bei den eigentlichen Psychosen tritt diese Scheidung noch eklatanter hervor, hier erscheinen in der Regel *nur die höheren systematischen Verbände alteriert*. Daß, ebenso wie bei nicht geisteskranken, auch bei psychopathischen Personen Störungen der sinnlichen Wahrnehmung, Bewegungsdefekte und Sprachfehler vorkommen, ändert nichts an der wichtigen Thatsache: daß das eigentliche Denken sehr häufig Gegenstand tiefgehender Entartung sein *kann*, während die *Beschaffung und Konservierung des Denkmaterials* eine geregelte, häufig sogar brillante bleibt.

Diese Thatsache wird in noch helleres Licht gerückt, wenn wir uns die *jedem, auch dem Gesundesten*, unterlaufenden kleinen, kurzlebigen Denkfehler bei ungeschwächter Funktion der Sinne und ihrer Einzelvorstellungen vergegenwärtigen. Hier können wohl die meisten unter uns mit leichten Musterproben von Halluzination, Illusion, Unbesinnlichkeit, Lautdenken, Stumpfsinn, heiterer und melancholischer Verstimmung, überwertigen Ideen, Beachtungs- und Kleinheitswahn, ja sogar von Verfolgungswahn, Gedankenflucht, Tobsucht und Verwirrtheit aufwarten. Wir geben diesen ganz ephemeren Erscheinungen nur mildere Namen, wie Jähzorn, Mißtrauen, Ehrgeiz, Bescheidenheit u. s. w., je nachdem sie uns selbst oder andere betreffen; im letzteren Falle sind wir nicht einmal mit harten Worten sparsam, wie z. B. „der Mensch platzt vor Größenwahn," „der Kerl ist ganz verrückt." Alles in allem ist uns der krankhafte Wahrnehmungs- und Bewegungsdefekt viel weniger verständlich als die Psychose, deren Prädelineationen, um nicht zu sagen Prädispositionen, wir an uns selbst kennen gelernt haben.

Und nun gar der Schwachsinn! Verstehen wir darunter das Unvermögen zur rechtzeitigen Korrektur oder Modifikation aktueller, konkreter Merksysteme durch abstrakte Merksysteme und Synthesen (S. 46), in deren zweifellosem Besitz wir sind oder waren, so erhalten wir eine wunderbar vollständige Stufenleiter von den einfachsten bis zu den kompliziertesten Formen. Jede sogenannte „Dummheit", die wir begehen, ist ein Stück Schwachsinn. Jede Unüberlegtheit, jeder Aberglaube, jede falsche Spekulation, jeder Moosbacher; — Eitelkeit, Hochmut, Grobheit, Egoismus, Eigensinn, Bosheit, Geiz, Neid und Eifersucht, ja sogar Leichtsinn, Undankbarkeit, Hinterlist, Unehrlichkeit und Verbrechen, andererseits aber auch allzu große Aufopferung, Milde und Demut, — alles Schwachsinn. Auch die einfältigen Scheingründe, womit der undankbare Egoist (nach berühmten Mustern!) seinem Moloch eine philosophische Streu zu verschaffen sucht, kann ich nur als eine gewisse Art von geistreichisierendem Schwachsinn ansehen; denn der normale höhere Mensch ist eben vor allem doch ein Mensch, mit Fehlern behaftet, aber bereit und befähigt, das Billige, Vernünftige, Gute, das menschlich-biologisch Nützliche zu seinem Rechte kommen zu lassen. Das ist aber nichts anderes, als ein gut geregelter, ungezwungener Verkehr zahlreicher nützlicher Merksysteme und Hemmungen, ein Verkehr, der nur möglich ist bei guter und reicher physiologischer Anlage und nach guter Erziehung. Der also Ausgestattete wird nie eine Tollheit, nie eine grobe Charakterlosigkeit, nie eine Ungesetzlichkeit begehen, sondern von allen Ehrenwerten geachtet sein.

Diese doch gewiß sehr einleuchtende Wahrheit, daß nämlich auch alles Böse und Schlechte nur auf systematischen, psychischen Defekten beruht, sollte man neben dem Religions- und Moralunterricht in die Kinderseelen pflanzen. Wer nicht

von Herzen gut sein kann, der sollte es wenigstens von Verstandeswegen und aus Selbstachtung sein.

Die hier illustrierte Definition des Schwachsinns, welche auf den ersten Blick etwas burschikos erscheinen mag, will vielmehr vom zoologischen und entwickelungsgeschichtlich-sozialen, als vom psychiatrischen Standpunkte gewürdigt sein. Einen Löwen, der während der Fütterung nach jeder Hand schnappt, die sich nach dem Futter ausstreckt, können wir nicht „schwachsinnig" nennen; wir finden es ganz in der Ordnung und seiner Entwickelungsstufe entsprechend, daß das Raubtier gefährlich bleibt und in einem Käfig verwahrt wird. Von keinem unserer Haustiere erwarten wir eine über seine Art hinausgehende Intelligenz. Beim genus homo erheben wir die verschiedensten Ansprüche je nach der Rasse, dem Geschlechte, dem Alter, der Erziehung. Aber gewiß sind wir berechtigt, einen diese Umstände berücksichtigenden Maßstab anzulegen. Vom Kulturmenschen unserer Zeit erwarten wir nicht, daß er geniale Erfindungen mache, aber wir verlangen von ihm, daß er jede nützliche Erfindung begreife und daraus Nutzen ziehe; daß er nicht nur durch Erfahrung, sondern schon durch Belehrung klug werde. Er braucht nicht unter die Philosophen zu gehen, aber er soll so vorurteilslos und gerecht denken und handeln können, daß er sich und der Gesellschaft keine erheblichen Verlegenheiten bereitet. Wo das nicht möglich ist, da „fehlt es", da ist Beschränktheit. Was beim Raubtier als normale Aggression erscheint, wird beim Menschen psychischer Defekt genannt. Der Schwachsinn beruht also auf relativ ungenügender Systembildung; er begegnet uns in hunderterlei Gestalt, hier wird er nur belächelt, dort gefürchtet. Er kommt normalerweise mehr partiell als in toto vor, manchmal aber auch bei sonst sehr intelligenten Menschen mit einer geradezu unbegreiflichen, fast krampfartigen Hartnäckigkeit. Ist

der Fehler für die besondere Lebenshaltung des Individuums unerheblich, so gehen wir leicht darüber hinweg; wir verzeihen einem rauhen Krieger seine schneidigen Liebesabenteuer, einem Geistlichen den Mangel an Löwenmut — nicht umgekehrt. Jeder Stand, jeder Beruf hat seinen „Schwachsinn à discrétion". Auch die „beiden" Geschlechter, und ein jedes macht reichlichen Gebrauch davon. „Krankhaft" nennen wir den Schwachsinn erst dann, wenn er in einer das Individuum oder die Gesellschaft bedrohenden Weise die normale Systembildung der Art überwuchert.

Wir sehen also nicht bloß in den ausgesprochenen Psychosen, sondern auch in ihren zahlreichen protistischen Nuancen — die wir, obschon es sich oft um unheilbare Charakterfehler handelt, noch der normalen Existenz zurechnen — eine außerordentliche Vielgestaltigkeit von höheren Systemfehlern, während die rein sensuellen und motorischen Systeminhalte verhältnismäßig noch sicher verarbeitet werden. Das legt denn doch die Vermutung gesonderter Lokalisationen nahe. Wir können uns, ohne geradezu Flechsig's „Koagitationszentren" zu acceptieren, oder an Wernicke's hypothetische „psychische Herderkrankungen" anzuknüpfen, recht wohl vorstellen, daß einzelne Merksysteme oder Systemgruppen an gewisse materielle Verbände von Ganglienzellen und Assoziationsbahnen gebunden sind. Schon der Automatismus, das Zwingende und Krampfartige, die Lust- und Unlustgefühle, der Ärger oder die Freude, welche wir bei der Aktion einzelner Systeme beobachten, drängen zur Vorstellung der Lokalisation. Ich erinnere hier wieder an den sichtbaren Blitz und seine unsichtbaren Verästelungen; der Blitzstrahl findet seinen Weg zum Blitzableiter, — warum soll nicht die systematische Entladung ihre bequemen, ausgefahrenen Wege in der Großhirnrinde immer wieder finden?

Und daß es nun gerade der Kortex ist, in welchem die höheren psychischen Störungen ihren mutmaßlichen Sitz haben, ist nach mehr als einer Richtung lehrreich. Die Großhirnrinde ist, phylogenetisch betrachtet, das jüngste und daher der Rückbildung und Degeneration am ehesten ausgesetzte Organ in unserer Stammesentwickelung. Auch ontogenetisch: denn während nicht nur die äußeren Sinnesapparate, sondern auch die niederen Hirnpartien und das Rückenmark verhältnismäßig schon vollendet und funktionskräftig sind, fängt die Rinde erst an, die verschiedenen Sinneszentren durch Assoziationsfasern zu verbinden. Die Projektionsherde der Rinde, wie die eben erwähnten Faserzüge entwickeln sich nach Maßgabe der von der Peripherie her angeregten Inbetriebsetzung[1]), ja die Bildung neuer intrakortikaler Bahnen schreitet noch in späterem Lebensalter fort. Halten wir mit diesen Thatsachen die hochgradige Empfindlichkeit der Rindenzellen und Bahnen gegen Toxine aller Art, namentlich Alkohol, die Erscheinungen der Paralyse und dergleichen zusammen, so wird es verständlich, warum die speziell intrakortikalen Merksysteme leichter der Entartung und Versumpfung anheimfallen, als alle anderen; und warum unter den kortikalen Systemen wiederum diejenigen ein festeres Gefüge haben, welche ein reguläres Zusammenwirken der Rinde mit niederen Gehirnteilen und peripheren Sinnesorganen bedingen. Mit anderen Worten: es ist nun einleuchtend, warum die Gebrauchssysteme, bei denen die aktuelle Wahrnehmung und die Sensomobilität eine große Rolle spielen, sicherer funktionieren, als die rein phantastischen, nur aus Erinnerungen sich aufbauenden Systeme.

Die Vorstellung einer solchen Lokalisation psychischer Systemstörungen wird, wie ich glaube, auch sehr fruchtbar, wenn

[1]) Vgl. meine „Energetische Epigenesis" S. 67.

wir an den Dualismus des Zentralnervensystems denken. Es ist doch möglich, daß ein gewisses Merksystem in der einen Hemisphäre der Rinde, wo es bisher seine Aktion hauptsächlich entfaltete, schon ganz degeneriert, „unheilbar" geworden ist, während die ihm in der anderen Hemisphäre zukommenden kongenialen Dispositionen noch kaum eskomptiert wurden. Auf dem Gebiete der Sprache, der Bewegungen ꝛc. ist solches „Vikarieren" vielfach erwiesen, — warum soll es nicht auf dem Gebiete des Denkens möglich sein? Ergeben sich aus dem Dualismus des Hirnbaues schon für den normalen Betrieb, für die Träume ꝛc. interessante Aufschlüsse, so können daraus wohl auch manche fast unbegreifliche Schwankungen bei ernster Störung erklärt werden. Ich erinnere nur an die bei gewissen akuten Psychosen vorkommenden Heilungen ohne psychischen Defekt, an die wiederholten Rezidiven, an das oft äußerst kurzlebige, sogen. transitorische Irresein (bei Neuralgien ꝛc.).

Die crux unter allen geistigen Erkrankungen ist bekanntlich die Paranoia, die Verrücktheit, der eigentliche „Wahnsinn". Die Definition der pathologischen Wahnidee ist deshalb so schwer, weil nicht nur alles normal Gedachte ein mehr oder weniger unsicheres Wähnen ist, sondern weil auch in den Übergangszuständen, selbst bei tiefer Erkrankung (während der chronischen Perioden) auffallend klare Urteilsbildungen neben den pathologischen einhergehen. Es ist bezeichnend, daß gerade diese Gruppe von geistigen Erkrankungen, welche den Psychiatern so viel Kopfzerbrechen macht, bei Laien einem, selbstverständlich nur äußerlich leichten Verständnis begegnet. Jedermann hat aus seiner persönlichen Lebenserfahrung eine größere Anzahl von Fällen bereit, in denen bei „normaler Existenz" fast alle, auch die krassesten Erscheinungen des pathologischen Wahnes sich wiederspiegeln. Man braucht dann diesen spontanen, sozusagen normalen „Verrücktheiten", welche

gleichwohl oft das größte Unheil in Familien und Staaten angerichtet haben, nur das Mäntelchen der Methode, des Regimes umzuhängen und sie in die Länge zu ziehen, so hat man die schönste chronische Paranoia. Ganz so einfach liegt die Sache freilich nicht; dennoch ist die symptomatische Ähnlichkeit mit der normalen Wahnidee und ihren oft sehr heftigen Entgleisungen nicht abzuweisen, insbesondere erheischen solche Rücksicht auf den Laienstandpunkt die Übergangszustände und die Grenzfälle.

Den Anschauungen der Fachkreise über die Genesis der Wahnideen steht die Epigenesis der Merksysteme einstweilen noch als bescheidenes Mädchen vom Lande gegenüber. Dort wird nämlich, soweit auch die Ansichten im einzelnen auseinandergehen, zunächst die Frage aufgeworfen, wieso es zu erklären sei, daß sich in die logisch regelrechten Urteilsprozesse der Wahn einschleichen könne? Die einen stellen sich zu diesem Zwecke eine Art von Überfall des gesunden Geistes aus dem Hinterhalt, ein Aufsteigen parasitärer, dissozierender Vorstellungen aus der Tiefe des Unbewußten vor; durch diese Feinde würden einzelne Urteilsprozesse geschädigt, während andere unbehelligt bleiben. Man sieht den innigen, wenn auch nicht gerade gewollten Zusammenhang dieser Anschauung mit der Bewußtseins- und Apperzeptionslehre. Die anderen lehnen die partiellen Eingriffe in die Intelligenz ab und erklären den pathologischen Wahn aus einer allgemeinen Herabsetzung der Urteilsfähigkeit, der „psychischen Persönlichkeit", als eine eigenartige allgemeine Neigung zu willkürlichen Deutungen und Urteilen, deren Verkehrtheit der Kranke nicht einzusehen vermag, eben weil er „schwachsinnig" geworden sei. Eine dritte Richtung erklärt die krankhafte Wahnidee aus partieller (auch Auto-) Suggestibilität bei allgemeiner Herabsetzung des Widerstandes gegen starke sinn-

liche Eindrücke und gesteigerter Empfindlichkeit für Beleidigungen des geliebten „Ich", überhaupt gesteigerter Betonung aller, auch der körperlichen Gefühle.

Alle diese Anschauungen enthalten wichtige Erklärungsmomente. Aber sie leiden auch, wie ich glaube, die eine mehr, die andere weniger, an einem gemeinsamen Irrtum, der bei konsequenter Anwendung des neuropathischen Grundaxioms (S. 59) auf die Systembildung vermieden würde. Gibt es wirklich eine Norm für regelrechte Urteilsprozesse? Beruht nicht unsere Wertschätzung solcher Urteile lediglich auf subjektiven Erwägungen und Empfindungen? Wenn wir von der abstrakten, mathematischen Logik absehen, welche meines Wissens auch von dem Paranoiker in der Regel respektiert wird, so gibt es kaum irgendwelche Urteilsprozesse, die von unseren Lust- und Unlustgefühlen, unserer Ichbetonung, unseren Wünschen und Befürchtungen ganz unabhängig wären. Jedes Urteil ist ein „Wahn"; ja in dem Maße, wie das Urteil mehr „biologisch relativ" wird, sind wir normalerweise schon infolge des Selbsterhaltungstriebes geneigt, ein stärkeres Mitsprechen der Ichsynthese zuzulassen. Auch der normalste, gerechteste und stärkste Mensch wird bei der Urteilsbildung seine Ichsynthese in die Wagschale werfen, er wird sie nicht umsonst preisgeben; vielleicht für einen edlen Wahn, ja! aber niemals pro nihilo. Starke Nerven, gesunde Aggression, gute Erziehung befähigen uns, die Urteilsbildung in allen wichtigen Lebensfragen mit vernünftigen Lebensregeln in Einklang zu bringen oder gar, wenn es hoch kommt, weise zu leben. Aber die Zulassung jener Einflüsse ändert nichts an der Wahrheit, daß die psychopathischen und die sogenannten normalen Urteilsbildungen nur quantitative Unterschiede aufweisen.

Indem wir diesen naturwissenschaftlichen Standpunkt verlassen, begeben wir uns der Möglichkeit, die großen Dumm-

heiten der Menschheit, von denen die Kulturgeschichte strotzt, auf einen gemeinsamen Nenner zurückzuführen. Die Hexenprozesse, die Menschenopfer, die tollen Ausgeburten des Konfessions- und Rassenhasses, die auf subjektiv gefärbter Urteilsbildung beruhenden Familien-, Gelehrten- und Parteizwistigkeiten, die Kriege, — sind sie vielleicht prinzipiell weniger gefährlich als die Wahnideen eines unglücklichen Paranoikers?

Damit soll ja weder das segensreiche Wirken, noch das wissenschaftliche Streben des Psychiaters eingeschränkt werden. Im Gegenteil! Ich bin der Ansicht, daß die ärztliche Untersuchung unterhalb der Schwelle des als „krankhaft" angesehenen zu beginnen habe, und daß solche Untersuchung vielleicht auch für die Praxis des Erziehers von großem Werte sein könne. Denn unter den zahlreichen Einflüssen, welche die Erkrankung von Merksystemen begünstigen, spielen ja auch die sozialen Verhältnisse u. dgl. eine große Rolle. Der krankhafte, d. h. biologisch verderbliche Wahn wächst in vielen Fällen vielleicht nur deshalb ins ungeheuerliche, weil der durch allzu starke Gefühlsbetonung genährten Autosuggestion nicht rechtzeitig und nachdrücklich die kontradiktorischen Merksysteme entgegengesetzt werden.

Vielleicht habe ich mich mit den letzten Ausführungen schon zu weit auf ein Gebiet hinübergewagt, das nur dem klinisch gebildeten Arzte vertraut sein kann. Ich wollte aber gar nichts zur eigentlichen Ätiologie, noch weniger etwas zur Behandlung der Wahnidee beibringen, sondern nur zeigen, wie man ihr von Seiten der Normalpsychologie beikommen könne, ohne unfehlbare Apperzeptions- und Kausalitätsgesetze anzurufen. Übrigens hat Wernicke[1]) schon vor nahezu zwanzig Jahren speziell den Größenwahn als „Reizzustand im Gebiete

[1]) C. Wernicke, Über den wissensch. Standpunkt in der Psychiatrie, Vortrag auf der Naturforscher-Vers. 1880. (Jetzt im Verlage von G. Thieme, Leipzig.)

derjenigen Erinnerungsbilder, welche die Persönlichkeit konstituieren", bezeichnet, eine Erklärung, die mir sehr sympathisch ist, wenn wir statt Erinnerungsbilder = Merksysteme setzen und die Persönlichkeit einiger Schönheiten entkleiden dürfen (S. 52). Denn wir „wähnen" nicht in vereinzelten Bildern, sondern immer systematisch.

Neben der Wahnidee sind alle anderen Symptome psychischer Erkrankung für den Arzt weniger kontrovers, weil bei ihnen das neurologische Quantitätsgesetz (S. 59) nicht prinzipiell in Frage gestellt erscheint. Um so mehr muß nun den Laien gegenüber, zu denen auch ich mich rechne, das andre, spezifisch psychopathische Gesetz betont werden, wonach „jede psychische Störung eine kompakte ist und ganze funktionelle Verbände der Aktion ergreift"[1]). Dieses Gesetz geht von der Thatsache aus, daß auch der Idiot und Paralytiker entweder gar nicht, oder nur in Assoziationen denkt, — welches zweideutige Wort ich gerade hier, wo es sich großenteils um Zwangs- und Krampfzustände handelt, ausschließlich durch „Merksysteme" zu ersetzen vorschlage. Als „Verbände" haben wir nun 1) einen niederen, welcher nur einzelne Merksysteme oder systematische Synthesen umfaßt; 2) zwei höhere Verbände, nämlich a) das Fortschreiten von einem Merksystem zum andern, ohne vorwiegende Betonung einzelner (Aneinanderreihung mit und ohne Wahl) und b) die Beziehung auf ein Zentralsystem (zentralisierte Verknüpfung). Während der niedere Verband nur den gewöhnlichen Abstufungen der Intensität von der Bewußtlosigkeit bis zur starkbewußten Vorstellung (auch Halluzinationen) aufweist, können die beiden höheren Verbände nicht nur einzeln gesteigert, sondern auch einzeln gehemmt werden. Außerdem

[1]) Friedmann, a. a. O. II S. 26.

schließt bei den höheren Verbänden regelmäßig die Verstärkung des einen die Abschwächung des andern ein: bei vermehrtem und beschleunigtem Wechsel der mit oder ohne Wahl aneinandergereihten Merksysteme muß die zentralisierte Gruppierung um einen systematischen Mittelpunkt zurücktreten, und umgekehrt. Man nennt diesen gegenseitigen Ausschluß der höheren Verbände das „Gesetz des physiologischen Antagonismus der psychischen Funktionen". In der normalen Existenz kennen wir die Wirkungsweise dieses Antagonismus namentlich aus den Erscheinungen der Zerstreutheit.

Aus der mehr oder weniger krankhaft gesteigerten oder verminderten Aktion dieser Verbände ergeben sich die verschiedensten Symptome. Einige Beispiele (nach Friedmann): „Es können erstlich bei sehr hochgradiger Störung die beiden höheren Verbände gänzlich darniederliegen, dann tauchen nur isolierte Vorstellungen auf, die aber dann oft gesteigert, halluziniert sind: Delirium. Es können zweitens alle drei Verbände zugleich gehemmt, keiner ganz aufgehoben sein, das ist der einfache Stupor mit Erhaltung der gröbsten Logik und sehr geringem Erleben. Drittens kann die zentralisierte Assoziation aufgehoben sein, die fortschreitende ist dann per se erhöht: reine Ideenflucht. Sie ist dann immer ein Zustand von (trotz des manischen Reizes) herabgesetzter geistiger Thätigkeit, weil die logische Denkaktion die höchste Leistung ist. Die letztere kann nur gehemmt sein, die fortschreitende Assoziation gefordert, das wäre die gewöhnliche witzige Ideenflucht in logischem, aber oberflächlichem Zusammenhang. Die Vorstellungskreise [die systematischen Beziehungen] sind hier klein, schreiten aber rasch von Stelle zu Stelle. Die Hemmung der drei Verbände ist mäßig, schmerzlicher Affekt zugegen: passive Melancholie."[1])

[1]) Friedmann, a. a. O. II S. 27.

Bei den Einteilungen der Psychiatrie kommen selbstverständlich neben der Sonderung und Beschreibung der psychopathischen Symptome auch die ätiologischen Faktoren und sodann die klinischen Erfahrungen — die Prognostik und die Therapie — in Betracht. In ersterer Beziehung steht die Frage der Erblichkeit (erblichen Belastung) im Vordergrunde; ihr schließen sich an die traumatischen Läsionen des Gehirns und des Nervensystems, sowie die eigentlichen „Gehirnkrankheiten", die toxischen Einflüsse (Alkoholvergiftung ꝛc.), die epigenetischen Verhältnisse (Pubertät, Menses, Schwangerschaft, Rückbildung, Senilität ꝛc.), die körperlichen Krankheiten, die Erschöpfungszustände des Gehirns, die Gemütsbewegungen, (akute und chronische Affekte), die beruflichen Verhältnisse und die psychischen Infektionen (folie communiquée, Hypnosegewöhnung ꝛc.).

Schon das Nebeneinandergehen und die Vermischung verschiedener Symptome — zu den psychopathischen Symptomen gesellen sich zahlreiche neuropathische (z. B. aus dem Gebiete der Sensomobilität) und rein körperliche Erscheinungen, Störungen der niederen Organe, Triebe ꝛc. — erschwert ein genaues Auseinanderhalten typischer Formen. Die Krankheitsbilder sind, namentlich während der Uebergangszustände, oft so kompliziert, daß ihre Unterbringung in die „bekannten" Krankheiten zur Unmöglichkeit wird. So kann z. B. sogar vom Psychiater die Manie nicht nur wegen ihrer Ähnlichkeit mit blos exaltiertem Temperament „übersehen", sondern sie kann auch in verschiedenen Stadien mit Dementia paralytica, Paranoia hallucinatoria acuta und Moral insanity verwechselt werden.[1]) Die Hysterie bildet einen förmlichen diagnostischen Weichselzopf. Nehmen wir zu diesen Schwierigkeiten

[1]) Vgl. Th. Ziehen, Psychiatrie (Berlin, 1894) S. 292.

die ätiologischen und klinischen Rücksichten, so ist es kein Wunder, daß die gesamte Psychiatrie trotz ihrer enormen Fortschritte und wachsenden Erfolge auch heute noch — ja heute erst recht! — ein Tummelplatz oft diametral entgegengesetzter Meinungen ist, daß die neuen Krankheiten aus der überreichen Kasuistik wie Pilze aus der Erde wachsen. Von „neurasthenischem Irresein" und Stoffwechselerkrankungen z. B. hat man früher nichts gewußt. Die Paralyse ist erst seit sechzig, die Paranoia seit dreißig Jahren etabliert, aber von einem Abschluß der wissenschaftlichen Differenzen ist bei der einen so wenig die Rede wie bei der anderen. Hypnose und Suggestion sind viel umstrittene Heilmittel. Die mit Eifer und glänzendem Erfolg betriebene Gehirnanatomie, die Erforschung der Ganglien und der Glia, die zentrale Lokalisation und Störung der Sinnesfunktionen, die psychophysischen Experimente, alles das und vieles andere läßt die Seelenheilkünstler nicht zur Ruhe kommen. Fast jeder berühmte Psychiater hat seine „Schule", sein eigenes System, seine eigene Therapie, sein eigenes Steckenpferd.

Aber ich kann, vom Standpunkte einer naturwissenschaftlichen Normalpsychologie und mit spezieller Rücksicht auf die Lehre von der Epigenesis der Merksysteme nicht finden, daß dieses bewegte Bild bedauerlich ist, noch weniger finde ich den Spott gerechtfertigt, welchem die Uneinigkeit der Irrenärzte hie und da bei superklugen Psychologen begegnet. Wie steht es denn mit *ihrer* Einigkeit? „Gerade die spekulative Psychologie mit ihren dürren Gedankenspielereien hat die Entwickelung der Seelenheilkunde zu einer klinischen Wissenschaft am stärksten gehindert. Diese Erkenntnis mußte zu einer kräftigen Gegenströmung führen, welche das Schwergewicht der psychiatrischen Forschung auf die *körperlichen* und, wegen der Erfolge in anderen medizinischen Gebieten, auf die *anatomisch*

nachweisbaren Veränderungen legte." (Kraepelin.)[1]) In diesen Sätzen, welche ein leider sehr berechtigtes Verdikt der alten Psychologie enthalten, ist zugleich die Wendung angedeutet, welche im großen und ganzen die deutsche Psychiatrie unter der Führung eines Snell, Westphal, Meynert, Gudden, Wernicke, Nothnagel, Krafft-Ebing, Kraepelin, Binswanger u. a. genommen hat und nehmen mußte.

Leider muß ich der Versuchung widerstehen, hier eine Parallele zwischen der neuesten Entwickelung der Psychiatrie und derjenigen der Psychologie zu ziehen. Der Vergleich ist höchst interessant; ich glaube, daß er zu Gunsten der ersteren ausfallen müßte. Beide haben bis zum Jahre 1870 unter der Lehre des Franzosen Flourens gelitten, wonach man sich die geistigen Funktionen an die Gesamtheit des Gehirns gebunden dachte.[2]) In Deutschland kam dieser Lehre die Kant'sche Psychologie der „Seelenvermögen" zu Hilfe. Während aber in Frankreich die praktische Klinik schon Erfolge wie die Definition der Paralyse als einer materiellen Erkrankung aufzuweisen hatte, standen die deutschen Irrenärzte noch unter dem Einflusse Heinroth's, welcher die „Seelenstörungen" aus der Sünde erklärte und als die beste Therapie den christlichen Glauben empfahl. Den Hauptanstoß zur Bekämpfung dieser mystisch-psychologischen Richtung gaben Nasse und Jakobi; der erstere lehrte die geistigen Störungen als Gehirnerkrankungen, der letztere ging noch weiter und verlegte den Grund der Geistesstörung in die Erkrankung der niederen Organe. In Griesinger's berühmtem Lehrbuch (1845) sehen wir zum ersten Male die naturwissenschaftlichen Argumente zu einem Lehrgebäude zusammengefaßt, dem aber

[1]) Emil Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie. 5. Aufl. (Leipzig, 1896) Seite 6).

[2]) Vgl. meine Kunstphysiologie S. 331, 189, 533.

noch das Rückgrat, nämlich die Lokalisation der Gehirnfunktionen fehlte.

Mit den epochemachenden Experimenten von Fritzsch und Hitzig (1870) war auch in dieser Hinsicht der entscheidende Anfang gemacht. Die frühere Entdeckung Bouillaud's und Broca's, daß die Fähigkeit der artikulierten Sprache an einen sehr kleinen Teil des Gehirns (die Broca'sche Windung) gebunden ist, hatte nur erst angeregt. Das Postulat der Lokalisation für alle Gehirnfunktionen wurde zum ersten Male von Meynert auf der 1873er Naturforscherversammlung in ebenso überzeugender wie geistreicher Weise gestellt. Nun folgte rasch Entdeckung auf Entdeckung (Munk, Goltz u. a.). Die große, grundlegende Bedeutung der im achten Dezennium des 19. Jahrhunderts gemachten Errungenschaften für die Psychiatrie wurde auf der 1880er Naturforscherversammlung von Wernicke festgelegt. Er selbst hatte 1874 das zweite Sprachzentrum entdeckt, dessen Zerstörung die von ihm sobenannte „sensorische Aphasie" zur Folge hat im Gegensatz zur „motorischen Aphasie" (der Aphemie Broca's).[1]) Was uns aber hier an dem 1880er Programm Wernicke's besonders interessieren muß, das ist die Zurückführung der Ratlosigkeit und Verwirrtheit, des Mangels an Orientierung, der reaktiven Gemütsbewegungen, der „Demenz" der progressiven Paralyse auf die Summation von Ausfällen, welche der Erinnerungsschatz von sensorischen und Bewegungsvorstellungen erfährt. „Alle diese Erscheinungen sind nicht etwa Folgen der Demenz, sondern sie sind die Einzelerscheinungen, welche summiert die Demenz ausmachen." „Für das Gehirn kann nach unserer Auffassung der Leib nichts anderes sein

[1]) Wernicke, Danziger Vortrag 1880 (Anm. —) S. 9; und sein Lehrbuch der Gehirnkrankheiten (Kassel, 1881/83) I, 323, 366; II, 173, 200; III, 545, 548.

als eine Gruppe von Erinnerungsbildern. So erklären sich vielfach die eigentümlichen Delirien jener schweren Form von Hypochondrie, welche man der progressiven Paralyse zuzurechnen pflegt. Die Kranken glauben die Nase, die Augen, die Zunge, oder das ganze Gesicht, oder irgend ein anderer Körperteil fehle ihnen oder sei im Begriff, durch Fäulnis zu zerfallen ...“ „Das Gedächtnis ist nichts für sich Bestehendes [m. a. W. kein Seelenvermögen], sondern immer an bestimmte konkrete Erinnerungsbilder geknüpft. Es sind gewöhnlich ganze Reihen von Erinnerungsbildern, wahrscheinlich solche, die durch die Assoziation der Gleichzeitigkeit unter einander verknüpft sind, welche in solchen Fällen zu Grunde gegangen sind.“

Als ich auf die Idee kam, meine „Merksysteme“ (welche von Flechsig, Wernicke u. a. gebilligt worden sind) als energetische Wesenheiten von dauernder Konsistenz einzuführen, waren mir die vorstehenden Sätze so wenig wie andere einschlägige Stellen aus der psychiatrischen Literatur bekannt. Ich muß das betonen, weil man sonst auf die andere Idee kommen könnte, ich habe lediglich die Wernicke'schen „Ausfallserscheinungen“ eskomptiert. Aber die ungeahnte Übereinstimmung geht weiter. Wenn ich von dem Eigensinn, den Erregungen und Entladungen der Merksysteme in der normalen Existenz spreche (S. 43, 44), so klingt das wie eine Übersetzung aus der psychiatrischen Beobachtung Wernicke's: „Wie es ein allgemeines Gesetz ist, daß als Reiz auf die Nervensubstanz alle diejenigen Agentien wirken, welche mit einer gewissen Geschwindigkeit ihre Funktion vernichten, so kann es auch nicht Wunder nehmen, daß dem Verluste der Erinnerungsbilder vielfach Erregungszustände vorangehen. Im sensorischen Gebiete verraten sich diese durch die verschiedensten Halluzinationen, welche keineswegs, wie man immer

gemeint hat, bei den Paralytikern vermißt werden. Im motorischen Gebiete begegnen wir dem echt maniakalischen Bewegungsdrange, welcher den Paralytiker tobsüchtig erscheinen läßt, und der Reizzustand im Gebiete derjenigen Erinnerungsbilder, welche die Persönlichkeit konstituieren, erzeugt den Größenwahn und in ihm den Keim zur Vernichtung der Persönlichkeit."

In analoger Weise erklärte Wernicke schon 1880 die vorübergehenden Ausfälle und Fälschungen von Erinnerungen bei der akuten, primären Verrücktheit. Auch hier scheint es sich der Kasuistik nach wesentlich um systematische Erscheinungen zu handeln. Infolge der Inkongruenz der aktuellen Wahrnehmungen mit den gerade noch disponiblen Systeminhalten und Synthesen kommen die Kranken in Zustände von Ratlosigkeit, Angst und Verzweiflung, Trotz und Wut. Um der quälenden Ratlosigkeit zu entgehen, wird sogar mit Schlauheit Selbstmord vorbereitet. Die Heilbarkeit vieler Fälle erklärt sich daraus, daß die betr. Zellenelemente ꝛc. nicht vernichtet, sondern nur krankhaft affiziert waren. Die intime Verwandtschaft dieser Erscheinungen mit der bei geistig Gesunden vorkommenden Ratlosigkeit und Verzweiflung liegt auf der Hand; auch die hier begangenen Handlungen (Selbstmord, Stellenkündigung u. dgl.) sind, wie ich glaube, Folge systematischer Schwächungen oder Unbesinnlichkeiten, partiellen transitorischen Schwachsinns. Durch äußere Nötigung zum Handeln wird die innere Erregung noch gesteigert. Wernicke regt nun die Frage an, ob nicht die meisten Gemütsbewegungen der Geisteskranken in derselben Weise motiviert seien, wie bei den Gesunden; er erinnert an die bei diesen und jenen gleichen, gesetzmäßigen und vom Willen unabhängigen Ausdrucksweisen heftiger Gemütsbewegungen in den Gesichtszügen. „Die Psychiatrie hat nicht nur die Ab-

weichungen vom gesunden Geistesleben zu beobachten und zu erklären, sondern auch aus diesen Abweichungen all den Nutzen zu ziehen, welchen die Krankheiten, diese von der Natur angestellten Experimente, für die Erkenntnis der normalen Funktion eines Organes zu haben pflegen. Zu dieser Aufgabe wird erst die moderne Physiologie des Gehirns uns befähigen."

Nun, von der Möglichkeit, jene „von der Natur angestellten Experimente" mit der anatomischen und physiologischen Gehirnforschung und allen sonstigen Hilfsmitteln psychophysischer Analyse und medizinischer Kunst zu kombinieren, haben die Psychiater in den letzten zwanzig Jahren reichlichsten Gebrauch gemacht; in dieser Kombination beruht das Uebergewicht der Psychiatrie als exakter Naturwissenschaft über die derzeitige Normalpsychologie, ja man kann sagen, daß in den psychiatrischen Kliniken und Laboratorien mit wachsendem Erfolge ganz eigenartig und selbstherrlich mehrere Wissenschaften getrieben werden, darunter auch — Psychologie!

In einem Punkte ist die Normalpsychologie allerdings der Psychiatrie überlegen: durch das psychophysische Experiment, die eigentliche Domaine der physiologischen Psychologie. Wundt hatte sogar, unter Betonung der zweifellos großen Schwierigkeiten, vor der Anwendung der psychometrischen Methode auf Geisteskranke gewarnt. Aber neuerdings haben die psychiatrischen Kliniker auch diese zu kultivieren begonnen, auch auf diesem Gebiete gibt es schon „psychiatrische" Kontroversen (Kraepelin, Ziehen).[1]) Schon heute darf sogar von

[1]) Kraepelin, Psychologische Arbeiten (Leipzig, 1895); Ziehen, Über Messungen der Assoz.-Geschwindigkeit ꝛc., im „Neurolog. Zentralblatt" 1896 Nr. 7. — Die normal-psychologische Literatur der psychophysischen Messungen ist sehr umfangreich; ihre Ergebnisse und Methoden sind hauptsächlich in Wundt's Werken (auch in den „Studien") und in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" niedergelegt. Sehr wichtig sind auch Ebbinghaus' und Münsterbergs Schriften.

hochinteressanten Ergebnissen dieser Beschäftigung gesprochen werden, welche durch Bestimmung der Assoziationsgeschwindigkeit des normalen und des schwachsinnigen Kindes auch prophylaktisch von Bedeutung zu werden verspricht. Der Psychiater hat auf diesem Gebiete den Vorteil, daß er nicht nur besonderes Verständnis für das gesamte geistige Verhalten seiner Versuchspersonen mitbringt, sondern daß er auch jederzeit in der Lage ist, auffallende Erscheinungen durch Selbstbeobachtung und durch Versuche an anderen Gesunden kontrollieren zu können.

Darin scheint mir eine sehr ernste Mahnung für die eigentlichen Fachpsychologen zu liegen, den Spieß umzukehren und, soweit thunlich, die Ergebnisse der psychiatrischen Forschung cum beneficio inventarii einfach zu annektieren, wobei sie selbstverständlich in manchen Punkten auf jede Nachkontrolle verzichten müssen. Ich glaube nicht, daß die Psychiater dagegen das Geringste einzuwenden haben. Aus solcher Bekehrung des Paulus in einen Saulus (nur insofern nämlich dort viel Heidnisches getrieben wird), müßte sich allerdings ein ganz neues Bild der Normalpsychologie ergeben.

Wenn es nämlich wahr ist, daß die in der normalen und abnormalen Existenz zu Tage tretenden psychischen An- und Abschwellungen nur quantitative Verschiedenheiten darstellen (S. 59,, 71), so liegt nichts näher als die Idee, daß auch die Normalpsychologie nach den tieferliegenden Gründen der Erregungen und sonstigen Unregelmäßigkeiten forschen müsse. Thut sie das nicht, so verzichtet sie entweder ganz kalt auf alles, was doch auch die normale Menschenseele an Leidenschaften und Leiden aufzuweisen hat, oder sie überläßt eine ihrer wichtigsten Aufgaben den Ärzten allein. Wie bedeutungsvoll aber dieser Vorhalt ist, geht aus der psychiatrischen Literatur selbst

hervor. Man kann von den Fachzeitschriften, in welchen die Entwickelungskämpfe der neuen Wissenschaft ausgefochten werden, ganz absehen und braucht nur eines der neueren Hand- und Lehrbücher zur Hand zu nehmen, — v. Krafft-Ebing, Schüle, Kraepelin, Wernicke, Ziehen u. a.[1]) — um sich von der Bedeutung und Fruchtbarkeit des ätiologischen Prinzips für die Einteilungen und Benennungen der Seelenleiden zu überzeugen. Allerdings begegnen wir da einer Anzahl von Krankheitsursachen, welche Gottlob mit der normalen Psyche nichts zu thun haben; aber auch einer großen Anzahl anderer, an denen die Hüter und Deuter der Normalität nicht vorübergehen können, ohne — sich blind zu stellen.

Es wäre so übel nicht, einmal die Urteile des Volksmundes über die Aufgaben einer wirklich praktischen Normalpsychologie zusammengestellt zu sehen. Sie beginnen mit dem behäbigen plenus venter, der non studet libenter, und verbreiten sich über Verstimmungen, Erschöpfungszustände, Blutwallungen, kalte Füße, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Schädelweh und Katzenjammer, Verfettung und Entfettung, über die Liebe, den Tabak und vieles andere. Die Ansicht, daß Körper und Geist nahe verwandt sind, daß der eine unter

---

[1]) Den deutschen Hand- und Lehrbüchern der Psychiatrie von Griesinger, Emminghaus, Schüle, Arndt, Salgó, Neumann, Koch, Krafft-Ebing, Meynert, Kirchhoff, Scholz, Kraepelin, Dornblüth, Wernicke, Ziehen reihen sich die Lehrbücher der Gehirnkrankheiten von Wernicke und Nothnagel, der Neurasthenie von Löwenfeld, F. C. Müller u. a., sowie zahlreiche Monographien an: Ziehen, Melancholie, Friedmann, Wahn, Delbrück, Patholog. Lüge u. s. w. Über die Spezialliteratur des In- und Auslandes geben die größeren Handbücher selbst in den verschiedenen Abschnitten die beste Auskunft, reiche Literaturausgaben finden sich namentlich bei Krafft-Ebing und Schüle.

dem anderen und der andere unter dem einen auch normalerweise viel, sehr viel leiden muß, ist wirklich schon ziemlich populär. Aber an einer psychischen Hygiene auf dem Grunde der modernen Naturforschung und Psychiatrie fehlt es noch; seit Hufeland und Feuchtersleben hat die Seelengesundheitslehre keine sehr wesentlichen, literarisch erkennbaren Fortschritte gemacht.

Was die wissenschaftliche Psychiatrie anbelangt, so sind zwar die früher üblichen Einteilungen der Krankheiten in der Auflösung begriffen, ja man kann wohl sagen, daß sich die modernen Auffassungen in der Richtung der Epigenesis bewegen. Indessen um zu einer grundsätzlich naturwissenschaftlichen Erklärung der geistigen Störungen zu kommen, müßte man sich vor allem rückhaltlos zu der Lehre von den Merksystemen bekennen. Wie kann man den Störungen der Energetik rationell zu Leibe gehen, wenn man nicht von der unumgänglichen Wahrheit ausgeht, daß jede Energieentfaltung an ganz bestimmte materielle Systeme gebunden sein muß? — Daß jede energetische Störung auf eine fehlerhafte Beschaffenheit solcher Systeme zurückzuführen ist? Zwischen den Erkrankungen eines Merksystems und eines Blitzableiter- oder Telephonsystems ist kein prinzipieller Unterschied, nur die Quantität der störenden Einflüsse ist bei ersterem größer und die Erkenntnis ist dort außerordentlich erschwert, weil die materiellen Bedingungen kaum oder gar nicht nachweisbar sind; was uns aber nicht abhalten darf, sie in ähnlicher Weise vorauszusetzen, wie wir gewisse Vorgänge bei den nur in ihrem Endresultat erkennbaren chemischen Verbindungen annehmen.

Hätten wir einen vollkommen klaren Einblick in die materiellen Verhältnisse der Tausende von Merksystemen, welche unsere Psyche ausmachen, ähnlich wie in jene des Telephon-

verkehrs, so würde auch die Aetiologie eine durchaus klare sein, und der Therapie und ihren Voraussagen wären mindestens sichere Pfade gewiesen. So aber befinden wir uns diesem anscheinenden Chaos von energetischen Standlokalen und Leitungen gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie der Fremde, der bei Nacht und Nebel auf einen hohen Turm der Großstadt geführt wird und aus dem verschwommenen Lichterglanz zu seinen Füßen eine genaue Schilderung ihres Verkehrs- und Beleuchtungswesens konstruieren soll. Und doch, wie viel durchsichtiger ist ein solches Chaos für denjenigen, der hier von der Voraussetzung einer bestimmten materiellen Energetik ausgeht, als für den, der von elektrischer Beleuchtung und dergleichen überhaupt keine Ahnung hat!

Zum Schluß möchte ich noch davor warnen, alle psychischen Störungen auf das Konto erblicher Belastung und erworbener Nervosität zu setzen. Bei so vielgestaltigen und verwickelten Beziehungen, wie denjenigen unserer Merksysteme, muß auch der ganz normalen Variation und Variabilität ein gewisser, ich glaube sehr großer Einfluß zugestanden werden. Die menschliche Fortpflanzung ist keine Maschinenfabrik; namentlich die Epigenesis der nervösen Elemente und ihrer Funktionen ist bei jedem neuen Individuum an neue Zufälligkeiten geknüpft, so zwar, daß wir selbst bei sehr gesunden und scheinbar homogenen Eltern niemals die geistige Verfassung der verschiedenen Nachkommen voraussagen können. Die Idealisierung der Sinne und Triebe insbesondere, die Fähigkeit zu glücklichen Synthesen und zu starken Hemmungen hängt von Zeugungsfaktoren ab, die wir ebensowenig in der Hand haben, wie die Vorausbestimmung des Geschlechts. Es ist ein Glück, geistig gleichzeitig gesunden und hochbegabten Kindern das Leben zu geben.

Nietzscheana

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag."

Am 25. August 1900 haben die letzten Reste von Lebensgleichgewichten, welche ehemals einem der bedeutendsten Geister aller Zeiten als Festung gedient hatten, zu existieren aufgehört. In diesem Augenblicke der letzten Kapitulation war die Festung schon längst geschleift, ihr Widerstand gegen die feindlichen Heerscharen der Philister längst gebrochen, — ein bloßer Viktualienmarkt für inferior-normalmenschliche Stoffwechselprozesse. Ob unter der Hülle des Wahnsinnes, in den unbewußten Gefilden seines einst so glänzenden Denkorgans noch Erinnerungen an die siegreichen Waffenthaten des Übermenschen aufleuchteten, — wir wissen es nicht. Wir wissen überhaupt so gut wie gar nichts, weder von uns selbst, noch von Friedrich Nietzsche. Wir wissen namentlich nicht, ob seine zündenden Geistesblitze schon Vorboten des Wahnsinns waren, oder ob der Wahnsinn lediglich eine mechanische Folge der Überanstrengung seiner Apparate und Kräfte war. Das letztere, das er selbst geahnt, wäre plausibel; denn unter allen Organen des genus homo ist die Großhirnrinde das jüngste, das verwundbarste, die eigentliche Achillesferse der großen Denker. Ich will nicht sagen: ignorabimus; aber nach

dem heutigen Stande unserer hirnphysiologischen und psychiatrischen Kenntnisse wissen wir eben *nichts*.

Das wollte ich heute nur betonen, ich wollte nur *warnen* vor hirnlosen Kritikastereien über ein Gehirn, zu dessen Verständnis unsere subjektiven Empfindungen nicht ausreichen. *Warnen* wollte ich vor seichtem Geschwätz in Bezug auf einen großen Deutschen, den wir *bewundern* müssen auch da, wo wir ihn nicht verstehen. Denn schon vom Standpunkte des simpeln deutschen Denk- und Sprachturnwarts muß ich diesem unsterblichen Meisterturner den Lorbeer reichen. Er hat uns eine Kraft und Leidenschaft höchster Geistesarbeit offenbart, auf welche die ganze Menschheit und namentlich wir Deutsche stolz sein müssen. Es hieße die menschliche Bestie beim Schwanze aufzäumen, wollten wir diesen Stern am Himmel des Menschengeistes herabziehen in die Pfützen unserer jammervollen Philisterlogik. Nennen wir ihn immerhin ein Phänomen, eine von der tierischen Fassungsgabe losgelöste Feuererscheinung, — aber entehren wir *uns selbst* nicht, indem wir ihn mit dem Maßstabe der ewigen Inferiorität messen.

Friedrich Nietzsche kann in diesem Augenblicke *nur naturwissenschaftlich* gewürdigt werden; und die Naturwissenschaft lehrt uns Bescheidenheit, wo wir nicht *wissen*. Man kann ja wohl auf die Ironie hinweisen, die darin liegt, daß der Gedankenübermensch *Nietzsche* durch das an innerem Widerspruch krankende Werk des Thatenübermenschen *Bismarck* — die Verherrlichung des Normalmenschen im allgemeinen und direkten Wahlrecht — auf das Höchste gereizt wurde. Man kann das und vieles andere beschreiben, manches erklären, — aber die Physiologie seines Gehirns bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Wir können nur sagen: *es war*; es war ein großes Gewitter, dessen Entladungen uns

erschrecken. Ich habe auch nichts gegen das Argument der Frommen einzuwenden, daß Gott es sei, der die Gewitter und die Geister wachsen lasse, und daß vom Standpunkte der biblischen Schöpfungsgeschichte zu einem gewaltigen Menschengeiste mehr göttlicher Witz gehöre als zu einem Donnerwetter. Das alles lasse ich gelten, aber das inferiore Gewinsel von Schafsköpfen, die alles besser wissen wollen als der liebe Gott, das lasse ich nicht gelten.

Man vergesse auch nicht, daß kürzlich ein Goethebund nötig war! Geben wir jenen, die das Göttliche im Menschen mit der Inferiorität der Massen zu erschlagen bereit stehen, nicht das widerliche Beispiel einer Nietzsche-Inquisition, bei der zuletzt doch nur die Herren Inquisitoren als die Genarrten auf der Walstatt bleiben würden. Denn Der, über den sie zu Gericht zu sitzen wähnen, ist für sie nicht erreichbar. Er ist schon in Walhall.

I.

Ich beneide und liebe in ihm einen der größten Mehrer und Bildner unserer herrlichen Muttersprache. Seine Gedanken sind reine Kunst; Anderes, Geringeres sollte man in ihnen gar nicht suchen, namentlich nicht sogenannte Philosophie oder sonstige Marktware. Daß dies so viel geschehen, beweist eben nur die hinreißende Leidenschaft seiner Kunst. Er war ein so gewandter und emsiger Vogelsteller, daß er oft an den eigenen Leimruten hängen blieb. Daß er auch ein Dichter war, versteht sich von selbst; alle großen Sprachmehrer sind Dichter. Er war aber nicht nur Lyriker, wie manche meinen, denn seine Werke bilden eine der größten

Tragödien, die je gedichtet worden sind, man könnte sie auch ein psychopathisches Epos nennen. Ich liebe ihn zwar auch wegen seiner großen Leiden und selbstquälerischen Befreiungsversuche, aber mehr noch beneide ich ihn, weil er, der Sprachstolze, nicht bemitleidet sein wollte. Ich beneide ihn, weil er trotz seiner Leiden die Kraft hatte, in dem dichten Urwald seiner Gedanken das Heiligtum der Muttersprache zu entdecken, in einer Zeit, wo die Deutschen durch entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeiten und den Willen zur Macht (nicht nach seinem Sinne freilich!), sowie durch allerlei Allotria vom Urquell ihres geistigen Lebens abgelenkt waren.

Dies gab ihm unermeßlichen Reichtum und das Recht, die Deutschen beiderlei Geschlechts zu geißeln, deutsche Götzen zu zertrümmern, und dabei doch der Deutscheste zu bleiben. Wie arm kommen wir uns dagegen vor, da wir als Fährleute in seichtem Gewässer unser Brot verdienen, uns mit den Fahrgästen gutstellen und mit der tierischen Bestie herumschlagen mußten. Liebe in vielerlei Gestalt — ganz abgesehen vom Geschlechtstrieb, dem Feinde höherer Liebe — nichts als Liebe, wie gewöhnlich! Und dabei diese schamlose Gesundheit, die gar kein Verdienst war, die wie ein treuer Hund immer wiederkam, wenn wir sie mit der Peitsche traktiert hatten, diese platte gedankenzähmende Gesundheit und Sinnlichkeit! Er aber war hellsehend, weil er leidend und doch stärker war. Während ihm, dem Jüngeren, der sprachzornige Zarathustra erschien, balgten wir uns mit Politik, Kunstgeschichte und Naturwissenschaften. In der Bibel steht: Im Anfang war das Wort. Friedrich der Einsame lehrt uns: Das deutsche Wort! Das ist sein Vermächtnis: auf unserer Muttersprache und aus ihren heilenden und feienden Kräften baut sich alle Lebenskunst und Zukunft der Deutschen auf. Was er dagegen von Besamung des Deutschen durch

Fremdes gesagt, das stammt nur von dem Zornhammer, den er bis zur Selbstvernichtung auf seinen Leidensamboß niedersausen ließ, denn sein Sprachdenken war weder französisch, noch slavisch, sondern durch und durch deutsch. Wenn ich ihm eine Grabschrift zu machen hätte, so würde ich schreiben:

Hier rastet unserer heiligen Muttersprache
Jüngster Glockengießer und Waffenschmied.

II.

Man hat seinen Aphorismenstil getadelt, sogar diesen Stil den eigentlich dekadenten Sprachstil genannt. Warum eigentlich? Die ganze Bibel, vorab die Psalmen, alle Lyrik — überall Aphorismus! Im Gegenteil, ich finde, daß die Zusammenschweißung einer Vielheit von Gedanken und Bildern zu imposanten Kunstwerken ein Mißbrauch ist, eine epische Hanswursterei, eine Modesache, keine „Kunst", sondern eine „Künstelei". Es kann sehr „künstlich" gemacht sein, wie die einzelnen Felder eines Kirchenportals oder die verschiedenen Scenen einer Tragödie ornamental verquickt sind, aber „künstlerisch" ist das Leporelloalbum als solches nicht. Wahre Kunst setzt immer die Einheit von Ort, Zeit und Handlung voraus, sie muß mit einem Satze in die Augen oder in die Ohren springen, nicht erst so nach und nach. Was wäre das feinste Diner mit der feinsten Bedienung, wenn nicht der Koch die einzelnen Gerichte dazu lieferte, von denen jedes für sich ein Kunstwerk sein muß. An der länglichsten Kunstschlange ist es nicht die Hauptsache, wie der Kopf in den Schwanz beißt, sondern wie die einzelnen Wirbel gebildet sind. Siehe Vater Homer! In ihren herrlichsten Flegeljahren ist die Kunst immer Klein- und Stückkunst; umständlich, länglich, zusammenfassend wird sie erst, wenn den Gelegenheitsmachern und Verlegern

ihr Weizen blüht, wenn die Vielzuvielen mit ihrer „Vielfürsgeldelle“ den Ton angeben, und nicht mehr die Künstler. Der Künstler, der nur für sich selber oder nur für Seinesgleichen schreibt oder bildet oder dichtet, bleibt immer bei der allein künstlerischen Kunstform: dem Aphorismus, d. h. der dem wahrhaft künstlerischen Verständnis genügenden Skizze.

Aber es wäre falsch anzunehmen, daß die künstlerische Skizze, das ist der Aphorismus, etwas Unvollendetes sein müsse. Es kommt eben alles aufs Können an. Der wahre Künstler gewinnt schon in und mit der Skizze, mit dem Aphorismus, den ihm und seinesgleichen genügenden Ausdruck; was darüber ist, das ist für die große Masse, ist Jedermannstechnik, Eselsbrücke oder dergleichen. Insofern hat eine allzu peinliche Ausführung oder allzu breite Ausführlichkeit für den hörenden, lesenden oder beschauenden denkenden Kunstkenner sogar etwas Beleidigendes; indem seiner Phantasie das Recht und die Gabe abgesprochen wird, die Skizze des kongenialen Künstlers mit der gemeinen Deutlichkeit der Dinge, mit allen Finessen der Jedermannstechnik auszustatten, sagt man ihm indirekt: „Da siehst Du, was Du für ein dummer Kerl bist!“ Die sorgfältige detaillierte Ausführung hat immer den Beigeschmack des Kunstgewerblichen, des Nützlichen weil marktgängigen und zum allgemeinen Gebrauch tauglichen. Ich möchte doch den Maler oder Dichter sehen, der, wenn ihm von seinem Kollegen die Wahl gelassen wird, als Geschenk nicht die Skizze, sondern die ausgeführte Maschine wählte? Die letztere wird er nur wählen, wenn er sie — wieder verkaufen will. Der Kenner kann alles entbehren, was der Arbeit des Meisters ebensogut von seinen Schülern hinzugefügt sein könnte. Darum ist es gerade bei minutiös ausgeführten Kunstwerken so schwer, durch die geleckte Kruste den originellen Kern

zu sehen. Ja, ich gehe so weit, zu sagen: Erziehung zu wahrhaft tiefem Kunstverständnis heißt zunächst Erziehung zum Verständnis der alle eigenen Absichten des Künstlers enthüllenden und seine ganz besondere Handschrift zeigenden Skizze, zum Verständnis des alle Gemeinplätze ausschließenden Aphorismus! Der umgekehrte Weg, nämlich der Ausgang von der komplizierten Maschine, führt den vorher Unbefangenen in der Regel zum vollendeten Kunstunverständnis. Daran krankt unsere schulmäßige ästhetische Philisterbildung.

Auf die drei Haupt- und sieben Nebeneinwände gegen diese Kunstauffassung werde ich bei anderer Gelegenheit eingehen. Hier wollte ich zunächst nur den Kunststil Nietzsche's in Schutz nehmen, dessen Abneigung gegen die Gemäldegalerien ich teile, insofern die hier vorgeführten Bilder mit wenigen Ausnahmen nicht als Geschenke an Künstler, sondern zum — Verkaufe gemalt waren.

III.

Man hat mich angegriffen, weil ich in dem zweiten dieser Artikel Nietzsche für das Deutsche reklamiert habe; und man war so kindlich, sich dabei auf sein oft geflissentliches Kokettieren mit polnischer Abstammung und französischer Bildung, sowie auf sein „Europäertum" und seine Mißachtung des deutschen Bildungsphilisters, zu berufen. Wohin kommen wir mit solchen Schulmeistereien? Ich halte Goethe, Heine, Schopenhauer und Nietzsche nicht deshalb für „Deutscheste", weil ich glaube, daß sie bei besserem Drill mit uns geturnt und das Arndt'sche Lied gesungen hätten, sondern weil ich ihnen für ihr Denken in deutscher Sprache, für die Bereicherung unserer heiligen Muttersprache selbst ewigen Dank schulde. Diese ist unter allen Volksheiligtümern das größte, älteste und unanfechtbarste. Auf ein bischen mehr oder

weniger Gift und Galle über unsere deutschen Armseligkeiten kommt es nicht an. Ich selbst gehöre bedingungsweise zu den Iltisschwärmern, mein altes Herz marschiert im Takt mit jedem deutschen Regiment, auch in Cisleithanien, ja ich halte den Mangel eines soliden politischen Patriotismus für eine Art von geistigem Defekt, von Unvermögen zu kategorischer Konjugation und zu stahlharten, männlichen Schlußfolgerungen. Aber so verblendet bin ich doch nicht, daß ich mich deshalb von der begeisterten Anerkennung unsterblicher Verdienste um das Deutsche abhalten ließe, weil deren Träger so unvorsichtig waren, als Juden auf die Welt zu kommen oder für einen Napoleon zu schwärmen. Solche Engherzigkeiten waren vielleicht noch vor vierzig Jahren entschuldbar, wo wir jeden, der nicht an eine achtunggebietende Erhebung des deutschen Namens glauben wollte, für einen ausgemachten Trottel oder Verbrecher hielten; jetzt aber, wo Deutschland fest im Sattel sitzt, sollten wir uns endlich dieser pfahlbürgerlichen Gesinnungszensuren entschlagen!

Was nun Friedrich Nietzsche anbelangt, so möchte ich zwar nicht so weit gehen, wie Alois Riehl, der neben ihm nur noch einen oder zwei „ganz große Stilisten unserer Sprache" gelten lassen will. Aber auch wenn man das Kollegium der „Deutschesten" unter unseren neuesten Sprachkünstlern um ein Beträchtliches erweitert und außer einigen Dichtern von Profession noch die Bismarck und Moltke, die Ranke und Treitschke hinzurechnet, so bleibt Nietzsche doch der Originellste von allen; er ist unser deutscher Ödipus, der seine eigene Sphinx erst gezeugt und gezähmt und dann im Kampfe mit in den Abgrund gerissen hat. Geblieben ist nur das künstlerische Schauspiel. Ein tragisches Phänomen ganz eigener Art auch auf dem Gebiete der Hirnphysiologie, das nur der Aberwitz von Ignoranten mit dem

billigen Einwand des „Krankhaften“ abzuthun unternehmen kann. Darüber werde ich im nächsten Artikel einiges sagen. Diejenigen, die mich nicht gleich auf den ersten Hieb verstehen werden, bitte ich schon jetzt um Indemnität.

IV.

In unserer Zeit der Nervenfurcht ist es geradezu Mode geworden, jede durch Lebhaftigkeit und Originalität verblüffende Geistesthätigkeit als „krankhaft“, ja sogar als Folge neuropathischer Belastung hinzustellen. Der Geniale gehört dem Irrenarzt, das ist der eigentliche Witz des Lombrosismus. Nietzsche selbst war in hellen Tagen von dieser Modethorheit nicht frei. Ich meine nicht sowohl den herrlichen Lobgesang Zarathustra's auf die schenkende Tugend, wo es heißt: „Und auf die Entartung raten wir immer, wo die schenkende Seele fehlt.“ Denn gerade in dieser Verwerfung des rohen Egoismus als einer Entmenschung liegt eine tiefe epigenetische Wahrheit. Auch die feine Parenthese in „Fröhliche Wissenschaft“ 357 meine ich nicht, wo das sogenannte Bewußtsein „vielleicht ein krankhafter Zustand“ genannt wird; ich habe nachgewiesen, daß das Bewußte nicht krank sein kann, wenn das Unbewußte gesund ist, daß das Bewußtsein höchstens uns irreführen kann, wenn sein momentaner Inhalt voreilig als allein maßgebender Wertmesser für unsere Urteile den Ausschlag gibt; indessen das ist eine Erkenntnis auf dem Grunde allerneuester Gehirnforschung, welche Nietzsche noch nicht zugänglich war. Wohl aber meine ich die äußerst plastische Schilderung der modern-französischen Literatenseele in „Nietzsche contra Wagner“, an deren Schluß es heißt: — „aber krank!“

In solcher Verallgemeinerung liegt Irrtum und Gefahr. Der Reichtum und die Vielgestaltigkeit der geistigen Anlagen und die Feinheit der Beziehungen zwischen Sinnen, Trieben

und Intelligenzen machen an sich durchaus kein Stadium, auch kein Vorstadium der Erkrankung oder Degeneration aus. Die Möglichkeit solcher höchsten Entwicklung müssen wir vielmehr als ein gesundes Vorrecht des gesunden Menschenhirnes in Anspruch nehmen. Abnormal nur insofern, als es selten ist, und verdächtig nur deshalb, weil es in Gefahr bringt. Wer wollte die Schieferdecker nur darum für die ungeeignetsten Dachkletterer halten, weil sie zu der Todesursache des Sturzes vom Dache das größte Kontingent stellen? Jawohl, gefährlich ist es, auf den Höhen des geistigen Lebens zu schaffen, zu kämpfen; ja schon das leidenschaftliche Miterleben dieser Kämpfe kann zum Dachsturz führen, wie ich denn ganz vorurteilslos zugebe, daß für manches schonungsbedürftige Menschenhirn sogar ein zuviel an bloßer Nietzsche-Lektüre unheilbringend werden kann. Aber gegen das, leider auch in die wissenschaftliche Literatur eingedrungene Streben, jedes ungewöhnliche, das Philisterium aufrüttelnde Geistesblitzen schlechtweg als ein Zeichen der Entartung zu brandmarken, muß auf das Heftigste protestiert werden als gegen einen abscheulichen Versuch, die glänzendste, ja göttlichste Eigenschaft vornehmen Menschentums mit parasitischen Krankheitserregern auf eine Stufe zu stellen. Außerdem ist solches Beginnen Charlatanerie und gereicht der Wissenschaft zur Unehre. Es erscheint mir von der größten Wichtigkeit, dies — allen äußeren Bedenken zum Trotz — gerade an dem Geisteshelden Friedrich Nietzsche und an dieser Stelle zu erweisen. Wer diesen Gang mitmachen will, möge für eine Stunde alle Bekleidungen des Milieus, alle poetische und evangelische Ästhetik ablegen; wir nehmen eine Dusche jenseits von Kalt und Warm — wohl bekomm's!

Man entrüste sich nicht: ich betrachte das Denken als einen Trieb. Zu dieser Annahme zwingt mich nicht nur

die Beobachtung, daß unsere Gedanken uns beherrschen, also mit überlegener Triebkraft ausgestattet sind, sondern auch die physikalische Logik. Wenn auch das freie Spiel der Phantasie, unser höheres Denken nur *scheinbar* von den gemeinen und verfeinerten Nöten der Lebens- und Arterhaltung losgelöst ist, so beansprucht doch der Denktrieb eine gewisse Selbständigkeit neben den sexuellen, den Ernährungs- und Bewegungstrieben, ja sogar neben den weit über die rein tierischen Angelegenheiten *hinausgehenden* Bedürfnissen der menschlichen Sinne. Vielleicht mußte die ästhetische Umwertung der Sinnenlust in Augenweide, Ohrenschmaus und Duftrausch, mit anderem Worte: die *Vergöttlichung der Sinnlichkeit* der Entwickelung des höheren Denktriebes vorangehen, — und thatsächlich gewährt für diese Ansicht die Entstehung primitiver Religionen manchen Anhaltspunkt, — aber das hindert nicht, daß der Denktrieb den Menschen bis zu einem gewissen Grade vom Tierischen *unabhängig* gemacht hat. Er kann unser *Befreier* und *Erzieher* werden. Freilich bildet er auch wegen seiner Wandelbarkeit eine ständige Gefahr, denn er wird nicht nur sehr häufig zu halben und Viertelsperversitäten verleitet, weil er unter allen Trieben am meisten der Verführung und Überredung unterliegt, sondern er ist auch je nach der Beschaffenheit, Lage und Verknüpfung seiner zahlreichen Herde einer schier unberechenbaren Vielgestaltigkeit fähig. Die Lokalisation solcher Herde wissen wir nur für gewisse Gruppen hervorragend starker und alteingesessener Merksysteme, z. B. für das Sprachzentrum. Aber es ist anzunehmen, daß es *keine einzige* Gedankenart gibt, die nicht irgendwie im Gehirn lokalisiert wäre. Begabungen für Dinge, die in der Welt der äußeren Erscheinung sich nahe berühren, sehen wir in unserer Psyche oft haarscharf getrennt und in solcher Trennung vererbt; so z. B. für mathematische

Raumlehre und für plastische Gestaltung, für die Technik eines musikalischen Instrumentes und für erinnerungsstarke Symphonik u. s. w. Die Begabungen eines Leibl, eines Böcklin und eines Wilhelm Busch auf malerischem, diejenigen eines Joh. Strauß und eines Richard Wagner auf musikalischem Gebiete sind so grundverschieden, daß wir ohne die Annahme cerebraler Gebundenheiten — besonderer Gedächtnislokale und Assoziationsbahnen — gar nicht auskommen. Wir kennen nur diese speziellen Lokalisationen noch nicht, so wenig wir die genaue Lage der Zentralbureaux und Sprechstellen und den Zug der Drähte in dem Telephonnetz einer Großstadt kennen. Statt der in bescheidener Anspruchsgewärtigkeit dasitzenden Telephonistinnen brauchen wir uns nur eine Anzahl von aufgeregten, abwechselnd lernenden und vergessenden, teils klugen, teils thörichten Jungfrauen vorzustellen, welche aus eigenem Antriebe Gespräche unter den Abonnenten veranstalten, hier beruhigend und tröstend, dort neugierige Fragen stellend und intriguierend, — so haben wir einen, wenn auch hinkenden Vergleich mit unserem Denktrieb und seinen Lokalisationen, mit welchen wir unausgesetzt arbeiten, ohne sie zu kennen.

Trotzdem dürfen wir nicht davor zurückschrecken, diesen Tausenden von mehr oder weniger temperamentvollen Jungfrauen unserer Auto-Telephonanstalt etwas näher auf den Leib zu rücken, sie in ihren geheimnisvollen Verstecken aufzustöbern, was im folgenden Artikel versucht werden soll.

V.

Während Nietzsche geistig umnachtet war, stieg im Osten der Psychophysik ein neues Morgenrot herauf, das auch ihn in neuer glänzender Beleuchtung zeigt, freilich in ganz anderem Sinne, als er selbst jemals gedacht. Denn die Lehren, die wir

aus der neuesten Gehirnforschung ziehen können, lassen zwar selbst die größte Wertschätzung des Lebens unangetastet, ja sie müssen uns mit „noch grenzenloserer" Bewunderung für die Architektur der menschlichen Psyche und mit leidenschaftlicher Dankbarkeit für die Auszeichnung des Homo sum erfüllen, — und ferner berechtigen uns jene Lehren, auch die höchsten und kompliziertesten Leistungen des Menschenhirnes noch innerhalb seiner Gesundheitsbreite zu suchen, — aber das lichterloh flammende Lieblingsidol Nietzsche's, sein erträumtes Übermenschentum, sinkt zu einem Häuflein Asche zusammen, deren Urne wir als ein Denkmal göttlichsten Irrtums aufbewahren wollen. R. I. P.

Die Lehren aus der neuesten Gehirnforschung, die mir zur Beurteilung des Falles Nietzsche besonders wichtig erscheinen, sind hauptsächlich folgende: 1) daß der Aufbau unserer Denkwerkstatt ein außerordentlich komplizierter und differenzierter ist, und daß vermutlich alle diese Tausende feiner und feinster Bildungen Apparate darstellen, welche besondere Arbeiten verrichten; 2) daß der eigentliche Sitz der höheren Denkarbeit fast ausschließlich die graue Rinde des Großhirns zu sein, und daß zwischen der psychischen Leistungsfähigkeit und der Ausbreitung der Rinde ein direkter Zusammenhang zu bestehen scheint; 3) daß die Rinde ihren Flächenraum hauptsächlich in Form von Quetschfalten nach Innen umsomehr vergrößert, je höher die geistige Entwickelung des Individuums steigt; 4) daß die Ausstattung der Rinde mit markhaltigen Fasern in zeitlich verschiedener Reihenfolge der einzelnen Arbeitsgebiete und zum Teil nur nach Maßgabe der Inbetriebsetzung erfolgt; 5) daß die verbindenden Faserungen innerhalb und zwischen verschiedenen Teilen der Rinde selbst unendlich viel zahlreicher und mächtiger sind, als die von den niederen Gehirnteilen bezw. vom Rückenmark zur Rinde führ-

enden Fasern; 6) daß die Verfeinerung des Rindenaufbaues infolge der geistigen Thätigkeit eine bis in das fünfte Jahrzehnt des Lebens, vielleicht darüber hinaus, fortschreitende sein kann.

Diese Lehren gewinnen aber erst plastisches Leben, wenn wir uns die menschliche Gedankenwerkstatt als eine zusammenhängende Masse von Triebsystemen vorstellen, welche einerseits wegen ihrer erblichen Epigenesis, andererseits wegen des assoziativen Gedächtnisses als die höchsten und feinsten Systembildungen der Natur erscheinen. Ich kann heute nicht weiter entwickeln, wie ich mir den Aufbau der menschlichen Psyche im Rahmen des großen energetischen Richtungsgesetzes denke, welches alle Materie von den Molekularverbindungen der Elemente in statu nascendi an beherrscht, und das wir schlechtweg den periodischen Systemzwang nennen können. Ich will nur sagen, daß es keine Maschine von Menschenhand gibt, deren Gleichgewichtszustände, Stütz- und Widerstandskräfte auch nur annähernd ähnliche Ordnung und Feinbeweglichkeit aufweist. Das geht schon daraus hervor, daß jene Systeme materiell aus den unbeständigsten Stoffen aufgebaut, und daß zur Erhaltung ihrer Gleichgewichtszustände — ihrer Entropie — unausgesetzte Prozesse erforderlich sind, da jede Abweichung von der vitalen Wärmebreite und jede Unterbrechung der normalen Sauerstoffzufuhr zunächst das Schwinden des Bewußtseins und bald den Stillstand des Gesamtsystems, den Tod, zur Folge hat.

An jene Lehren schließen sich noch mancherlei klinische Erfahrungen neuesten Datums, u. a. über die spezifische Einwirkung von Alkohol und anderen Giften auf verschiedene Formen der nervösen und geistigen Thätigkeit, ferner über Ursache und Verlauf der Paralyse; aber ich will mich hier zunächst an eine biologische Thatsache großen Stiles halten

und es einmal rücksichtslos aussprechen: Es ist nicht wahr, daß das Gehirn weit sei und „leicht bei einander die Gedanken wohnen", im Gegenteil, unser Schädeldach ist schon längst viel zu klein, um den Apparaten unseres Denktriebes, nämlich der Rinde des Großhirns, ein bequemes Dasein zu gönnen. Wäre dies der Fall, so müßten wir einen Kopf vom Umfange des Elephantenschädels tragen, aber ohne dessen Überfluß an Knochenmasse. So ausgerüstet, brauchten wir wohl keine Nervenärzte und Psychiater. Was thut nun die spitzbübische Erfinderin Natur, um sich nicht mit den Proportionen des Polyklet zu verfeinden und uns dennoch an der Spitze der Civilisation marschieren zu lassen? Wenn man die ersten embryonalen Stadien des Gehirnwachstums betrachtet, dann könnte man annehmen, hier sei der Anlauf zu einer übermenschlichen Kopfbildung in der Richtung des Zeus von Otricoli genommen. Aber nein, es findet eine förmliche Zurückzwängung der verschiedenen Hirnsegmente sozusagen in eine „relativ enger werdende" Kapsel statt, die Natur vollbringt hier etwas, was ihr keine Putzmacherin der Welt nachmacht: es ist ein geradezu geniales rosettenartiges „Arrangement nach Innen", wodurch für die Rinde die drei- bis vierfache Ausdehnung gewonnen wird.

Hätte beim Menschen das Großhirn, wie bei den Amphibien, Reptilien und Vögeln, nur eine der Schädelkapsel entsprechende glatte Ausbreitung, dann müßten wir uns mit der Hälfte des Affengeistes begnügen. Die Quetschfaltenrinde der Säuger in ihrer höchsten Entwickelung aber hat es uns möglich gemacht, auch trotz relativ nur mäßig größeren Schädeldaches als Herren auf die gesamte Tierwelt hinabzublicken. „Spitzbübisch" ist diese großartige Erfindung nur deshalb, weil jede Verfeinerung und Komplikation des Gehirnbaues immer nur auf Kosten der Einfachheit und Sicherheit des

Betriebs erfolgt, genau so wie beim Maschinenbau. Wie hier, so verlangen auch dort die feinsten Instrumente entweder eine relativ stärkere Fundamentierung oder eine verhältnismäßig größere Schonung, und beides, wenn auf die Dauer höheren Anforderungen genügt werden soll. Der Denkapparat der Tiere verhält sich zu dem menschlichen etwa wie eine Nachtwächteruhr zu einem erstklassigen Chronometer, oder wie eine Brückenwaage zu einem Seïsmographen. Die obligaten Begleiter jener göttlichen Überlegenheit des Menschen über das Tier aber heißen: Wahnsinn, Nervenzerrüttung, Pessimismus, Bosheit und untertierische Niedertracht.

VI.

Die im letzten Artikel vorgebrachte Lehre, daß die Großhirnrinde bei gleichbleibenden Schwierigkeiten der Ausbreitung jede Steigerung ihrer Funktionen nur mit Betriebsgefährdungen erkaufen könne, mag wohl manchem allzu physikalisch und daher auf diesem, „etwas mehr als dreidimensionalen" Gebiete seltsam vorkommen. Vielleicht ist folgende Erwägung geeigneter, meine Theorie gefällig zu machen: Herr A und Herr B haben beide ceteris paribus dieselbe Rindenfläche, sagen wir ein Fünftel von einem Quadratmeter. (Man weiß nicht viel davon; neue Messungen wären sehr erwünscht!) Aber Herr A sei ein einfacher Landmann, Herr B ein grundgelehrtes Haus, ein Redakteur oder ein Börsenkönig. Die Folge ist, daß während bei Herrn A auf den Quadratcentimeter Rinde im Durchschnitt kaum zehn Merksysteme, oder sagen wir: Verführungen zum Denken kommen, Herr B deren hundert oder mehr zu erdulden hat. Ist es nicht klar, daß die Rinde das Herrn B damit vollauf beschäftigt ist und sich, trotz der Vorteile einer geregelten Trainierung, überempfindlich gegen sonstige In- und Exzesse

erweist? — daß die Rinde des Herrn A dagegen sich eines „bequemeren" Daseins erfreut und gelegentlich, um es kurz zu sagen, einen stärkeren Puff vertragen kann?

Wir haben daher folgende Zwickmühlen. Erstens: der glückliche Erbe eines hervorragend reich angelegten Denkapparates ist gewissermaßen schon erblich belastet, nämlich mit der Nötigung zur größeren Vorsicht, damit sein Oberstübchen nicht in Unordnung gerät. Und zweitens: unser Denkapparat ist auf die fortwährend sich steigernden Ansprüche des modernen, namentlich des großstädtischen Geistes- und Verkehrslebens nicht geaicht. Diese Ansprüche bilden ein in der Entwickelung unseres Geschlechtes nicht vorgesehenes novum, dessen notdürftige Bewältigung ein glänzendes Zeugnis selbst für die mißbräuchliche Verwendbarkeit des Organs IA* ablegt. Gewiß gibt es strotzend Gesunde, welche Dank bäuerlicher Abkunft auch damit eine Zeit lang fertig werden; aber durch Generationen hindurch geht das nicht. Wird gar die göttliche Rinde zum Tummelplatz, sozusagen zur Börse aller möglichen dekadenten und perversen Phantastereien gemacht, dann tritt die Gefahr der Neurose oder Psychose schon aus funktionellen Anlässen nahe, das übrige thuen Alkohol, Lues, Debauchen, Kummer, Shock u. s. w. Wenn auch der eigentliche Zellausfall in der Rinde nicht direkt und allein auf geistige Überanstrengung zurückgeführt werden kann, so ist doch deren Gefährlichkeit genügend dadurch gekennzeichnet, daß ohne Einschränkung der geistigen Thätigkeit an die Heilung einer beginnenden Psychose, selbst einer Neurasthenie gar nicht zu denken ist. Andrerseits genügt in sehr vielen Fällen schon die bloße geistige Ruhe, um die peinigendsten Kopfdruckerscheinungen zu beseitigen, so daß man versucht sein könnte, zu sagen: Der Gehirndruck ist der Vater des Kopfdrucks!

Was nun Nietzsche anbelangt, so gehörte sein Denk-

Organ zweifellos zu den kompliziertesten und daher verwundbarsten. Seine Stärke lag weniger in einem massiven Gedächtnis, als in der kolossalen Leichtigkeit, mit der die entlegensten Bilder geradezu künstlerisch assoziiert und einem übermächtigen Denktrieb dienstbar gemacht wurden. Aber diesem Trieb entsprachen die nervösen Gleichgewichtszustände keineswegs, die Blitze verbrannten gewissermaßen die Leitungen, deren Wiederherstellung mühsam und mit Qualen verbunden war.

„Ja! ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!"

Hier muß betont werden, daß die Sehstörungen, unter welchen Nietzsche schon seit 1870 so schwer zu leiden hatte, nicht einfach neurasthenischer Natur, sondern durch Erkrankungen des äußeren Auges bedingt waren. Freilich mußten diese Leiden mit ihren psychischen Begleiterscheinungen seine nervöse Widerstandsfähigkeit beeinträchtigen. Daß aber bei ihm trotz zunehmender Invalidität des Gehirns doch die Rüstigkeit des Denkens eher zunahm und jene herrliche Kampfstimmung gegen den Pessimismus erzeugte, das sichert dem tragischen Schicksal dieses großen Denkers für alle Zeiten auch die tiefste psychologische Teilnahme. Ein eigentliches Unvermögen, den Anforderungen des Triebes an die Entropie (worunter wir nicht bloß die Ernährung und Instandhaltung der Elemente und Bahnen, sondern hier namentlich auch deren gegenseitige, ungewöhnlich reiche Beziehungen verstehen müssen) gerecht zu werden, — ein solches Unvermögen beginnt erst mit der organischen Erkrankung Ende 1888. Man kann sagen, daß ihr ein achtzehnjähriger siegreicher Kampf um

die Entropie vorausgegangen war, wie er wohl selten, vielleicht noch nie von einem Geisteshelden gekämpft ward.

In diesem überstarken Willen zum Optimismus steckt wahrlich nicht die Art von Genialität, die als zufälliges Kreuzungsprodukt erblich Belasteter zu Tage tritt, die aber unter dem ersten Lebenssturm wie ein Schilfrohr zusammenknickt. Bei Nietzsche ist es ein Triumph der Ektropie, oder sagen wir gemeinverständlicher: des Geistes; ein Triumph, zu welchem nur der Mensch, sonst kein tierisches System befähigt ist. Aber es ist absolut nicht einzusehen, warum sein Geist vor der organischen Erkrankung „pathologisch" gewesen sein soll. Er hat seine reiche Anlage gewissermaßen der Menschheit zum Opfer gebracht, anstatt sich damit auf ein beschauliches Altenteil zurückzuziehen, wie es wohl unsere Altvordern in seinem Falle thun mußten. Es mag sein, daß die große Triebkraft seiner Geistesanlage früher oder später auch ohne das Hinzukommen somatischer Schädigungen vielleicht zur Psychose geführt hätte, aber wir haben kein Recht, in seinen Schriften Spuren des Wahnsinns zu suchen, nur weil wir die Energie und Feinheit seiner Gedanken nicht auf den ersten Hieb verstehen. Der zureichende Grund für seine Leidenschaft liegt in der Faulheit der Anderen. Auch von Größenwahn ist meines Erachtens nicht die Rede, da er wirklich groß war und gegründete Veranlassung hatte, sich für einen schwer Verkannten zu halten. Er war mit Recht stolz auf seine Ideen und seine Künstlerschaft, und da er ein Kämpfer war, so durfte er seine Verächter hassen. Sein Intellekt war ungetrübt. Es ist freilich nicht schwer, bei kaltem Froschblut selbst einem Nietzsche Gedächtnis- und Denkfehler nachzuweisen, aber das Anstürmen großer Geister gegen das Herkömmliche einfach als „krankhaft" zu prostituieren, ist jammervolles Banausentum. Dieses zu bekämpfen, ist Ehrenpflicht jedes Freien.

Dazu gehört nun freilich vor allem eine unbegrenzte Wertschätzung der eigenen Denkwerkstatt als eines Spiegels der Welt nicht nur, sondern als eines Erzeugers der Welt. Denn die Welt ist für jeden nur so wie er sie sieht, hört, begreift, sich zurechtmacht. Die Welt der Menschheit ist die Summe derjenigen lebenden Systeme, welche in einem menschlichen Denkapparat gipfeln. Der unsterbliche Geist des Philosophen, der sich von der Vorstellung des Menschengehirns als eines Gerichts von Makaroninudeln, also einer quantité négligeable, nicht losmachen kann, wird vielleicht erstaunt einwenden: „Was scheeren dich die Quetschfalten und die Markfasern meiner Großhirnrinde — fort mit diesem Spuk; wir haben schon genug Pfaffen, brauchen keine neuen Gehirnpfaffen.“ Ich muß diesen Einwand als sehr berechtigt anerkennen. Ob zwar der große Weise an der Ilm es trefflich verstanden hat, Poesie und Kunst mit naturwissenschaftlichem Denken unter einen Hut zu bringen, so liegt doch für unendlich viele wohlkonstituierte Menschen gerade in dem Schleier der Hauptreiz des Bildes von Saïs, und ich kann es Keinem verdenken, wenn er, um seine Psyche vor lästigen Bildern zu bewahren, diese Betrachtungen unwillig bei Seite legt oder in das Bereich der lemurischen Wissenschaften verweist. Es gibt aber auch lebende Lemuren, schwankende Gestalten ohne Gleichgewicht, und wer in ihnen nicht bloß Gespenster sieht, dem rufe ich zu: „Mut, Freund! und thue Entropie in deine Lampe, solange sie noch — ganz ist!“

Erbliche Entlastung.

Es ist ein starkes, trostreiches Gegenstromwort, auf dessen Entdeckung ich stolz bin. Als es mir über die Schwelle des Bewußtseins schwebte, da erschrak ich freudig. Und doch hatte ich damals nur erst eine intuitive Vorahnung von der Bedeutung und Tragweite des neuen Wortes; denn ich hatte ja nur nach einer Losung, nach einem Feldgeschrei im Kampfe gegen das verfluchte andere Wort gesucht, das sich auf dunklen Fittigen, ein Aasgeier des Pessimismus, in die Herzen der seufzenden Menschheit niederläßt.

Es muß, so sagte ich mir, dem Einzelnen möglich sein, aus eigenen Mitteln gegen das ererbte Unheil anzukämpfen und das, was er persönlich erkämpft, als forterbliche Errungenschaft in seine und seiner Nachkommen Lebenserwartung einzustellen. Dann aber ward es mir immer deutlicher, daß die Errungenschaften aller Einzelnen durch die Millionen von Geschlechtern ein unablässig fortwirkendes Gemeingut der gesamten Menschheit bilden, eine naturgesetzliche Triebkraft, welche sieghaft über die Sünden und Verfehlungen der Einzelnen hinwegschreitet. So kam ich zu der Lehre von der energetischen Epigenesis, innerhalb deren nun die erbliche Entlastung nur als Teilgesetz erscheint, das sich

gemeinverständlich etwa so fassen läßt: „In den lebendigen materiellen Systemen, die wir (im Gegensatz zu den rein mechanischen) „Keimsysteme“ nennen wollen, wirkt der urelterliche Energiestrom in der Weise fort, daß unter günstigen äußeren Bedingungen und bei normaler Arbeit in allen Organen und Verbänden die ursprünglichen Energieumwandlungen wiederhergestellt und in die Bahnen systematischer Vervollkommnung geleitet werden.“

Um diesen Satz zu verstehen, muß man sich allerdings auch bezüglich der Keimsysteme ganz und gar auf den Boden der Energetik stellen können.

Man muß sich dazu entschließen, das für alle kosmischen und sonstigen unbelebten Erscheinungen gültige Axiom auch hier anzuerkennen, daß es nämlich keinerlei Bewegungen, Aggregatzustände, Gestaltungen und sonstige materielle Veränderungen gibt, welche nicht die Folge von Energiewechseln wären, und daß, wenn wir in den physiologischen wie in den psychischen Verhältnissen der Lebewesen eine immer wiederkehrende Regelmäßigkeit beobachten, auch dies nur als eine Folge des regelmäßigen Ablaufs derjenigen Prozesse aufgefaßt werden kann, welche den normalen Energiewechsel bedingen; endlich, daß auch alle abnormalen Erscheinungen in dem Leben einer Art von Lebewesen, mögen sie der Art nützlich oder schädlich sein, mögen sie das körperliche oder geistige Befinden angehen, immer auf abnormale Energiewechsel zurückzuführen sind.

Sowohl Robert Mayer als Helmholtz sind ja durch Beobachtung von Lebensvorgängen auf das Energieerhaltungsgesetz gekommen; es ist zwar erklärlich, daß die experimentelle Prüfung des Gesetzes leichter an unbelebten Systemen erfolgen konnte, aber kann es darum zweifelhaft sein, daß das Gesetz mit allen seinen Konsequenzen volle Geltung auch im

Bereiche der Vitalität hat? Verblüffend und irritierend wirken hier nur die verschlungenen, noch unentwirrbaren Wege der Prozesse, welche wir unter dem Namen der Epigenesis zusammenfassen können: das ist hier der Verwandlung der von Außen in den Organismus eingeführten Energien und Energieträger (Stoffe) in solche Formen, welche die Lebenshaltung im Sinne der normalen oder höheren Entwickelung ermöglichen.

* * *

Alle Vergleiche hinken; wir stellen sie gerne an, vielleicht weil der Hinkende die Sympathie der Wohlwollenden für sich hat.

Der geneigte Leser wolle mir in die Schießbude eines thüringischen Vogelschießens folgen. Als kleiner Junge trieb ich mich, unter beträchtlicher Vernachlässigung meiner sonstigen geistigen Ausbildung, gar gern bei den Schützen herum, schon wegen des Pulvers und des Knallens. Aber am meisten interessierte mich das Aufrufen der Schützen und ihr Antreten zum Schuß; hatte Herr Treffler den seinen abgegeben, dann rief der Schützendiener mit wichtiger Betonung: „Herr Kettenbeil in den Stand! Herr Anschütz macht sich fertig!“ Es war nun interessant zu sehen, wie diese Herren und ihre Nachfolger sich beeilten oder nicht beeilten, die guten oder bösen Reden zu hören, mit denen sie ihre Büchsen luden, und die Flüche, wenn sie den Vogel nicht angeschossen hatten.

Sehen Sie, da haben wir die Ektropie des Vogelschießens! Die Schützen, welche sich noch nicht „fertig“ zu machen haben, repräsentieren samt dem Pulver und der Mechanik der Flinte die gebundenen und potentiellen Energien; die Verwandlung in der Richtung der kinetischen Befreiung beginnt mit Herrn Anschütz, der dann sofort zum

Losschießen kommt, wenn Herr Kettenbeil geknallt hat u. s. w. Nimmt der Turnus einen flotten Verlauf und wird der Vogel programmmäßig zer- und abgeschossen, dann könnten wir sagen: die Tropie dieses Vogelschießens war eine gute. Wenn aber bei der Geschichte zu viel gekneipt wird und die aufgerufenen Schützen den Tatterich haben, dann müßten wir wohl sagen: die Tropie ist schlecht.

Denken wir uns nun jedes einzelne Organ, jeden Apparat unseres werten Ich, ja sogar jede einzelne Nerven-, Knochen- und Muskelzelle als eine derartige Schießbude, mit ähnlichen idealen Aufgaben, wie sie ein Vogelschießen hat, so können wir uns einen Begriff machen von der vielköpfigen und oft recht verzwickten Gestaltung unseres Energielebens. Denn wir haben nun dicht nebeneinander Hunderte und Tausende, ja Millionen von Schießbuden, eine jede mit ihren Herren Treffler, Kettenbeil und Anschütz e tutti quanti. Wenn sie alle mit der gleichen strammen Haltung, in gleichmäßigem Tempo aufmarschieren, dann leben, denken und schaffen wir „normal", oder auch noch besser und schöner als normal. Aber wehe, wenn die ganze Gesellschaft etwa betrunken ist oder hungert, oder wenn sonstige Störungen, miserables Wetter, ein Krieg, eine Epidemie oder dgl. eintreten! Dann fällt das Vogelschießen sehr traurig aus, wenn es nicht ganz abgesagt wird — für dieses Jahr. Denn die Schützengesellschaft bleibt ja beisammen, die verstorbenen und invaliden Herren werden immer wieder durch neue ersetzt, und auf das diesjährige sehr armselige Schießen kann im nächsten Jahre ein um so glänzenderes folgen.

Jawohl, der Vergleich hinkt. Aber Leben kann nur mit Leben verglichen werden, und zur Veranschaulichung des unsichtbaren Lebens unseres Nervensystems können wir den Kreis der sichtbaren Vergleichsobjekte nicht groß genug ziehen. Sehr

schlagend ist namentlich das Vorrücken der Schützen zur Erläuterung der Lebensektropie: denn in Wahrheit gibt es in den Keimsystemen, namentlich in den höchsten, kaum irgend eine gebundene Energie, die nicht allmählich in freie umgewandelt werden könnte. Nur so ist es zu erklären, daß unter allen Organen das entropisch und ektropisch vornehmste, nämlich das Gehirn, der Inanition (Aushungerung) besser widersteht, als alle anderen, selbst als Herzmuskel und Knochen: wenn die Nahrungszufuhr von außen aufhört, dann lebt und arbeitet das Gehirn noch lange auf Kosten aller übrigen Organe.

Der wohlwollende Leser wird nun schon erraten haben, welche Bewandtnis es mit der erblichen Entlastung hat: die notleidende, durch die Schuld der letzten Vorstände oder äußere Mißgunst heruntergekommene Schützengesellschaft rafft sich wieder auf, junge Kräfte treten ein, der thatkräftige Sohn des invaliden Schützenkönigs übernimmt die Führung, der hohe Magistrat stiftet neue Preise. Es dauert ein paar Jahre, und das edle Fest blüht herrlicher denn je, in der Schießbude geht es hoch her, während der Diener laut ruft: „Herr Kettenbeil junior in den Stand! Herr Anschütz junior macht sich fertig!“

Das will sagen, daß in unserem gesamten Organismus, so lange er nur noch lebt, neben den etwa ererbten oder von uns selbst verschuldeten zerstörenden Einflüssen eine Masse von alten und neuen aufbauenden Einflüssen an der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand arbeitet. Von den dem Organismus von Außen zugeführten Energieträgern versteht sich das von selbst — warum sollte auch z. B. der Sauerstoff, den eine kranke Lunge atmet, anders sein, als der von der gesunden Lunge aufgenommene? Allerdings ist zwischen den Energieträgern und den für das Leben allein

Ausschlag gebenden Energien selbst noch ein gewaltiger Unterschied; denn wenn die Ektropie nach dem Prinzip des geringsten Wirkungsaufwandes stattfinden, d. h. die Entwicklung des normalen Bedarfs an freier Energie bei möglichst geringer Entropie möglich werden soll, dann müssen ja eben unsere Organe und Apparate (man kann sie die entropischen Teilsysteme nennen) in vollkommen gutem Stande sein. Auch dem Müller hilft das schönste Wassergefälle nichts, wenn am Mühlrad alle Stufen zerbrochen oder verfault sind. Aber schon eine mangelhafte Entropie im Sinne unserer zahlreichen spezifischen Energiebedürfnisse läßt der Hoffnung Raum, daß das Verhältnis sich bessern werde, da unserem gesamten Organismus und allen seinen Teilsystemen die wunderbare Gabe der Selbstregeneration innewohnt. Diese besteht wesentlich in den ununterbrochenen Atmungs-, Hunger-, Ersatz- und Wachstumsbewegungen, welche darauf gerichtet sind, die durch Reiz, Arbeit, Funktion verbrauchten oder abgenutzten Apparate wieder zu erneuern. Von diesen Bewegungen hängt ganz wesentlich auch die Lungen- und Herzthätigkeit und der Blutumlauf ab; sie bilden in ihrer Gesamtheit für das Herz und die Lunge gewissermassen eine Art von Gegenpumpwerk.

Woher kommen wohl diese Bewegungen? Nehmen sie ihren Ausgang lediglich von dem Keimchen, aus dem jeder Einzelne von uns sein „Ich" ableitet, oder kommen sie aus unbekannten Äonen der Keimentropie, die wir „Ewigkeit" nennen? Kommen sie — wenn ich mich zur Verdeutlichung des Zeiträtsels eines leichter verständlichen räumlichen Gleichnisses bedienen darf, — vom Mond, dessen breites Antlitz wir lächeln sehen, oder von einer fernsten Riesensonne, deren Glanz ein Menschenalter braucht, um unserem Auge als feinster Lichtpunkt zu erscheinen?

* * *

Es ist gewiß kein unbilliges Verlangen, wenn der geneigte Leser an dieser Stelle eine Auseinandersetzung über den Begriff der erblichen **Belastung** erwartet.

Nun existiert zwar über die Fragen der normalen Vererbung eine umfangreiche Literatur von Lamarck über Darwin und Haeckel bis zu Weismann; namentlich in der Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften, d. h. im allgemeinen positiver Eigenschaften auf dem Grunde normaler Gesundheit, gipfelt ja die gesamte Entwickelungslehre. Aber an durchgreifenden Aufklärungen über den in der medizinischen Praxis so viel verwendeten Begriff der erblichen Belastung fehlt es noch sehr. In den zahlreichen Schriften, welche von der pathologischen Erblichkeit, namentlich von psychischer Degeneration, hereditärem Irresein, äußerlichen Degenerationszeichen u. dgl. handeln — und zwar nicht bloß bei Lombroso und den Schwarzsehern — finden wir mehr anekdotische Statistik als unanfechtbare Anamnese und Ätiologie.

Wie schwankend die Auffassungen auf diesem Gebiete sind, geht schon aus dem Schicksal der vor kaum einem Menschenalter von dem bekannten französischen Irrenarzte Morel aufgestellten Viergenerationentheorie hervor, wonach die erbliche Entartung eine fortschreitende Entwicklung von den leichtesten Verstimmungen bis zu den schwersten und unheilbaren Formen — im Verlaufe von vier Generationen! — sein sollte. Heute ist man dagegen in psychiatrischen Kreisen der Ansicht, daß unter günstigen Bedingungen nicht nur leichtere Belastungen relativ bald zum Verschwinden gebracht werden können, sondern, daß auch die auf hereditärem Boden entstehenden akuten Psychosen meistens leichter heilbar sind, als die gleichen Erkrankungen bei Kerngesunden, ja daß bei Hereditären sogar der letale Ausgang infolge von Geisteskrankheit weniger oft vorkommt. Während man früher den armen Be-

lasteten das Gespenst der Zwangsjacke an die Wand malte, sucht man heute ihr geistiges Gleichgewicht, namentlich während der Entwickelungszeiten (Pubertät, menses, Gravidität, Rückbildung) zu stärken. Die Hülfsmittel heißen: Hygiene, Erziehung, Arbeit, regelmäßiges Leben. Da aber das geistige Gleichgewicht ganz offenbar auf dem materiellen, d. h. auf der Entropie, beruht, so ist es erklärlich, daß man noch vielfach tastet, weil die ersten Einblicke in den chemischen Aufbau und Energiewechsel der lebenden Zelle und ihrer lebenden Eiweißgarden allerjüngsten Datums sind. Erst jetzt begreift man, daß alle ererbten Anomalien, auch die psychischen, nur mit der Vertiefung dieser Einblicke eine befriedigende wissenschaftliche Erklärung finden können.

Soviel ist indessen schon jetzt als unumstößlich zu betrachten: Daß die erbliche Belastung kein Hauptgesetz, ja nicht einmal ein Richtungsgesetz der Entwicklungsmechanik für sich in Anspruch nehmen kann, höchstens ein freilich recht schlimmes Defektgesetzchen. Ich will gleich das Beispiel des Alkoholismus herausgreifen, dessen erbliche Universalschädlichkeit in somatischer und psychischer Beziehung zweifellos erscheint — obschon gerade hier von der beliebten Maxime „Suchet, so werdet ihr finden" ein mehr als erklecklicher Gebrauch gemacht worden ist. Wie oft mußte da, faute de mieux (nämlich weil der Vater als übernormal unbrauchbar war) eine Tante herhalten, die ihre Mägde mißhandelt und der Flasche lebhaft zugesprochen, vielleicht auch etwas stark in Liebe gemacht hatte, um zu beweisen, daß der Neffe erblich meschugge sein mußte!

Der Alkoholismus ist ätiologisch doch wohl nur so zu erklären, daß die wichtigsten organischen Substanzen, nämlich die Albumine durch Alkohol (in ähnlicher Weise wie durch Gerbsäure und Mineralsäuren) gefällt und daher in ihrer

Eigenschaft als labile Gleichgewichte und Energieträger mehr oder weniger alteriert werden. Es ist auch wahrscheinlich, daß hierbei die allerlabilsten Substanzen zuerst ergriffen und geschädigt werden, zuletzt die stabilsten, und wir dürfen annehmen, daß dieses staffelförmige Weitergreifen der Schädigung für jede einzelne Zelle nach Maßgabe ihrer besonderen Chemie und Organisation zutrifft. Es scheint eine von den entropisch labilsten zu den entropisch stabilsten Gebilden fortschreitende Biogenfällung zu sein, die zwar bei jeder neuen Alkoholzufuhr zunächst sich in Entladungen von Resten potentieller Energie äußert, dann aber um so gründlicheren Zusammenbruch herbeiführt. Das erhellt schon aus der äußeren Erscheinung der Alkoholiker; es gibt ihrer welche, deren sichtbare Entropie kaum verändert erscheint, die keine rothe Nase haben, die uns sogar durch erzwungen normales Mienenspiel und alkoholisch-nervöse Selbstbeherrschung über ihren Zustand zu täuschen wissen, bis der dem Lügenmaul entströmende Schnaps-, Wein- oder Bierdunst unser Geruchsorgan berührt und keinen Zweifel mehr über die macerierte Seele des armen, mit seinem Dämon kämpfenden Blenders aufkommen läßt.

Durch die Alkoholvergiftung wird also in den gesamten Chemismus des Zellebens und der Wachstumsbewegung, vielleicht auch in diese Bewegungen als solche, eine fehlerhafte Tendenz eingeführt, die sich sowohl in der Energieumwandlung vieler, vielleicht aller Teilsysteme geltend machen kann, und wohl auch meistens geltend macht. Es ist einleuchtend, daß und warum diese Tendenz auch den Keimkörpern (Ei und Sperma) mitgeteilt wird, und daß namentlich der fortwährende Schnapsgenuß der Schwangeren und Stillenden das Uebel ganz direkt in's Ungeheuerliche steigert. Aber wie die Einführung einer Kloake in einen reinen Fluß

nur anfangs das Wasser trübt, und wie nach einem gewissen Verlaufe selbst die letzten Spuren der Verunreinigung verschwinden oder doch nicht mehr wahrnehmbar sind, so muß doch wohl auch die Alkoholvergiftung, wenn ihre Folgen im Verlaufe der Ontogenesis oder in der Abstammung bis auf den letzten Rest verschwunden sind, als dauernd überwunden zu betrachten sein — wenigstens als insoweit überwunden, daß aus der erlangten besseren Konstitution kein Rückfall in eine schlechtere ohne neue Schädigung erfolgt.

Aehnlich mag es sich mit allen konstitutionellen Erkrankungen und latent-pathologischen Zuständen verhalten, namentlich mit den Anomalien des Blutes und des Stoffwechsels, auch mit Syphilis u. dgl. Ueberall da, wo überhaupt von Vererbung gesprochen werden darf — auch soweit es sich nur um Disposition oder Tendenz zur Vererbung handelt — wird man an dem tröstlichen Satze festhalten dürfen, daß der Organismus unter günstigen äußeren Bedingungen **nicht von selbst** das wiedergewonnene höhere Gesundheitsniveau verläßt. Ich glaube, daß man diesen Satz auch auf alle nervösen und psychischen Erkrankungen und deren Vererbung ausdehnen darf, da wir auch bei ihnen überall materielle Grundlagen voraussetzen dürfen, auch wenn wir solche nicht nachweisen können; überall, wo wir krankhaften Ektropismen begegnen, muß auch in der Entropie irgend etwas nicht in Ordnung sein. Auf dem Gebiete der Pathologie und der pathologischen Vererbung gibt es keine unmotivierten Sprünge, gibt es keinen Atavismus; nicht einmal unmotivierte Rückfälle. Wo dies scheinbar doch der Fall ist, da fehlt uns eben die genaue Kenntnis des neuen Anlasses oder Erregers.

Es ist freilich ohne weiteres zuzugeben, daß alle einmal durch Krankheit geschwächten oder empfindlicher gewor-

denen Organe und Energieträger größerer Schonung bedürfen, als die kerngesunden; es mag sein, daß solche Rücksichtnahme oft durch mehrere Generationen geboten ist, und daß oft die unscheinbarsten oder überhaupt nicht nachweisbare Anlässe den Rückfall, die abermalige „Belastung" herbeiführen. Aber eine immer wiederkehrende generatio malorum aequivoca, eine „erbliche Besessenheit" ohne allen reellen Grund anzunehmen, ist unlogisch. Ja man könnte den Satz aufstellen, der nun doch nur scheinbar paradox ist: „Die Belastung durch spontane Schädigungen wird überhaupt nicht positiv vererbt, etwa wie ein Zuwachs an Gesundheit oder eine die höhere Entwickelung verstärkende erworbene Eigenschaft; die Fortdauer pathologischer Zustände in der Descendenz beweist nur, daß der Organismus entweder noch nicht stark genug war, um das Uebel hinauszuschmeißen, oder aber, daß er vor Ablauf der erforderlichen Schonzeit zu großen Anstrengungen oder gar neuen Schädigungen ausgesetzt ward." Denn in Wirklichkeit ist ja die sogenannte Belastung vielmehr ein Kampf der normalen Epigenesis mit einem oder mehreren Eindringlingen, mit Verunreinigungen, mit physiologischen Schmarotzern; es kann sein, daß in diesem Kampfe der Organismus unterliegt, — aber die positive Tendenz der „Vererbung" ist vielmehr eine reinigende, eine wiederherstellende, eine „entlastende".

In die entlastenden Momente kann man dann sogar die allerletzten und vielleicht bleibenden Reste der Belastung aufnehmen, die wir als homonyme Verseuchung bezeichnen können, das Analogon zur Schutzimpfung gegen gewisse epidemische Krankheiten. Denn wir dürfen wohl annehmen, daß die normale Epigenesis nicht nur des Menschen, sondern auch vieler Tiere, mit mancherlei Versicherungen gegen Gifte

und Ansteckungen ausgerüstet ist; durch die Aufnahme in die Norm sind sie ein Teil der gesunden Entwickelung geworden. Wenn der Igel gegen Schlangenbisse gefeit ist, der geborene Venezianer den scheußlichen Muschelinhalt vertragen kann, an dem Andere zu Grunde gehen, so ist das gewiß „normale Anpassung". Dahingestellt freilich muß es bleiben, ob hier die Immunität immer als Folge förmlicher Verseuchung, oder nicht auch als Resultat der Auswahl zu betrachten ist. Wenn eine unumgängliche ortsübliche Schädigung nur von den Schneidern, nicht aber von den Schustern vertragen wird, so bleiben eben nur die Schneider am Leben, während die Schuster elend zu Grunde gehen.

Es wird, wie ich hoffe, bald eine Zeit kommen, wo in der Medizin diese Auffassungen die allgemeinen sein werden. Schon jetzt wird sichtlich der Kreis der Erbsünde und des Erbübels immer enger gezogen. Was wurde früher nicht alles herbeigefabelt, wenn ein Kindlein an Rhachitis, Ernährungsstörungen u. dgl. dahinbleichte — heute fragt der denkende Arzt kaum nach den etwaigen galanten Krankheiten der Eltern, vielmehr sucht er für den Patienten diejenigen Nähr-, Luft-, Licht- und Wärmeverhältnisse herzustellen, welche auch für den gesunden Säugling vorteilhaft sind, nur daß dort mit noch peinlicherer Sorgfalt verfahren und manchmal zu Ersatzemulsionen gegriffen werden muß. Wo aber wirkliche Anzeichen übertragener Krankheit vorliegen, da wird der Arzt diese hinauszubugsieren suchen, wobei er noch mehr auf die Mithilfe der Natur, der erblichen Entlastung, als auf Medikamente rechnen kann.

Das Wort „Belastung" ist also an sich sehr korrekt, wenn man ihm die Bedeutung von überflüssigem, schädlichem Ballast gibt. Will man aber feststellen, in welchem Maße die Uebertragung dieses Ballastes wirklich von einer Gene-

ration auf die andere erfolgt, so muß man in jedem Einzelfalle auch die neuen Schädigungen in Ansatz bringen, welche dem Belasteten persönlich zugefügt wurden oder die er sich selber, vielleicht sehr leichtsinnig zu Schulden kommen ließ. Schwarzseher, Theaterdichter und leider auch noch manche Aerzte sind solcher Subtraktion nicht hold; es klingt so dunkel, so tragisch, so gelehrt: „Erblich belastet." Ich muß dabei immer an eine reiche Familie denken, die — lange vor Ibsen — durch ihren Fettreichtum bekannt und wegen ihrer Sitzbreite als Reisegesellschaft gefürchtet war. Der Großvater wog 400, der Sohn fast 300 Pfund; der Enkel brachte es nur noch auf 200, aber erst der Urenkel hatte ein normales Gewicht und — hungerte. Mit dem Erbe seiner Väter und der Völlerei war auch die erbliche Belastung verschwunden.

* * *

Sehen wir von den verzweifelten Belastungsfällen ab, bei denen, wie man sagt, Hopfen und Malz verloren ist, — und die Zahl dieser Fälle ist bedeutend geringer als vielfach angenommen wird, — so läuft alles auf die Frage der Schonung und der Schonzeit hinaus. Wirklich raten und helfen kann aber hier nur der denkende Arzt. In verzwickten neurastheniſchen u. dergl. Belastungsfällen kann die wichtigste Schonung — so paradox es auch klingen mag — gerade darin bestehen, daß der Patient sich nützlich beschäftigen, einen geregelten Beruf erwählen muß, um Vertrauen zu sich selbst zu bekommen und den ewigen, destruktiv wirkenden Grübeleien entrissen zu werden. Aber das ist ganz individuell. Nur einen Rat kann man allen Belasteten ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters und der sozialen Stellung geben, ohne der Charlatanerie geziehen zu werden: daß sie

sich nicht als Kranke, sondern als Reconvaleszenten betrachten mögen, die zwar in Bezug auf ihre gesamte Lebenshaltung sich noch dem Arzte anvertrauen und in jeder Hinsicht vor Excessen in Venere, in Baccho und anderen Göttern, selbst vor „allzu normalen" Zumutungen an den Organismus hüten müssen, die aber auf dauernde Genesung hoffen dürfen.

Die erbliche Belastung würde Vieles von ihren Schrecknissen verlieren, wenn wir ihr eine Statistik der erblichen Entlastung gegenüber stellen könnten. Es würde sich dann zeigen, daß auch die Mehrzahl der Kerngesunden belastet sein könnte, daß fast in eines Jeden Stammbaum belastende Defekte vorhanden waren, die entweder gar nicht vererbt wurden, oder bald wieder aus der Nachkommenschaft verschwunden sein müssen. Solche Statistik würde einer Triumphpforte der entlastenden energetischen Epigenesis gleichkommen. Aber wer soll sie machen? Befähigt sind nur die in Familiengeheimnisse eingeweihten Hausärzte und Beichtväter. Die ersteren haben keine Zeit für Gesundheitsstatistik, und die letzteren dürften sich als berufene Verkündiger der Erbsünde schwerlich darauf einlassen.

* * *

Den Unterschied der normalen von der pathologischen Vererbung zeigt uns nichts so deutlich, wie die Thatsache, daß verstümmelte, aber sonst gesunde Eltern komplete Kinder zeugen. Der bekannte russische Rumpfmensch Kobelkoff, der sich seit geraumer Zeit auch in Deutschland öffentlich sehen läßt (er ist in meiner „Energetischen Epigenesis" S. 165 abgebildet), hat ein halbes Dutzend wohlgebauter Kinder; man darf annehmen, daß deren kräftige Extremitäten nicht bloß von der Mutter, sondern auch vom Vater, dem die seinen im

Mutterleibe abgeschnürt wurden, stammen; ja man darf sogar annehmen, daß die Kinder dieselben Arme und Beine hätten, wenn auch Frau Kobelkoff als Rumpfmenschin geboren worden wäre.

Auch amputierte und durch Verwundung beschädigte oder verlorene Glieder und Körperteile sind ohne Einfluß auf die Vererbung; so z. B. auch die seit Jahrtausenden geübte Beschneidung der Juden. Wenn sich die Schädigung nicht in einer chemischen Verderbnis der „Säfte" äußert, scheint eine erbliche Entlastung gänzlich ausgeschlossen zu sein. Wir können das auch, wie ich glaube, für alle sogenannten Erkrankungen der Psyche annehmen, wobei aber von vorne herein daran festzuhalten ist, daß nicht jede Verrohung, nicht jeder Zug von krassem Egoismus und verbrecherischer Rücksichtslosigkeit „krankhaft" zu sein braucht. — Wenn hie und da die tierischen Instinkte — omne animal in homine est — überhandnehmen, so kann das ja auch ein Zeichen nichtswürdiger Gesundheit sein. Ich habe einen jungen Raubmörder köpfen sehen, der das Urbild männlicher Schönheit und Kraft war; er hieß Castulus Rami und war trotz dieses seltsamen Namens geistig normal, wenn auch selbstverständlich, wie alle Verbrecher, im Grunde ein beschränkter Kerl. Aeußere Degenerationszeichen hatte er, soviel ich mich erinnere, nicht.

Auch der jugendliche Größenwahn mit allen seinen Gevatterschaften (Erstgebornendünkel, Gigerltum, Arbeitsscheu, Pietät- und Zuchtlosigkeit u. dgl.) ist meistens nicht als Psychose anzusprechen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die große Mehrzahl unserer werten Mitmenschen — vielleicht wir selbst, wer weiß? — das, was sie als Stützen der Gesellschaft leisten, ganz wesentlich der Erziehung und Lehre, der Schule des Lebens, der Not und dem ihren Egoismus niederkämpfenden Imperativ der öffentlichen Ordnung, der

zur Uebung gewordenen Gegenseitigkeit verdanken. Ohne diese Klammern und Schutzwehren (zu denen auch Religion und militärische Disziplin gehören) würde die ganze Entropie des bürgerlichen Wohlverhaltens bald wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Die normale Anpassungsbreite ist im allgemeinen sehr groß, fast ebenso groß wie das überhandnehmende, ganz verkehrte Bestreben, jeden Bummler und Thunichtgut als einen Unglücklichen, erblich Belasteten zu entschuldigen.

Das Bestreben, ohne weiteres alles, was sich der herrschenden, sittlichen Gesellschafts- und Staatsordnung nicht fügen will, als „krankhaft" zu kennzeichnen, wird nicht besser illustriert als durch die Kulturgeschichte selbst. Mit der Auflösung der Ordnung, der Kulturentropie, stellen sich sofort oder allmählich ähnliche Zustände ein, wie sie die Befreiung einer größeren Anzahl von Menageriebewohnern mit sich bringen würde. Sogar unsere bissigen Haustiere verwildern sehr rasch, und die nichtbissigen verlieren alle Haltung. Warum soll gerade der „Herr von Mensch" eine Ausnahme machen? Nur Erziehung, Wohlwollen, Verpflichtung durch Wohlthaten können bewirken, daß in den großen Massen neben der Furcht auch Liebe zur Kultur und zur Arbeit erwächst. Aber man sollte es sich abgewöhnen, jeden in einzelnen ungezähmten, unerzogenen Naturen stärker sich regenden Raubtierinstinkt als erbliche Belastung zu — brandmarken. Derartige Instinkte sind vielleicht ganz unzertrennlich von einem kraftvollen Menschentum; wir erkennen sie nur nicht mehr unter der Zwangsjacke der Gesittung und im Rahmen unserer kontradiktorischen Hemmungen.

Was die „äußeren Degenerationszeichen" und sonstige entropische Entwickelungsfehler und Defekte anbelangt, welche in der Lombrosoliteratur so viel Staub aufgewirbelt haben, — „stigmata hereditatis" ist ihr etwas nach Hexenprozeß

schmeckender Schulname, — so können wir uns mit dem Urteile Kraepelin's zufrieden geben, daß sie für die praktische Beurteilung des einzelnen Falles wegen des Fehlens einer durchgreifenden Gesetzmäßigkeit nahezu wertlos sind. Die Verbildungen des Schädels und der Zähne, Asymmetrien der Genitalien, Haarwuchsanomalien, Faunohren u. s. w. kommen auch bei nervös und geistig Normalen massenhaft vor, auch bei Tieren; ja es ist ein wahres Wunder, daß sie bei der großen Masse von Teilsystemen und bei der komplizierten Gangart der morphischen Entwickelung nicht öfter vorkommen. Wir können in den meisten Fällen wohl nur einen regelrechten, sich in den Grenzen der Gesundheit bewegenden Atavismus annehmen, der um so erklärlicher ist, als auch heutzutage bei der Begattungswahl nicht immer die Rücksicht auf tadellose Körperschönheit allein maßgebend ist.

Ja man kann noch einen Schritt weitergehen und auch gewisse psychische Sonderbarkeiten in die normale Breite epigenetischer Vererbung einbeziehen, wenn und insoweit man nämlich die entropischen Gebilde des Zentralorgans in ihrer speziellen Tektonik und Lokalisation, in ihren materiellen Assoziationen, in dem Verhältnis der labilen und zu den stabilen Zellsubstanzen, für jene Eigentümlichkeiten verantwortlich machen will. Ich habe das versucht, indem ich gradezu einer Erblichkeit der Merksysteme das Wort geredet habe. (Vgl. oben S. 24 und „Energetische Epigenesis" S. 92 ff.)

* * *

Die Versuchung liegt daher nahe, den obigen Satz, welcher von der erblichen Entlastung handelt, auch aus der einen Seite der energetischen Epigenesis, der Entropie, herzuleiten und demgemäß ihn etwa so zu fassen: „Die erbliche Entlastung ist die Wiederherstellung normaler

Gleichgewichtszustände und Bedingungsenergien." Eine solche einseitige Beschränkung auf die materiellen Grundlagen der Keimsysteme wäre vielleicht praktisch, weil sie sich direkt an die Erfahrungen der Heilkunde und der Erziehungskunst anschließt und weil die äußere Arbeit überall auf der normalen Organisation des Stoffwechsels zu beruhen scheint. Der Stoffwechsel, die Assimilation ist ja das, was wir nachweisen und beeinflussen können. Wir nehmen gerne an, daß die Ektropie sich von selber einstellt, wenn die Entropie in Ordnung ist. Das scheint etwas so Selbstverständliches, daß der wesentliche Unterschied zwischen den Funktionen S und $\mathfrak{F}$ in der Regel ganz übersehen wird und man sich höchlich verwundert, wenn ein wohlgestalteter Körperteil funktionsunfähig erscheint, oder wenn umgekehrt ein äußerlich unansehnliches Organ starke äußere Arbeiten leistet.

Diese Anschauung wird auch unterstützt durch die normale Beharrlichkeit der materiellen Entwickelung mancher Teile, welche keine Arbeit verrichten oder funktionell entbehrlich geworden sind, — also entropischer Gebilde ohne nachweisliche ektropische Aufgabe. Hierher gehören zahlreiche, nur ästhetisch interessante Luxus-Ausstattungen namentlich beim weiblichen Geschlechte, welches überhaupt mehr entropisch angelegt ist, als das männliche: Fettpolster, Grübchen, Haare u. dgl.

Ein entropisches Gebilde eigener Art bildet die Ohrmuschel mit den verkümmerten Bewegungs-Muskeln. Dieses „Organ" findet beim Menschen eine weit über das Bedürfnis hinausreichende Entfaltung, die in vielen Fällen eine geradezu splendide und elegante genannt werden kann. Ein schön geformtes Frauenohr hat schon oft Unheil gestiftet. Man will zwar aus der Ohrmuschel auf den inneren Menschen schließen, in ihren Unschönheiten sogar Degenerationszeichen erblicken;

aber ich glaube, daß man dazu nicht mehr Recht hat, als der Dichter, der das antike καλλός κ' ἀγαθός in die Sentenz übersetzt hat, daß „in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse". Es wird sich wohl einfach so verhalten, daß die Schönheiten und Häßlichkeiten des Körpers wie der Seele auch vereinzelt vererbt werden können, und daß die Versammlung einer größeren Zahl entropischer Feinheiten nur als Kennzeichen einer gewissen aristokratischen Abstammung gelten mag, wobei Geist und Gemüt eine mehr oder weniger nebensächliche Rolle spielen können.

Aber trotz dieses scheinbaren Uebergewichtes der Entropie, und trotz der anatomischen Richtung in der Medizin, werden wir gut thun, für alle Fragen der erblichen Belastung und Entlastung von einer Epigenesis auszugehen, welche sich nicht in der Bildung der materiellen Teile erschöpft. Die Schwierigkeit, für nervöse und psychische Arbeiten zutreffende Maßverhältnisse aufzustellen, wie wir sie für die Entropie besitzen, darf uns nicht abhalten, die Funktion **F** als mindestens gleichberechtigte Schwester neben der Funktion *S* anzuerkennen.

* * *

Man hört oft vom sogenannten Atavismus als von einem seltenen Naturspiel reden. Aber in Wirklichkeit ist das Prinzip des Atavismus, nämlich die Vererbung von Eigenschaften aus den Urtiefen unseres Ahnensaales, das allgemein herrschende. Die tierischen Abnormalitäten, die wohl meistens unter jenem Namen verstanden werden, sind nur bizarre Belege für die Norm. Den regelmäßigen Atavismus erkennen wir in den embryonalen und kindlichen Formen, ab und zu wohl auch in der beglaubigten Wiederholung der Gesichtszüge, Talente oder Fehler von Urgroßeltern u. dergl., vor allem aber in der erblichen Ent-

lastung. Ich gehöre nicht zu Denen, welche die Vererbung erworbener Eigenschaften von einer Generation auf die andere leugnen; indessen glaube ich, daß die dynamische Bedeutung dieser Vererbung gegenüber der ataviſtiſchen nahezu verschwindet. Biblisch gesprochen: Adam und Eva sind stärker in uns, als Vater und Mutter; und wenn wir uns ein einigermaßen richtiges Bild von den erblichen Einflüssen machen wollten, unter denen wir zu jeder Stunde unseres Lebens stehen, dann müßten wir alle die Millionen von Ureltern auf Tausende von Generationen zurück genau kennen, aus denen unser Keimchen hervorgegangen ist. Man begreift, daß gegenüber diesen riesengroßen Volksversammlungen die Ahnengalerie des stolzesten Adelsgeschlechtes nur eine enge Kinderstube ist.

Die Entlastung durch uralte gesunde und starke Keime ist stärker als die Belastung durch jüngste, schwache und kranke; wäre es nicht so, dann wäre die gesamte Menschheit längst untergegangen, da es wohl kaum einen einzigen Stammbaum gibt, der nicht irgendwann wurmstichig gewesen wäre. Die erbliche Entlastung wirkt wie die Selbstreinigung der Flüsse, und daß es gerade die rasch und ungestüm fließenden Ströme sind, die sich am sichersten des Unrats entledigen, das mag uns ein weiterer Fingerzeig für die eigentliche Form der Triebkraft sein, welche vielleicht auch die Wiedergesundung der Lebensenergie bewirkt: es ist die Bewegung.

Wie in einem stehenden oder träge dahinfließenden Gewässer das Flußfremde, das Schmarotzende eher gedeiht, so wird auch unser Organismus durch die Faulheit heruntergebracht. Denn hier sollte Alles in unablässiger Bewegung sein. Es gibt keinen Energiewechsel, keine Ektropie, keinen Widerstand gegen schädliche Einflüsse ohne Bewegung. Den allgemeinen Anstoß geben die Bedingungswärme und die che-

mischen Umlagerungen. Dann aber kommen die inneren Arbeiten der Muskeln, der kontraktilen Zellkörper, der Flimmercilien; rote und weiße Blutkörperchen, Haarzwiebeln, Magen- und Darmwände, Rachen- und Halsschleimhäute, Drüsen, Knochen, Nervenzellen und Nervenbahnen, Gehirn und Rückenmark, — sie alle müssen ihre unausgesetzten kleinsten Bewegungen, ihr spezifisches Leben haben, wenn sie gesund funktionieren sollen. Die ganze ärztliche Kunst ist nolens volens, oft ohne es zu ahnen, nur darauf gerichtet, in den leidenden Teilen der ururelterlichen Tropie, dem flotten Energiewechsel wieder die Wege zu ebnen — wäre es auch nur zur Bekämpfung von Katarrhen, Erkältungen oder Rheumatismen und zur Hinausschaffung etlicher Bazillen und Mikroben. Die allgütige Natur, Gott Selbst bietet dazu die Hand, — und was Gott lang gemacht hat, das soll der Mensch nicht verkürzen!

In jenen Zeiten freilich, in denen der Naturmensch stark und schön geworden ist, waren die großen Energietöter Alkohol, Nikotin, Lues u. a. noch unbekannt; damals reagierte nur der Tod sauer, in Leib und Seele hatte das blut- und knochenbildende Alkalische die Oberhand, und der Sauerstoff war noch nicht durch Großstadtluft verpestet. Dafür haben wir heute einen nahezu allen Feinden unserer spezifischen Energien gewachsenen Heilverstand, und so sehen wir auch in der „erblichen Entlastung" zum guten Teile eine Frage der Aufklärung, der grimmigen Feindin aller Heuchelei.

* * *

Also, entmutigter junger Mann, wenn sie den Bergstrom Deiner Gedanken und Hoffnungen in ein faules, sumpfiges Wasser verwandeln wollen, damit der Unrat der „erblichen Belastung" besser darin gedeihe, — lasse Dich nicht darauf

ein! Strenge Deine Phantasie an, in ihrem Zauberspiegel wirst Du Tausende von Gesichtern sehen, die Dich freundlich anblicken, als wollten sie sagen: „Siehst Du, Sproß unserer Lenden, glücklicher Bewohner einer besseren Zeit, wir waren gesund auch für Dich! Erkämpfe Dir, was Du ererbt von Deinen Vätern hast, wir alle helfen Dir!“

— — Neue Zeiten, neue Vögel; der Deine prangt mit ausgespreizten bunten Flügeln im Aetherglanz, im Sonnenduft, — in der Schießbude aber hören wir die bekannten Rufe: „Herr Kettenbeil in den Stand, Herr Anschütz macht sich fertig!“

September-November 1899.

Die Funktion der Entlastung im Leben der Zelle.

Die Idee der „erblichen Entlastung“, welche ich zuerst in der „Jugend“ (1899, No. 38) ausgesprochen habe, beginnt weitere Kreise zu ziehen. Auf den verschiedensten Gebieten der Pathologie mehren sich die Beobachtungen, daß die „erbliche Belastung“, dieses Gespenst der Hoffnungslosigkeit, keineswegs ein unvermeidliches Regime darstellt. Was man früher als ein trostloses „muß“ ansah, verwandelt sich allgemach in ein fakultatives „kann“, und auch dieses unterliegt, wie es scheint, der weiteren Einschränkung durch eine den Lebensprozessen innewohnende Neigung, welche viel mehr die Ent-, als die Belastung begünstigt.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit der Frage für die Lebenserwartung jedes Menschen, wie für die Hygiene und die Erziehung, will ich auch die Fortschritte meines Nachdenkens an dieser Stelle verzeichnen. Um es kurz zu machen: ich halte die Entlastung für eine ständige Funktion im Leben der Zelle, für den prägnantesten Ausdruck des spezifischen Charakters und Selbsterhaltungstriebes der Zelle, eine Funktion, die bis zu einem gewissen Grade von den sonstigen normalen Funktionen unabhängig ist, oder doch eigenartig entwickelt sein kann.[1])

[1]) Auch dem Blute, der Lymphe, dem Chylus, verschiedenen Drüsensekreten, namentlich der Muttermilch, und sonstigen Säften und Zellprodukten kann man entlastende (namentlich immunisierende) Funktionen zusprechen, ohne sich deshalb auf den Boden der Humoralpathologie zu stellen.

Man kann sich nämlich ganz gut eine anscheinend sehr starke Zelle denken, welche nach allen Regeln der Epigenesis vortrefflich gedeiht, solange ihr keine abnormalen Leistungen zugemutet werden, die aber, sobald dies geschieht, zu erlahmen beginnt und rasch dahinsiecht; und andrerseits kann man sich eine Zelle vorstellen, die schon im normalen Betriebe den Eindruck der Schwächlichkeit macht und niemals eine brillante Fülle wird, die aber selbst durch schwere und unausgesetzte Belastungen ihrer normalen Thätigkeit nicht umzubringen ist, sondern sich von jedem neuen Angriff schnell erholt und nach der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ihr bescheidenes Leben fortsetzt. Selbstverständlich müssen zum Vergleich Zellen *derselben Art* herangezogen werden. Im großen spiegeln sich die hier angenommenen Möglichkeiten in dem Allgemeinbefinden der Menschen: es gibt starke Individuen, die, einmal erkrankt, sich sehr wenig widerstandsfähig erweisen und jung sterben, und andrerseits Schwächlinge, die sich fortwährend mit Krankheiten aller Art herumschlagen und dabei doch alt werden.

Nun kann man freilich einwenden, daß sowohl die einzelne Zelle als der Gesamtorganismus die Stärke der Immunität eben dadurch erweise, daß Belastungen *ferngehalten* werden. Aber das würde doch nur eine *weitere Unterscheidung und Abstufung* der Entlastungsfunktionen rechtfertigen, nämlich insofern es sich um die Abwehr des ersten Angriffs *oder* um die Ueberwindung eingetretener Krisen handelt. Man könnte die Zelle mit einer Festung und ihren Verteidigungsmitteln vergleichen: Ilion war stark und wachsam an den [illegible]ren Ringmauern, aber es verschluckte das „trojanische [illegible]d", wie der Zecher den Alkohol. Man könnte fast versucht [illegible] in dem Aberglauben der Belagerten eine *Disposition* [illegible]de zu dieser Art von Ueberrumpelung zu erblicken. Auch in

der Erwerbung und Vererbung krankhafter Zustände begegnen wir ja einer großen, den Arzt oft intriguierenden Buntscheckigkeit der Dispositionen.

Die außerordentlich komplizierte physikalische Struktur und der fast noch mehr verwickelte chemische Haushalt der Zelle lassen die gesonderte Erwägung von Entlastungsfunktionen zweifellos zu. Ich will hier nur an zwei, sozusagen entgegengesetzte Gruppen von Erkrankungen erinnern, nämlich einerseits an die Disposition zu bösartigen Neubildungen, deren Gedeihen offenbar nur dort möglich ist, wo bei einzelnen Zellen oder ganzen Zellenverbänden die normale Widerstandskraft von Hause aus unzureichend oder durch erworbene Belastungen geschwächt war; und andererseits möchte ich daran erinnern, wie verschiedenartig sich die gleichnamigen Zellen der Haut bei verschiedenen Menschen gegen die abnormale Entwärmung verhalten; wie leicht in demselben Distrikt die plötzliche Entziehung der unentbehrlichen Wanderenergie bei dem einen zu schwersten Schädigungen, ja zur tiefen Erkrankung des Gesamtorganismus führt, während sie bei dem anderen kaum eine vorübergehende Empfindung von fälschlich so genannter „Erkältung" zurückläßt.

In diesem Beispiel liegt zugleich ein Fingerzeig für die Erziehung zur Entlastung. Gewiß, der denkende Arzt hat es vielfach in der Hand, den Gesamtorganismus oder einzelne Organe in der Richtung nicht nur der Immunität, sondern auch der Krisenüberwindung zu kräftigen. Alles, was wir unter dem Namen der „Abhärtung" begreifen, schlägt hier ein. Indes alle Erfolge dieser Art sind eben nur möglich, wenn und weil die Funktion der Entlastung entweder schon vorhanden war oder sich auf angemessene Behandlung einstellt.

Aber du sollst die Gottesgabe nicht mißbrauchen! Denn

es ist einleuchtend, daß jeder notgedrungene Entlastungsfall, auch wenn keine tiefere Erkrankung eingetreten war, der normalen Entwickelung Abbruch thun muß, und man darf sich nicht wundern, wenn selbst die regenerationskräftigste Zelle z. B. durch die Zumutung, nach und nach mehr als tausend Alkoholvergiftungen zu überwinden, vorzeitig „hin" wird. Erwägen wir die stumpfsinnige Vergeudung, die mit den Entlastungsfunktionen getrieben wird, so ist es kaum begreiflich, wieso es überhaupt noch Menschen gibt; allerdings sind auch die meisten danach! Je sparsamer wir mit Belastungen umgehen, desto stärker wird sich dann die Entlastung in dem „großen Fall" erweisen können, dem unsere Nachkommen ihr Dasein verdanken.

Daß bei der Fortpflanzung, wo die Konjugationszellen zweier verschiedener Individuen auch verschieden starke Entlastungsfunktionen mitbringen, sich das Bild ungleich verwickelter gestaltet, daß wir mit anderen Worten, in der erblichen Entlastung nicht eine einfach gradlinige Entwickelung der gewöhnlichen Zellentlastung anzusprechen haben, liegt auf der Hand. Aber ich habe die Eingebung, daß hier bei dieser günstigen Gelegenheit, wo sich die Evolution im Zustande der Revolution befindet, aus der ein neuer Zellenstaat hervorgeht, — die Natur bereit ist, in der Richtung der Entlastung ein Uebriges zu thun, nämlich den entlastenden Momenten soweit nur möglich zum Siege zu verhelfen. Ja, ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß die Fälle nicht selten sind, wo bei der Fortpflanzung die von dem einen Teile mitgebrachten Belastungen durch die stärkeren Entlastungsfunktionen des anderen Teiles mit Rumpf und Stumpf ausgerottet, für alle Zukunft zum Verschwinden gebracht werden.

Doch das sind nur starke Vermutungen, die erst noch durch wissenschaftlich feststehende Thatsachen erhärtet sein wollen.

Man kann vielleicht sagen, es sei nicht wissenschaftlich, vorne zu trommeln, wenn hinten noch keine Soldaten marschieren. Aber bitte, ich sehe sie ja von ferne, wenn ich auch die Standarten noch nicht genau unterscheiden kann. Es sind die Hilfstruppen der Menschlichkeit — ach, möchte ihre Zahl recht groß und ihr Gewaffen stark sein!

Februar 1902.

Modernität und Anarchismus.

(Eine unerhörte Anklage.)

In der Berliner „Woche" wirft Herr Professor Ludwig Stein aus Bern allen selbständig schaffenden Künstlern des Griffels und der Feder folgenden Fehdehandschuh ins Gesicht:

„... Auf der das „neue Jahrhundert" in einer solchen Gedankenanarchie [illegible] Kunst und Literatur, [illegible] Spiegelungen der Volksseele, [illegible] Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Zur Spiegelung [illegible] Übergänge, [illegible] Willkür und [illegible] Kunstlosigkeit [illegible] Zeitalter des künstlerischen und literarischen Faustrechts. [illegible] Gedankenanarchie, als [illegible] Individuum [illegible] Kunst [illegible] Individuum [illegible] Kunst [illegible]."

Nombene: Diese Sätze finden sich in einem Artikel über die anarchistischen Attentate, insbesondere die Ermordung des Königs Umberto, und sie sind flankiert von hintränkigen Bildern aus anarchistischen Zeitschriften und von dem Porträt des Königsmörders Bresci, dessen psychopathische Erscheinung allerdings in der „Woche" nicht fehlen darf — in majorem anarchiae gloriam!

Es wäre nun gewiß unbillig, an die Sensationen der „Woche“ für gewöhnlich irgend einen ernsten, sei es wissenschaftlichen oder künstlerischen Maßstab anzulegen. Aber wenn eine so unerhörte Verunglimpfung ehrlichsten, begeisterten Strebens von einem bekannten Gelehrten geleistet wird, der schon mit seinem Titel in den Augen des großen Publikums jedem seiner Sätze den Stempel akademischer Gelehrsamkeit aufdrückt (und für viele, ja sogar gekrönte Leute gibt es überhaupt nur eine „akademische“ Wissenschaft), dann müssen wir uns wohl oder übel damit beschäftigen. So sei es denn gesagt: der Einfall des Herrn Prof. Stein, zwischen den Mordbuben Bresci-Luccheni ꝛc. und der modernen Literatur und Kunst einen ideellen Zusammenhang herzustellen, die Modernität als einen „gedanklichen“ Vorsaal des Anarchismus zu brandmarken, ist nicht nur vom kulturgeschichtlichen und allgemein philosophischen Standpunkt, sondern vor allem vom Standpunkt einer vernünftigen physiologischen Psychologie gänzlich unhaltbar und daher verwerflich.

Was soll es zunächst heißen, wenn in Rücksicht auf die lebende, schaffende Literatur und Kunst von „überkommenem Kanon“ und von „Gesetzen“ gesprochen wird? Ist nicht eben auf diesen Gebieten die Gesetzgebung, insoweit von derlei die Rede sein kann, in fortwährender Neu- und Umbildung begriffen? Aus welchem Himmelsstriche und aus welchem Jahrhundert sollen wir modernen deutschen Menschen unseren Kanon beziehen? Vielleicht aus allen? Mein gesamter Besitz an Kunst- und Literaturgeschichte kommt in ein an Seekrankheit erinnerndes Schwanken, die stark ausgeprägten Individualitäten von tausend Philosophen, Dichtern und Bildnern nehmen mich bei den Ohren, wenn ich auch nur daran denke, hier irgend etwas, wie einen „überkommenen Kanon“ zurechtzupantschen. Eine Bowle aus allen trinkbaren Ge-

Modernität und Anarchismus.

(Eine unerhörte Anklage.)

In der Berliner „Woche“ wirft Herr Professor Ludwig Stein aus Bern allen selbständig schaffenden Künstlern des Griffels und der Feder folgenden Fehdehandschuh ins Gesicht:

„... Daß aber das „nervöse Jahrhundert“ an einer solchen Gedankenanarchie krankt, läßt sich an zahlreichen Symptomen von zwingender Überzeugungskraft darthun. Kunst und Literatur, diese zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele, stehen augenblicklich unter dem Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Jähe Sprünge, unvermittelte Übergänge, nervöse Unrast, peinigende Willkür und überstürztes Drauflosstürmen bilden das gemeinsame Abzeichen der „Modernität“. Wir leben förmlich im Zeitalter des künstlerischen und literarischen Faustrechts. Was ist dies anders als Gedankenanarchie, als generalisierter Ichwahn? Wie der Raubritter im Zeitalter des Faustrechts weder Fürst noch Volk, weder Kaiser noch Reich, weder Gesetz noch Recht respektierte, sondern nur seinen starken Arm als einzige Rechtsquelle gelten ließ, so möchte der anarchistische Individualismus alle Traditionen und Maßstäbe, jeden überkommenen Kanon und alles Kunstgesetz keck über den Haufen rennen, damit jedes Individuum in seiner Phantasie Sinn und Zweck aller Kunst entdecken kann.“

Notabene: Diese Sätze finden sich in einem Artikel über die anarchistischen Attentate, insbesondere die Ermordung des Königs Umberto, und sie sind flankiert von blutrünstigen Bildern aus anarchistischen Zeitschriften und von dem Porträt des Königsmörders Bresci, dessen psychopathische Erscheinung allerdings in der „Woche“ nicht fehlen darf — in majorem anarchiae gloriam!

Abwege geraten, wie Lombroso, der das Genie als solches schlechtweg für ein Stigma geistiger Entartung — als eine Art Epilepsie!! — ausgeben und nachher diese gänzlich verkehrte Ansicht gar noch mit einer wissenschaftlichen Litewka versehen wollte.

Nein, das künstlerische Denken, Dichten und Bilden hat mit dem politischen Anarchismus Gottlob nichts, aber auch nicht das Geringste zu thun, — man müßte denn den Künstler mit den von ihm geschaffenen Gestalten identifizieren. Jeder unverschuldete Konflikt, mit oder ohne tragischen Ausgang, der uns künstlerisch wahr oder schön vorgeführt wird, wird irgendwie zum Ankläger der bestehenden göttlichen oder menschlichen „Ordnung". Statt nun aber z. B. Ibsen einen „ästhetischen Anarchisten" zu nennen, sollte man ihn, der wie kein anderer es verstanden hat, die Unvereinbarkeit des Philisteriums mit vornehmer Menschenwürde plastisch herauszuarbeiten, — man sollte ihn lieber als großen Erzieher zu höherer Ordnung, als Herold der sittlichen Forderung und des kategorischen Imperativs preisen. Damit will ich nicht jeden Satz, den er oder Fr. Nietzsche (nach Stein der „soziologisch-aristokratische Anarchist") geschrieben hat, verteidigen. Aber ich muß daran erinnern, daß nicht nur die Mythologieen und Sagenkreise aller Völker, sondern auch die Märchen, die wir unseren eigenen Kindern vortragen, von anarchistischen Gestalten aller Art, vulgo Übermenschen, wimmeln. Und ich halte Märchen und Mythologieen, Ibsen und Nietzsche für natürliche und notwendige Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes, sozusagen für Etappen in der Entwickelung unserer Großhirnrinde. Sie bilden die Turngeräte der Menschenseele, an und mit denen wir kompliziertere Denkaufgaben lösen lernen. Gerade der Widerspruch, den ein

ſtarker Künſtler findet, regt am meiſten zum Nachdenken an. Die Hauptfrage bleibt nur, ob er ein wirklicher Künſtler oder nur ein verbiſſener politiſcher Querkopf iſt, und ob ſeine Gebilde geſundes Mark in den Knochen haben oder ſchon von Haus aus krank ſind. Die Geſundheit entſchuldigt zwar nicht Alles, aber das Meiſte; die Krankheit, der Denkfehler verunſtaltet jede Kunſt. Hier liegt die Grenze zwiſchen der künſtleriſchen Modernität, welche uns zu höheren Zielen führt, und dem uferloſen chaotiſchen Anarchismus.

Mag es ſich nun um die chriſtlich-aſketiſche Schwärmerei eines ausgebrannten Vulkans wie Tolſtoi, oder um den jugendlich flammenden Gerechtigkeitszorn eines Krapotkin handeln, — die Idee, die Mängel der beſtehenden Ordnung durch das Wegfallen jeden Zwanges zur Ordnung erſetzen zu wollen, iſt und bleibt ein Trugſchluß; wie wir auch den Werdeprozeß dieſer Ideen in ihren vielfachen Ab- und Unarten bei den verſchiedenen Richtungen und Individuen erklären mögen, immer ſtoßen wir auf den groben Denkfehler, auf die unerhörteſte Verkennung der menſchlichen Natur. So wenig man den Hunger dadurch ſtillen kann, daß man das Eſſen abſchafft, ſo wenig kann die menſchliche Beſtie dadurch gebeſſert werden, daß man ſie nach Belieben rauben, plündern und morden läßt. Iſt es nun aber ſchon bedenklich, wenn der einzelne Menſch die Menagerie, die er als urelterliches Erbe in ſeinem Gehirn mit ſich herumträgt, für ſich und zu ſeinem innerſten Privatvergnügen durcheinander wurſtelt, indem er ſeine Tiger und Hyänen gemütlich über ſeine eigenen Lämmer und Känguruhs herfallen läßt, — ſo wird die Geſchichte höchſt kritiſch, wenn der Anarchiſt mit ſeinem Raubzug ſich an den zahmen Haustieren ſeiner Mitmenſchen zu ſchaffen macht.

Im Gegenſatze zu den meiſten Pflanzenfreſſern, welche gar nicht imſtande ſind, Ihresgleichen oder überhaupt lebende

Wesen „umzubringen", besitzt der Mensch jene Mordinstinkte in hohem Grade. Ehe das Menschengeschlecht seine heutige Höhe erreichen konnte, mußte es durch ganze Sümpfe seines eigenen Blutes waten, — und es watet noch! Das epigenetische Merksystem der Gegnervernichtung schlummert in jedem Menschen; es stammt aus der Werdezeit unseres Geschlechtes, wo das Töten sozusagen zum täglichen Brote gehörte. Noch in der vielgepriesenen antiken Welt, sowie im frühen Mittelalter war es bis zur Vernichtung der gegnerischen Brut ausgebildet, wobei nicht das Kind im Mutterleibe verschont wurde. Dieses Denksystem ist naturgemäß (infolge der Inanspruchnahme unserer Denkorgane zu friedlicheren Kulturaufgaben) auf ein Minimum an Raum zurückgedrängt worden, aber gelegentlich blitzt es immer wieder auf, ja es lebt sogar bei uns der Mordlust abholden Germanen als soziale bezw. staatliche Organisation fort im Kriegs-, Straf- und Duellrecht. Daß die romanischen und asiatischen Völker (von den Wilden Afrikas und Amerikas ganz zu schweigen) das System „Umbringen" auch heute noch in stärkerer Entwickelung bewahren, als andere, ist leicht erklärlich; insbesondere die Italiener, bei denen zur teilweisen Abstammung von Seeräubern und Verbrecherkolonisten sich ein bis in die höchsten Kreise reichender, rücksichtsloser sozialer Egoismus, eine Art erblicher Grausamkeit gesellt, sie haben jenes System durch alle Zeiten bewahrt und in der Vendetta, der Mafia und Camorra, der — Cavaleria rusticana u. dgl. noch heute urwüchsig erhalten.

Es ist also gar nicht verwunderlich, daß unter den blutdürstigen Wüterichen mit dem Dolch im Gewande die Italiener noch heute im Vordergrunde stehen. Zu den uralten Mordmotiven (Habsucht, Eifersucht, persönlicher und politischer Haß, nackte Mordlust, Herostratentum) ist aber neuerdings

starker Künstler findet, regt am meisten zum Nachdenken an. Die Hauptfrage bleibt nur, ob er ein wirklicher Künstler oder nur ein verbissener politischer Querkopf ist, und ob seine Gebilde gesundes Mark in den Knochen haben oder schon von Haus aus krank sind. Die Gesundheit entschuldigt zwar nicht Alles, aber das Meiste; die Krankheit, der Denkfehler verunstaltet jede Kunst. Hier liegt die Grenze zwischen der künstlerischen Modernität, welche uns zu höheren Zielen führt, und dem uferlosen chaotischen Anarchismus.

Mag es sich nun um die christlich-asketische Schwärmerei eines ausgebrannten Vulkans wie Tolstoi, oder um den jugendlich flammenden Gerechtigkeitszorn eines Krapotkin handeln, — die Idee, die Mängel der bestehenden Ordnung durch das Wegfallen jeden Zwanges zur Ordnung ersetzen zu wollen, ist und bleibt ein Trugschluß; wie wir auch den Werdeprozeß dieser Ideen in ihren vielfachen Ab- und Unarten bei den verschiedenen Richtungen und Individuen erklären mögen, immer stoßen wir auf den groben Denkfehler, auf die unerhörteste Verkennung der menschlichen Natur. So wenig man den Hunger dadurch stillen kann, daß man das Essen abschafft, so wenig kann die menschliche Bestie dadurch gebessert werden, daß man sie nach Belieben rauben, plündern und morden läßt. Ist es nun aber schon bedenklich, wenn der einzelne Mensch die Menagerie, die er als urelterliches Erbe in seinem Gehirn mit sich herumträgt, für sich und zu seinem innersten Privatvergnügen durcheinander wurstelt, indem er seine Tiger und Hyänen gemütlich über seine eigenen Lämmer und Känguruhs herfallen läßt, — so wird die Geschichte höchst kritisch, wenn der Anarchist mit seinem Raubzug sich an den zahmen Haustieren seiner Mitmenschen zu schaffen macht.

Im Gegensatze zu den meisten Pflanzenfressern, welche gar nicht imstande sind, Ihresgleichen oder überhaupt lebende

und auf jedes fremde Verdienst; der anarchistische Idiot nimmt „Rache“ an Personen, die für ihn vernünftigerweise gar nicht in Betracht kommen, und sein defekter Verstand gestattet ihm nicht einmal die Einsicht, daß er durch seine Thaten Märtyrer gerade für diejenigen Institutionen schafft, die er angeblich bekämpfen will. Durch die Ermordung Carnot's hat die bürgerliche Republik in Frankreich, durch diejenige Umberto's das italienische Königtum eine mindestens ebenso große Stärkung erfahren, als das Zarentum durch die verschiedenen Attentate der Nihilisten. Wäre die rein dynamisch-autoritative Stärkung von Regierungsformen gleichbedeutend mit dem Siege der ausgleichenden sozialen Gerechtigkeit, dann müßten allerdings jene Märtyrerkronen schon Wunder gewirkt haben, thatsächlich aber wird durch solche gewaltthätige Unternehmungen die Aufmerksamkeit nicht nur der Gewaltigen, sondern auch der Unterthanen von den Aufgaben der Volkswohlfahrt abgelenkt, so sehr, daß man fast auf die Idee kommen könnte, die anarchistische Propaganda der That sei „bestellte Arbeit“ — bestellt von den Mächten der Reaktion und Plutokratie. Und wie sehr durch jene Attentatsexzesse sogar das Urteil der amtlichen Wissenschaft verwirrt wird, zeigt ja schlagend der hier besprochene Angriff auf die literarische und künstlerische Modernität.

Mit Kunst und Literatur aber haben die Anarchisten des Gedankens und der That nichts zu thun. Es mag unter diesen einige talentvolle Leute geben, die geschickt mit Feder oder Pinsel umgehen können, jedoch die „Modernität“ wird dadurch so wenig betroffen, wie das reine Christentum durch die Inquisition. Dagegen muß ich es als eine Art von Embryonenmord bezeichnen, wenn der großen Masse der Normalmenschen, die von den „zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele“ soviel verstehen, wie die Kuh von Muskaten,

— wenn dieser denkfaulen Moles die ohnehin mit Not und Opfern kämpfenden armen, weil ehrlichen Künstler und Literaten der „Moderne" als Gedankenanarchisten vorgestellt werden. Man bringt ein verwickeltes Problem dem Verständnis der urteilslosen Masse nicht dadurch näher, daß man gänzlich unbeteiligte Dritte in die Debatte zieht. Wir Künstler, Dichter und Schriftsteller wollen *Saaten des Wohlwollens* ausstreuen für unsere individuelle Art, die Schönheiten des Lebens und der Gotteswelt zu sehen und zu begreifen; wir streben in künstlerischem Sinne nach Freiheit und Wahrheit, nach innerer Befriedigung und nach Beglückung unserer Mitmenschen, und dabei ergibt sich naturgemäß eine große Vielgestaltigkeit subjektiver Auffassungen, — *Anarchisten* aber sind wir nicht! Man nenne uns lieber Ordnungsmenschen aus der vierten Dimension, religiöse Symbolisten, Apostel der Nächstenliebe, Schwärmer für höhere Gesetze, die bei der Inferiorität des Normalmenschen ewig Sternenharmonie bleiben werden, man tadle auch die Geringschätzung, welche viele unter uns für das politische Metier und für den höfischen und akademischen Formalismus hegen, — aber *Anarchisten* schimpfe man uns nicht!

„Modernität" im weitesten Sinne ist das *Gegenteil von Rückständigkeit*; einen „modernen Menschen" nennen wir einen, der sich in den für seine Lebenshaltung wichtigsten Gedankenkreisen von veralteten Vorurteilen frei machen kann oder zu solcher Befreiung den guten Willen besitzt, und der — das hängt nun mehr vom Charakter als von der Intelligenz ab — auch den *sittlichen Mut* besitzt, seine Vorurteilsfreiheit zu *bekennen* und zu *vertreten*. Die Lebensklugheit, seine *schwache* Seite zu verbergen, ist allerdings nicht jedem gegeben. Die Meisten unter uns sind in irgend einem Seelenwinkel etwas rückständig, sie sprechen nur nicht davon. Das

ist noch mehr Sache des Temperamentes als der Erziehung — wie sehr würde z. B. Kaiser Wilhelm II. als mutvoller „moderner Mensch“ in unseren Augen wachsen, wenn er nicht des Öfteren durch rückständige Anschauung über Kunst und Literatur imponieren wollte. Will man aber von der breiten „Modernität“, welche alle kulturellen Lebensäußerungen umfaßt, als besonderen hortulus deliciarum die „Moderne“ abgrenzen, worin die zarten Blumen der erwachenden Morgenröte gepflegt werden, dann dürfen wir billigerweise erwarten, daß die Herren Kritiker nicht mit ihren Acetylenlaternchen uns die poetische Stimmung verderben. Das thun sie aber durch ihre höchst überflüssige Abnormitätenschnüffelei, durch die Sucht, Krankhaftes zu entdecken, die an sich schon krankhaft ist. Und auch das ist wohl kein unbilliges Verlangen, daß ein deutsches Urteil auch einige Rücksicht auf die allgemeine Richtung der deutschen Modernität und deren internationale Sympathien nehme. Für den greisenhaften Kunstfeind Tolstoi (der nebenbei immer noch Künstler sein mag) haben wir Deutsche nicht die geringste Sympathie. Er gehört in unseren Augen zu den Chinesen. Bakunin und Krapotkin rechnen wir zu den Boxern. Das „Sprungbrett“, das von diesen Theoretikern des politischen Anarchismus zu den Bombenwerfern und Königsmördern führen soll, existiert für die deutsche Modernität überhaupt nicht! Nehmen wir dazu das liebevolle Eingehen auf die unscheinbarsten Schönheiten der Natur und der menschlichen Seele, unsere humorvolle Genußfreudigkeit, die in unseren Kreisen vorwiegende Abneigung gegen alle Übertreibungen, gegen alle unerquickliche Prinzipienreiterei, dann begreife ich nicht, wie man die Anarchisten auf unser gemütliches Konto setzen kann!

Wenn ich die Modernitäten früherer Zeiten mit der gegenwärtigen vergleiche, so finde ich sogar, daß noch keine

so tolerant war, sowohl in religiöser und erkenntnistheoretischer, wie in ästhetischer Hinsicht. Freie Bahn für jede Art der Seligkeit, nur kein Monopol, kein Glaubenszwang; Zurückweisung aller Angriffe auf die Gewissensfreiheit. Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß die heutige Modernität sich frei weiß von allen Versuchen, die Aufklärung durch die Naturwissenschaften in religionsfeindlicher Weise auszubeuten. Ja, man könnte uns sogar eine noch den Vätern unserer Modernität fremde Konnivenz gegen das Pfäffische, eine Art von Koketterie mit konfessionellen Symbolen zum Vorwurf machen, die allerdings mit der Mystik unserer Poesie im Zusammenhang steht. Die Geschichte der lex Heinze hat es klärlich bewiesen, wie stark zwar die heutige Modernität in der Abwehr ist; daß aber ihr innerstes Wesen in der Defensive besteht, das konnte nicht deutlicher werden, als eben durch den Angriff der rückständigen Parteien. Die Gegner — dreist, wie sie nun einmal sind — hatten geglaubt, unser Fanatismus für Toleranz werde so weit gehen, daß wir uns die lex Heinze nach ihrem Sinne gefallen lassen würden!

Doch Alles gipfelt in der Frage des Verständnisses, von welcher zur Verständigung nur noch ein Schritt ist. Herr Prof. Stein bringt nun in seinen geistreichen Schriften zwar vieles zum Verständnis des blutigen Anarchismus bei, aber für den von ihm künstlich konstruierten gedanklichen Anarchismus der „Modernität" findet er nur harte Worte. Wie ist es möglich, daß derselbe Mann, der ein so warmes Herz für die kommende „Aristokratie der Arbeit" an den Tag legt, daß er für die Zukunftsmusik in Kunst und Literatur kein freundliches Gehör hat? Sind wir nicht alle „Arbeiter", und verdienten wir nicht die Verachtung der Mitwelt, wenn wir anders denken und arbeiten wollten, als es unsere heilige Ueberzeugung uns vorschreibt? Es ist die alte Geschichte:

Was nicht verstanden wird, wird nicht einmal verziehen! Die Modernität aber bedarf der Verzeihung gar nicht, sie verlangt nur ihr stolzes Recht, denn sie ist nichts anderes als Knospe und Blüte, ohne welche niemals reife Früchte vom Baume des Lebens geerntet werden.

August 1900.

Poesie und Naturwissenschaft.

(De domo.)

In einem Buche über „Das jüngste Deutschland" findet sich folgender Ausspruch: „Als eigentliches Organ der Jüngstdeutschen hat sich vor einigen Jahren „Die Jugend" aufgethan, sich aber von den Extremen ferngehalten, die" u. s. w.

Zu diesem in jeder Beziehung falschen Ausspruch hat sich der Herr Verfasser vermutlich nur durch die ungenaue und willkürliche Anbringung von Gänsefüßchen verleiten lassen. Diese Zeitschrift wurde von mir nicht „Die Jugend", sondern schlechtweg „Jugend" getauft, weil ich eben nicht bloß einen Rosengarten für die jeweilig gerade im Vollsaft ihrer Lyra stehende Generation anlegen, sondern einen Tummelplatz für alle schaffen wollte, die sich jung fühlen, ohne Rücksicht auf den Geburtsschein und die physischen Jahre. Auch von den Extremen sollte und wollte sich „Jugend" nicht fernhalten, denn gerade sie zeigen uns die Spannkraft, deren der Bogen unserer Phantasie fähig ist. Und das ist vielleicht nicht immer erquicklich, aber stets im höchsten Grade interessant und ermutigend. Wenn auch die Pfeile der Alten oft sicherer treffen, — im Bogenspannen sind uns die Jungen entschieden über. Wir streiten ja alle zusammen gegen den großen Feind »Non possumus« — darum bleibt unsere Losung: Bogenspanner vor!

Nun aber der eigentliche ethische Witz dieser Zeitschrift! Er besteht in der Geringschätzung aller chinesischen Mauern, welche von den Schulmeistern von heute wie ehedem zwischen den verschiedenen Formen der Poesie aufgerichtet worden sind. Den künstlerischen Mauergeist bekämpft „Jugend" beinahe ebenso scharf, wie die glotzende Philisterei und die augenverdrehende Frömmelei. Daher zunächst die programmatische Vereinigung bildender und sprechender Kunst unter einem Dache, ohne Rangstreitigkeit und Hausherrnanmaßung. Indessen, darüber sind ja Dichter und Bildner — wenn auch mit gegenseitig unausgesprochenem Vorbehalt — wohl einig. Man braucht sich, man hat sich nötig: daß ein gutes Bild immer ein schönes Gedicht sein, und ein gutes Bild enthalten muß, das sollte freilich noch mehr zur lebendigen Überzeugung der Allgemeinheit werden. Daß wir in diesen Blättern, was die bildenden Künste und künstlerischen Gewerbe anbelangt, nicht am Alten und Hergebrachten kleben, das beweist schon das drollige Wort „Jugendstil", womit der moderne Biedermaier in Posemuckel seinen Bedarf an stimmungsvollen Tapeten stigmatisiert, ohne sich im übrigen „Jugend" — zu halten.

„Jugend" will aber auch die Mauern zwischen den verschiedenen Formen der sprechenden Poesie niederreißen. Wenn der Verfasser des „Jüngsten Deutschland" unter diesem stolzen Titel nur die modernsten Lyriker, Romanciers, Novellisten und Theaterdichter und neben ihnen einige Reformdirektoren, Reformschauspieler und Reformkritiker aufführt, so ist das seine Sache. Der hochtrabende Titel deckt sich nicht mit dem Inhalt, den der Kenner des vielverzweigten deutschen Geisteslebens erwartet. Doch mit Büchertiteln soll man nicht rechten. Aber da findet sich bei der Besprechung des trefflichen Wilhelm Bölsche eine These, die mir als ein Mauerblümchen

gefährlichster Sorte erscheint, und das samt der Mauer vertilgt werden muß. Was der Verfasser des „Jüngsten Deutschland“ dort sagt, das erscheint mir wie ein Angriff auf die Wurzeln des Baumes der Denk- und Kunstfreiheit:

„... wie viel Beziehungen auch zwischen Naturwissenschaft und moderner Poesie bestehen mögen — eine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Poesie bleibt für alle Zeit gleich unmöglich, wie der Versuch, auf poetischem Wege die Rätsel der Natur entschleiern zu wollen.“

Das erinnert ja ganz an das längst gerichtete »Ignorabimus« Du Bois Reymond's! Aber auch in den Gefilden der Kunst sind die gebundenen Marschrouten und die Maulkörbe nicht nur wertlos, sondern vom größten Übel. „Die Kunst soll“ — was ist mit diesem vermaledeiten Worte nicht alles an den Künstlern und ihrem Schaffen, wie an dem für solche Gemeinplätze besonders empfänglichen Publikum gesündigt worden! Bleibt es noch bei solchen „Thesen“, wie die Wolffschen von 1888, wo z. B. als „unser höchstes Kunstideal nicht mehr die Antike, sondern die Moderne“ hingestellt ward, so ist der Schaden nicht groß; man könnte statt dessen ebenso gut sagen: „Ein Butterbrod in der Hand ist mir lieber als zehn Spatzen auf dem Dach.“ Das denkt jeder Gymnasiast, so lange ihm die antiken Götter noch im Magen liegen und bevor er den ewig vorbildlichen Humor des klassischen Olymp — man verzeihe die Metapher — in seine psychischen Nieren aufgenommen hat. Aber indem man der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise geradezu die Hoffähigkeit im Reiche der Poesie verweigert, drückt man das höchste Kunstideal auf ein so tiefes Niveau hinab, wie es die Antike niemals gekannt hat.

Wie will man dem Dichter die Berechtigung absprechen, sich und seine Werke mit naturwissenschaftlichem Geiste zu erfüllen und demgemäß auch eine solche Betrachtungsweise zur

ſeinigen zu machen? Und umgekehrt — warum ſoll der Naturforſcher in ſeinem Bereiche nicht Poët ſein? Ich finde im Gegenteil, daß die moderne Naturforſchung überhaupt nur den künſtleriſchen Bildern, der Phantaſie, ſagen wir nur gleich: dem poetiſchen Sinn ihre größten Errungenſchaften verdankt, und daß, wenn die Deutſchen und überhaupt die Germanen auf dieſem Gebiete eine hervorragende Stellung einnehmen, dies auf demſelben poetiſchen Idealismus unſerer Raſſe beruht, wie das Erſcheinen eines Shakeſpeare oder Goethe. Der Deutſche vom beſten Schrot und Korn iſt immer Dichter, er denkt immer in Bildern, und zwar in ehrlichen und natürlichen Bildern auch da, wo ſein überſchwängliches Hoffen und Sehnen weit ab von der Wirklichkeit führt.

Es wäre nicht ſchwer, dieſe gährende poetiſche Kraft in den poſitiven Fortſchritten ſogar der Phyſik und Chemie nachzuweiſen. Ja gerade in der Chemie, die nichts anderes iſt als eine Phyſik der nur eingebildeten kleinſten Teilchen, wäre der Forſcher ohne Phantaſie ein armer Schlucker. Nur der künſtleriſche Bilderreichtum gerade der modernſten Forſchung hat jene Fortſchritte zu Wege gebracht; man könnte von Mikropoeſie ſprechen, wenn nicht ſo viel überwältigend Großes auf dem Spiele ſtände. Aber die Poëten, die dieſen Namen in Erbpacht genommen haben, — können ſie ſelber der naturwiſſenſchaftlichen Betrachtungsweiſe noch entraten? Heute weniger denn je! Der Grund liegt in der heute unlöslich gewordenen Verkettung von Erkenntnisgebieten, die früher als verſchiedene Welten — Cis und Trans — angeſehen wurden. Die Kette iſt folgende:

Poeſie — Pſychologie — Phyſiologie — Phyſik.

Die Verkettung der linken und der rechten Hälfte hat ihren Ausdruck gefunden in der phyſiologiſchen Pſycho-

logie, ohne die sich bald kein Gebildeter, selbstverständlich auch kein Dichter vom reinsten Wasser mehr behelfen kann. Auch das Pathos hat sein logisches Gesicht verändert. Die Dämonisterei muß der Pathologie das Feld räumen; wer sich dagegen im Ernste sträubt, verfällt der Lächerlichkeit. Der sogenannte moderne Naturalismus ist ja im Grunde nichts anderes als eine erste notgedrungene Verbeugung der Poesie vor dem Naturwissen, zu dem die Natürlichkeit des Gebildeten nicht in Gegensatz treten kann. Die Natürlichkeit hat für jede Naturerkenntnis Raum. Humor und Ironie mögen immerhin nach wie vor die lieblichsten Traumgebilde weben, jedoch in Fragen der ernsthaften Verehrung, der „religiösen Kunst" im allerweitesten Sinne des Wortes, wird man ernste Erkenntnisse nicht leichtfertig übersehen dürfen. Man kann doch nicht zu gleicher Zeit den Bachus oder Gambrinus und — die Mutterbrust als höchste Ideale dichterisch preisen.[1])

Es ist nicht abzusehen, zu welchen Zielen jene unumgängliche Verschmelzung der Grenzgebiete führen wird, ich will auch gar keinen Versuch machen, in dieser Richtung etwas vorauszusagen. Nur das erscheint mir zweifellos, daß unsere Enkel über viele Vorwürfe der alten Dichtkunst sich andere Ideen machen werden und, wenn sie unsere Ehrlichkeit bewahren, den neuen Ideen auch als Poëten entsprechenden Ausdruck verleihen müssen. Das wird vielleicht schwer sein und viel angeborene Kraft voraussetzen, aber der Teufel soll sie holen, wenn sie, anstatt aus eigenem zu schöpfen, ihre neuen Schläuche nur mit dem erborgten und verwässerten Wein der Urväter füllen. Vielleicht wird eine lyrische Kunstpause, eine gründ-

[1]) Aus dem einfachen Grunde, weil der Alkohol die Milchdrüsen erblich atrophiert!

liche Mauſerung der geſamten Romantik erforderlich ſein, und das wäre das Schlimmſte nicht.

Einſtweilen wollen wir, unbekümmert um das Schickſal unſerer altehrwürdigen Symbole, Mauern niederreißen, die uns den Blick in die Weiten und Tiefen des künſtleriſchen Schaffens unſrer Zeit verwehren. Freiheit des Ausblicks iſt ſchon faſt gar die Freiheit ſelber. Da iſt Gottlob kein Ackerfeld menſchlichen Wiſſens und Schaffens, das nicht ſeinen poetiſchen hortulus deliciarum aufzuweiſen hätte. „Jugend" will aus ihnen bunte Sträuße bringen. Heran, Ihr Gärtner, auch Ihr Ärzte und Juriſten, Ihr Humoriſten und Eſſayiſten, Ihr Forſcher und Publiziſten, Ihr Biologen und Hiſtoriker, Ihr Philologen und Chemiker, laßt Eure Herzen ſpringen, noch iſt ſonniger Tag! Und Poeſie iſt überall, wo ſich unſere geliebte Mutterſprache zu künſtleriſcher Verklärung feiner Gedanken fügt. Ganze Bücher und Epen kann „Jugend" nicht brauchen; lieber mehr Salz als zu viel Schmalz, in der Kürze liegt die Würze.

„Die Sprache, die ich liebe, iſt ein einfaches und ungekünſteltes Sprechen, das auf dem Papier nicht anders iſt als im Munde. Ein Sprechen mit Saft und Kraft, kurz und gedrängt, nicht ſowohl geleckt und geſchniegelt, als geradezu und nachdrücklich. Es ſei eher ſchwerverſtändlich als langweilig, es ſei fern von Ziererei, regellos, abgeriſſen und dreiſt. Jedes Bruchſtückchen ſtelle etwas für ſich vor. Es ſei weder ſchulmeiſterlicher, noch mönchiſcher, noch advokatiſcher, ſondern eher militäriſcher Art. So nennt Sueton den Stil Julius Cäſars, obgleich ich nicht recht weiß, warum er ihn ſo bezeichnet."

Den letzten Abſatz hat ein gewiſſer Montaigne geſchrieben. Ich möchte nur hinzufügen: Militäriſch fand Sueton den Stil Cäſars wohl deshalb, weil er unter allen Formen der ſprechenden Kunſt den Nachkommen am meiſten

imponiert. Es iſt auch der Stil Luthers und Bismarcks und aller beſten Germanen. Unſere geſamte Spruchweisheit iſt nach Inhalt und Form ſtärker als jene der Romanen. Aber dieſe haben für die künſtleriſche Idealiſierung der Sinne und Triebe eine allgemeinere und beweglichere Wertſchätzung. Während der germaniſche Philiſter „Kunſt“ nur da zu erblicken wagt, wo etwas „Künſtelei“ dabei iſt, wo ſich ein Bildlein betrachten oder ein Verslein nachplappern oder ein Liedlein herunterleiern läßt, — darf der franzöſiſche Schriftſteller ſtolz von ſich ſagen: »Nous autres artistes.« Eine der feinſten modernen Nachwirkungen antiker Kultur.

Anfang April 1901.

Pseudophilosophische Verblödung.

Sie ist wirklich ganz spezifisch deutsch, auf das Innigste verquickt nicht nur mit unserer Kulturentwickelung, sondern auch mit unserem Volkscharakter, mit dem verdammten Hang zum knirpsigen Größenwahn, zur gekränkten Leberwurst und anderen noch viel giftigeren Würsten. Jawohl, von Nietzsche zum Eisenacher Studenten Fischer, der am Fuße der romantischen Wartburg seinen „süßen blonden Schatz" schimpflich und meuchlings abgemurkst hat, ist nur ein Schritt — so behauptete der Herr Präsident des Gothaer Schwurgerichts. Und der muß es wissen, denn nach ihm ist ja Nietzsche, der leidenschaftliche Bejaher des Lebens, ein gefährlicher, im Wahnsinn erlegener Verkünder des Pessimismus!! Und wie spiegeln sich die unverdauten Schriften Nietzsche's und Schopenhauers nun gar in dem Hirne des Studenten, des geborenen Wasserkopfs und „mehrfach" erblich Belasteten! Allen Respekt vor den wunderbaren Geistesblitzen eines Schopenhauer, aber als Philosoph der Gesundheit und Jugendbildner ist mir der Münchner Bierwirt Schottenhammel noch lieber. Und was haben an dem armen Mordbuben nicht nur seine Mitschüler, sondern auch seine Lehrer in leichtsinniger Herzensrohheit gesündigt, indem sie ihn wegen seines viereckigen Kopfes verhöhnten! Er bildet sich ein, häßlich und von den verhaßten Weibern gemieden zu sein, trotzdem wird er mit Erfolg zum Schürzenjäger, ist seinem Eisenacher platonischen Schätzchen maßlos untreu, und als ihm ein anonymer Brief von der

sehr erklärlichen Vorliebe der Holden für die forschen Forsteleven Kunde bringt, schnürt er sein — Revolverchen, fährt von Berlin in die sagenreiche Heimat und geht mit dem Schätzchen spazieren, um zuerst das dumme süße Mädel und dann sich selbst niederzuknallen. Das heißt: so war sein Wille als Vorstellung. Irre ich nicht, so ging das Spazieren in der Richtung des Hörsel-, vulgo Venusbergs, wo die berühmte Pforte sich befindet, welche Tannhäuser seligen Angedenkens zu überschreiten verhindert ward, nachdem er von seiner vergeblichen Romfahrt heimgekehrt war. Auch der Student Fischer konnte, als er die Geliebte aus Herzenswunden bluten sah, etwas nicht wiederfinden, nämlich den Mut, sich selber zu erschießen; er war so ehrlich, vor Gericht die nackte Wahrheit zu sagen: „aus Feigheit."

Doch was sollen wir die ganze Jämmerlichkeit dieser Tragikomödie hier wiederholen! Wichtiger scheint mir, offen auszusprechen, daß die herrliche Vorderseite unserer deutschen Bildungsmedaille eine ganz ekelhafte Kehrseite hat. Hier führen Gemütsverrohung, rechtsphilosophischer Dilettantismus und forensische Sentimentalität einen Cancan aus, der auf gesunde Nerven als Brechreiz wirkt. Es ist wahrlich von Nöten, in den Schulen, Hörsälen und Gerichtsstuben, in den Vereinen und Besserungsanstalten Kurse über die Religion des Herzens aufzunehmen; den jungen Leuten es tief einzuprägen, daß es nur eine vernünftige Philosophie gibt, nämlich die Philosophie der Gesundheit und die heilige Achtung vor Leben und Ehre der Mitmenschen, daß der Pessimismus als philosophisch destilliertes Lebenselixir eine Verirrung ist, die der Einzelne für sich behalten mag, die ihm aber nicht das Recht verleiht, sein feiges Mütchen an seinen Mitmenschen abzukühlen; daß es ein Unsinn ist, die von keinem Verständigen bezweifelte „verminderte

Zurechnungsfähigkeit" dazu zu mißbrauchen, um notoriſchen Schädlingen die Freiheit zu verſchaffen und ſie aufs neue gegen die Geſellſchaft loszulaſſen. Als rückhaltloſer Bekenner des Determinismus habe ich mit jedem Verbrecher das größte Mitleid; ich betrachte jede menſchliche Verirrung als Folge angeborener oder anerlebter Eigenſchaften; aber noch größer iſt mein Mitleid mit den Geſunden, weil in ihnen die Hoffnung auf allmähliche erbliche Entlaſtung der Menſchheit liegt. Sie zu ſchützen, iſt die größere Pflicht. Ich bedaure den Studioſus Fiſcher, daß er von ſo maßloſem Egoismus und Größenwahn befallen war, um in ſeiner hirnriſſigen, ungerechten Eiferſucht dem Töchterlein der Eiſenacher Totenfrau den Lebensfaden abſchneiden zu können. Wenn er nur eine Spur von der chriſtlichen Nächſtenliebe dieſer einfachen Frau gehabt hätte, die dem Mörder ihres Kindes verziehen hat, „weil er es aus übergroßer Liebe gethan," ſo hätte er ſein Revolverchen gar nicht gekauft. Wir verzeihen ihm, da ihm die Mutter der Getöteten verzeiht. Aber ich möchte nicht, daß er nach zehn Jahren zum zweitenmale ſolche Exekution an einem blühenden, geiſtig und körperlich geſunden Mädel ausführe; darum hätte ich als Geſchworener für Mord, alſo für ſeine Vernichtung oder mindeſtens für lebenslängliche Gefangenſchaft geſtimmt. Man vergeſſe auch nicht, daß jede unterlaſſene Abſchreckung eine Ermunterung zum Verbrechen bedeutet! Solange wir neben den Zuchthäuſern nicht Schutzhäuſer für verbrecheriſche Entgleiſte haben, halte ich die übertriebene Geltendmachung der „verminderten Zurechnungsfähigkeit" für eine ziel- und ſteuerloſe Sentimentalität, die ſich an unſerem geſamten ethiſchen Leben noch furchtbar rächen wird. Es iſt ein allmähliches Verſinken in der pſeudophiloſophiſchen Verblödung.

Anfang Dezember 1901.

Goethe-Betrachtungen.

1. Was wäre Er heute?

So sehr es reizt, sich einen der Geschichte angehörenden Geist wie Goethe in unser heutiges Leben und Getriebe versetzt zu denken, so schwer ist dies gerade bei ihm. Zunächst ist wohl eines sicher, nämlich, daß er heute kaum unter die Geheimräte und die Minister gehen oder vielmehr sich verirren würde. Schon aus dem einfachen Grunde, weil es heute an einem „Karl August" fehlt; die Zeiten sind vorüber, wo man einen genialen Feuerkopf nur „deshalb" in Amt und Würden steckt. Wie steht es aber mit dem Professor? Der Anfang des „Faust" gibt uns einen Fingerzeig, welchen Fakultäten er wahrscheinlich heute nicht angehören würde. Vielleicht noch der Medizin, die ja seit hundert Jahren ihr Gesicht total verändert hat und nun geradezu als angewandte Naturwissenschaft bezeichnet werden darf. Aber wie würde sich der große Mann, der deutsche Vorahner des Darwinismus, der als Autodidakt einerseits den Intermaxillarknochen des Menschen entdeckte, andererseits mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen Newtons Farbentheorie ablehnen, das Spektrum verhöhnen konnte, — wie würde er sich z. B. zu der modernsten Molekularphysik, namentlich zu der Auffassung der Wärme als ungeordneter Atombewegung, zur Stereochemie und zur Jonenlehre stellen, Theorien, ohne welche ein fruchtbares naturwissenschaftliches Denken heute „undenkbar" ist?

Goethe hat wohl zeitlebens an einem Fehler gelitten, den ich das makroskopische Vorurteil nennen möchte. Er vermochte zwar das Entfernteste blitzartig zu verknüpfen, er hatte für Räumliches und Zeitliches einen allumfassenden Überblick und konnte gleichzeitig an hundert Stellen seiner Geistesarbeit zugleich kritisch und ästhetisch sichten, aber diese Harmonie war überall getragen von seinen freien natürlichen Sinnen und Empfindungen, auch in seinen naturphilosophischen Phantasien. Ich vermute, daß dies in der Organisation seiner angeerbten Merksysteme begründet gewesen ist, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Beste, was an ihm genial und originell war, von seiner Mutter stammte, so haben wir auch den Schlüssel in der Hand: die epigenetische Verstärkung ihres Geistes ergibt seinen Geist, eine Steigerung des gesunden Menschenverstandes zur höchsten Potenz. Frau Aja selbst hat diese physiologische Betrachtung in einem Briefe an ihn so ausgesprochen: „Vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger, und du wärstes ein gantz ordinerer Mensch geworden und wo nichts drinnen ist, da kann nichts raus kommen."

Ist aber das Sieghafte in seiner durch und durch natürlich-sinnlichen Anschauungsweise wirklich ein „Fehler" im rein menschlichen Sinne? Werden Gewaltige, wie Luther, Goethe oder Bismarck, kleiner, wenn ihnen der Sinn für die hypermikroskopischen Phantasmagorien der Äther- und der Molekularphysik oder die Begabung für höhere Mathematik fehlt? Vielleicht beruhte gerade hierauf die überwältigende Gegenständlichkeit seiner Dichtkunst, womit ich gar nicht gesagt haben will, daß den unentbehrlichen Erklärungstheorien der modernen Naturwissenschaft der poetische Zauber fehle. Im Gegenteil, für diese Theorien, die schon fast an das Vierdimensionale grenzen, ist eine geradezu ausschweifende Phantasie unerläßlich, wie sie in Wirklichkeit auch von Denen, die anstandshalber

auf jene Theorien schwören müssen, nur sehr wenige besitzen. Aber wer weiß, ob nicht eine einzige überzeugende Aufklärung genügt hätte, Goethe's Widerstand gegen die Spektralfarbentheorie zu brechen, ob nicht sein Manko in den Naturwissenschaften, die ihm nach dem Zeugnisse eines Helmholtz so viel verdanken, nur an der Eigensinnigkeit seiner Autodidaktik lag.

So bleibt denn der gewaltige Dichter und Schriftsteller, — aber auch hier müssen wir uns fragen, wie sich das Genie eines heutigen Goethe mit der Vorarbeit der Klassiker — des ‚alten" Goethe, der Schiller, Heine u. s. w. — abfinden würde? Gibt es nicht große Geister, die es verschmähen, in ausgetretenen Geleisen zu wandeln? Bergsteiger, die sich nur in pfadlosen Wildnissen wohl fühlen? Ist nicht Bismarck erst durch seine Aufgabe zum Titanen geworden? Einen Goethe können wir uns nur als großen Bahnbrecher, gleichviel auf welchem Gebiete, vorstellen. Ob er sich wohl an die Spitze des — Goethebundes (der nun vielleicht Schillerbund heißen würde) gestellt hätte? Wie sich sein geistiges Verhältnis zu den nationalen und Machtfragen, zum Sozialismus, zur Frauen- und Arbeiterfrage, — zu einem Bismarck gestaltet hätte? Wäre er überhaupt heute ein Held der flammenden That und Propaganda, würden ihn die christlichen Leidenschaften der Aufopferung und des Mitleids besitzen? Auch wenn wir uns alle erdenkliche Mühe geben, seine Zeit, seine Heimat, das wechselnde Milieu — einerseits die nicht gerade deutsch-patriotisch aufregende alte Reichsstadt, andrerseits thüringische Kleinstaaterei, als deren Chef er doch nicht großstaatlich denken durfte — und hundert andere Dinge abzuwägen, immer bleibt die Hauptfrage ungelöst.

Der Grund liegt wohl in der göttlichen Unberechenbarkeit des Genies. Durch Max Klinger wissen wir zwar,

was aus den antiken Göttern im christlichen Himmel werden kann, aber von den Halbgöttern der Erde schweigt die Geschichte. So bleibt uns nichts übrig, als ihn zu nehmen, wie er war und ewig bleiben wird: als unseren großen Begleiter, einen durch die deutschen Auen aller Zeiten ruhig schreitenden Lichtschatten, aus dessen Erdenwallen uns als Quintessenz unserer eigenen nachgeborenen Lebensweisheit noch am verständlichsten erscheint: „Ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein."

Mitte Juli 1900.

Goethe-Betrachtungen.

II. Er — pathologisch?

Noch vor wenigen Lustren hätte man Dem in's Gesicht gelacht, der den stolzen Olympier von Weimar zum Nervenschwächling oder gar zum Geisteskranken hätte stempeln wollen. Heute wird über derlei nicht mehr gelacht; die Lombrosianer haben das auf das Herrlichste besorgt: es gibt keine gesunden Helden mehr! Dem Meister Lombroso geht es hier wie dem Zauberlehrling: Des Einzigen, den er von der „Entartung" ausnehmen wollte, haben sich seine Schüler bemächtigt. Vom Schönsten, den wir in unseren Jugendtagen noch als ein Wunder vornehmgeistiger Gesundheit angestaunt, könnte Schiller im Lichte modernster Psychologie heute singen: „Wie krank, o Mensch, stehst Du an des Jahrhunderts Neige."

Es ist eine schmerzliche Arbeit bei so festlichem Anlaß, den Hochgefeierten gewissermaßen psychisch zu desinfizieren, — oder vielmehr sein Andenken zu reinigen von den Sporenflecken, welche ihm ein überreizter Pessimismus angedichtet hat. Aber das ist absolut nötig. Erstens dürfen wir uns nicht gefallen lassen, daß man aus unserem Walhall nachträglich eine mehr oder weniger geschlossene Anstalt macht, daß man die gewaltigsten Kerle vor den Augen der lebenden und kommenden Jugend gewissermaßen als warnende Exempel eines geisteskranken Strebertums hinstellt; denn wo soll der Nachwuchs noch Ideale hernehmen, wenn ihm die stärksten

Tragsäulen des Weisheitstempels als innerlich morsch dargestellt werden? Und zweitens dürfen wir nicht den Wahn aufkommen lassen, daß es sich bei solchen künstlich konstruierten Fällen von genialer Psychose irgendwie um etwas wie „Wissenschaft" handele. Die Entlarvung sind wir namentlich der Entwickelungslehre schuldig, welche ohnehin gerade genug von den Pfaffen aller Ordnungen zu leiden hat.

Freilich reichen die Wurzeln dieses Giftbaumes sehr tief hinab in die Schlummergefilde der sündigen Menschheit. Mit ihm verglichen war der Baum, von dem Adam auf Evchens ebenso berechtigten als bescheidenen Wunsch essen mußte, noch ein unschuldiger Setzling. Was, zum Teufel, hat dem Menschen allmählich diese übersinnlich-sinnliche Schwärmerei für das krankhaft Seelenschmerzliche, für das Entnervte und Decadente beigebracht? Muß denn, wenn es einmal häßlich zu leben ist, gleich schön gestorben sein? Ist es nicht ein morbides Nachlassen der Energie, von dem die göttlichgesunden Sünder des Paradieses noch unberührt waren, wenn wir uns schon nicht mehr getrauen, eine über das niederträchtige Durchschnittsmaß hinausgehende Zunahme der Energie in irgend einem Menschenschädel anders denn als Geisteskrankheit, als bedauerlichen Defekt, als Seelenloch, oder dergleichen anzusprechen?

So gewiß der Schieferdecker mehr in Gefahr ist, vom Turm herunterzustürzen, als andere Leute, so gewiß ist der besonders genial Begabte der geistigen Erkrankung aus funktioneller Überanstrengung mehr ausgesetzt, als der Denkfaule und Denkunfähige. Wenn aber Lombroso die göttlichen Einfälle des Genialen als eine Art von epileptischen Anfällen hinstellt, so ist das einfach wissenschaftlicher Ulk; man kehre die Geschichte nur einmal um und sage: „Die Epilepsie ist ein Anfall von Genialität." Auf diesem Wege kommt man

noch dazu, im gemeinſten Wadenkrampf eine turneriſche Leiſtung erſter Klaſſe zu erblicken.

Es klingt ſo mitleidsvoll: „Der Geniale iſt von Hauſe aus krank.“ Aber während die Einen den Bedauernswerten nach Kräften pflegen und ſich als überlegene Samariter gütlich thun, wird von den Anderen die ſchöne Lehre praktiſch umgemünzt und heißt nun: „Das Geniale iſt krank, — hüte ſich davor, wer geſund bleiben will.“ So leiſten die Samariter, ohne es zu wollen, den Lichtfeinden Vorſpann. Kein Wunder, wenn dann in ſchwarzer Beleuchtung von unſerem Altmeiſter nichts übrig bleibt als eine Vogelſcheuche für Betſchweſtern und ſcheinheilige Brüder, deren herrſchſüchtige Begehrlichkeit in der Selbſtgeißelung und im Beichtſpiegel des hl. Liguori volle Befriedigung findet.

In Wirklichkeit iſt „das“ Geniale geradezu der Menſch ſelbſt, nämlich das, wodurch er ſich weſentlich vom Tiere unterſcheidet. Das Tier denkt und handelt faſt ausſchließlich nach ererbten Inſtinkten; die Genialität dieſer Inſtinkte — z. B. bei den Ameiſen und Bienen — iſt das Reſultat einer Entwickelung zum Teil noch aus Urſtandzeiten, in denen an das genus homo noch nicht zu denken war. Die Genialität tritt uns im Tierreich ſozuſagen als phylogenetiſche Verſteinerung entgegen; das einzelne Tier kann daran nichts oder nur äußerſt wenig ändern; es beſitzt zwar das „Talent“, die Genialität der Art, ihre Künſte und Geſchicklichkeiten zu verwerten, aber ſeine Anpaſſungsbreite für pſychiſche Neuerwerbungen iſt eine minimale. Die ſogenannten „gelehrigen“ Tiere gehören denn auch faſt alle zu den höheren Säugern, aber zum revolutionären Prinzip wird die ontogenetiſche Anpaſſungsbreite erſt beim Menſchen. Aus ihr reſultiert die Vielgeſtaltigkeit, ja die Unberechenbarkeit der menſchlichen Pſyche und ihrer Entwickelung, auf ihr beruhen

die tiefgehenden Denk- und Meinungsunterschiede auf allen Gebieten menschlichen Lebens.

Im Sande des Lido von Venedig fand Goethe einen verwitterten Schafschädel, der in mehrere Stücke zerfallen war. Diese Stücke brachten ihn auf die Idee, daß der Tierschädel ursprünglich aus drei Wirbeln entstanden sei. Wir haben hier eine „geniale" Verknüpfung von Bildern, genial, weil vor Goethe schon Tausende zerfallene Schafschädel gesehen hatten, ohne auf jene Idee zu kommen. Die Sache steht nun aber mit der Frage der menschlichen Genialität selbst in direktem Zusammenhang. Solange nämlich die Gehirnkapsel durch freie Hebelkraft der Nackenmuskeln getragen werden mußte, konnte ihr Gewicht und die Größe ihres Inhaltes nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, umsoweniger, als das Tier auf eine starke Entwickelung der Kieferknochen und des Gebisses angewiesen war. Erst durch den vollkommen aufrechten Gang des Menschen, den wir wohl — ebenso wie die Entwickelung unserer Hände — unseren kletternden Vorfahren verdanken, ward es möglich, das Schädelgewicht direkt auf das übrige Knochengerüst zu verlegen, und nun war der Schädel- und damit der Gehirnentwickelung freie Bahn geschaffen. Nun sehen wir im Kampf der Teile das Gehirn und namentlich die Großhirnrinde eine immer größere Überlegenheit gewinnen, die allerdings dereinst einem für den übrigen Organismus schädlichen Raubsystem gleichkommen kann.

Hier, in dieser bisher doch ganz natürlichen Entwickelung liegt die eigentliche Quelle der vergrößerten individuellen Anpassungsbreite, der spezifisch menschlichen Genialität und der zahllosen Verfeinerungen unserer Sinne und Triebe, überhaupt aller Lebensäußerungen, welche wesentlich von den Gehirnzentren abhängen. Wir haben nun die Grundlagen für etwas ganz Neues: für die nahezu unbeschränkte Verknüpfung von

Bildern und Merksystemen zu neuen Gedankenreihen und Gefühlen. Wie etwa ein verschollener Pithekanthropos sich in dieser Hinsicht verhalten habe, das wissen wir nicht — jedenfalls ist auch unter den lebenden Menschen die Fähigkeit zur Genialität, durch welche wir uns von den Tieren unterscheiden, in so zahlreichen Abstufungen vertreten, daß man bei manchen Prachtexemplaren unserer Spezies mit einigem Rechte von zoologischen Titulaturen in absteigender Linie Gebrauch machen kann. Ein kleines Bischen genial ist am Ende jeder, wenn auch nur in der Erfindung von Bosheiten und kleinlichen Vorteilen. Es gibt sogar geniale Spitzbuben. Vielleicht könnte man sagen: „Wer nicht selbst im vornehmeren Sinne des Wortes genial sein kann, auch nicht das Talent hat, die vornehme Genialität seiner Mitmenschen zu begreifen, ihre neuen Gedanken nachzudenken, ihre verfeinerten Empfindungen nachzufühlen, — dem fehlt das punctum saliens, und er möge sich zwar des Genusses der allgemeinen Menschen- und Wahlrechte erfreuen, sonst aber sich möglichst bescheiden und ruhig verhalten."

Es ist einleuchtend, daß man sich die Genialität vom Menschengeschlecht nicht getrennt denken kann, ohne ihm alle und jede Vervollkommnung abzusprechen. Die Vervollkommnung selbst müßte etwas Krankhaftes sein, wenn wir das Geniale als Degenerationszeichen brandmarken wollten; ja, wenn wir uns in die vorhistorischen Zeiten der Menschwerdung zurückdenken, so müßten uns dann die ersten Bildner der Sprache und die ersten Erfinder primitiver Werkzeuge und Gefäße, die gewiß sehr „genial" waren, als krankhafte Auswüchse, als Entartete erscheinen. Aber nein, die großen Genialen aller Zeiten sind nicht nur die Wohlthäter der Menschheit, sie sind nicht nur die Fühlhörner, welche die Natur in den Stunden göttlicher Laune ausgestreckt hat,

sondern sie sind auch Beweise übersprudelnder Gesundheit, vorwärts drängender Kraft, besonders glücklicher energetischer Epigenesis; Goethe würde vielleicht sagen „ewiger Entelechie."

Wenn wir einen flachen Stein recht flach auf die spiegelnde Wasserfläche werfen, so springt er flitschend drei-, viermal hoch, um zuletzt ermattet zu versinken. Denken wir uns nun, daß das Steinchen nicht bloß von fremder Kraft bewegt sei, sondern die Gabe habe, fortwährend Energieen aus Luft und Wasser an sich zu reißen und dadurch seine Flug- und Sprungkraft zu mehren, so hätten wir die energetische Epigenesis in einem einfachsten materiellen System. Dank seiner Selbstkraftversorgung würde nun das Steinchen hundert- oder tausendmal springen und weiterhüpfen können. Aber es ist das Schicksal aller Systeme, daß sie „alt" werden; von der Energie, die sie an sich reißen, bleibt ein verhältnismäßig immer größerer Teil „gebunden", der Prozentsatz der funktionell verfügbaren Energie oder Spannkraft wird immer geringer, zuletzt reicht diese nicht mehr aus, das System „lebendig" zu erhalten und alle gebundene Energie, die noch in ihm wohnt, kann es nicht vor dem Tode schützen; — was übrigens nicht hindert, daß die ganze Reihe der Lebenssysteme vermöge der Fortpflanzung oder Wiedergeburt dennoch ein bedingtes perpetuum mobile bildet. Die Summe der das energetische Gleichgewicht erhaltenden Faktoren eines materiellen (gleichviel ob belebten oder unbelebten) Systems wollen wir seine Entropie nennen.

Nun, Goethe — der Alt- wie der Jungmeister — hatte eine unerhört prächtige Epigenesis und eine kolossale Entropie. Wer länger als acht Jahrzehnte in solcher Geistesfrische denkt und fühlt und schafft, wer sein Steinchen wohlgemut durch drei Generationen hüpfen läßt und noch in seinen

Johannistrieben die Jüngsten überholt und übertrumpft, — der ist kein kranker Mann! Immer neue Energiemassen nimmt er in sich auf und läßt sie auf die erstaunte Mitwelt zurückstrahlen; stürmisch im Anfang, unnahbar würdevoll gegen das Ende, aber immer der treffsichere Olympier. Sein Steinchen wird zum glänzenden Meteor, das bei seiner Springflucht über die Lebensfluten in immer neuem Farbenspiel aufleuchtet. „Greift nur hinein in's volle Goetheleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Aber am staunenswertesten erscheint mir seine psychische Entropie; hier ist bis zuletzt alles Thatkraft, Arbeit, Gestaltungsfreudigkeit. Andre, die mit langlebiger Epigenesis und leidlich anständigen Regenerationen gesegnet sind, hören ja wohl auch nicht auf, frisch und jugendlich zu denken und zu fühlen, — aber wo bleibt die Arbeitskraft, die eigentliche Kinetik, die starke Brücke zwischen dem Sensiblen und dem Motorischen? Nur sein Herz scheint, da es mehr als drei Milliardenmal geschlagen hatte, dem Gesetze der abnehmenden Entropie erlegen zu sein, nicht sein Geist! Woher hatte der Herrliche, der doch wahrlich in seiner Jugend kein Knauser gewesen, dieses phänomenale Aushalten im Feuer, wenn es nicht in einer fast übermenschlichen Gesundheitsanlage beschlossen war?

Was wollen nun gegen solche Ausrüstung die kleinen, angeblich psychopathischen Scherze besagen, mit denen er im Laufe seines thatenreichen Lebens sich — wie man so gerne sagt — „belastete"; — die paar zerbrochenen Gläser und Spiegel, die paar Visionen und Sonderbarkeiten, seine vorübergehenden Zornausbrüche und Verstimmungen, Dinge, die doch jeder normale Kraftmensch an sich erfährt! Über Heinrich Kleist sagte er: „Sein Hypochonder ist zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde." Das „sein" ist hier ausgezeichnet. Jeder Mensch hat wirklich seinen Hypo-

chonder, *seinen* Sanguiniker u. s. w. *in sich*, wenn auch nur embryonal und latent. Es gibt keine Art von Erregung oder Depression, die nicht normalmenschlich wäre und gelegentlich in einer die Lebenshaltung störenden Form auch bei den Gesundesten hervortreten könnte. Wird aber das Übermaß stets zur rechten Zeit beherrscht, und tritt immer wieder, vielleicht gar bis in ein hohes Alter, das geistige Gleichgewicht ein, so kann von „Pathologischem" nicht die Rede sein. Bei *Goethe* aber verschwindet das Unbekömmliche geradezu gegenüber der Fülle des kraftvoll Gesunden.

Ganz und gar hinfällig ist der Anwurf, daß seine reizvollsten Poesien „*ohne Bewußtsein*" zu Stande gekommen, daher mit dem Stigma der Halluzination behaftet seien. Wer in der unbewußten Denkarbeit etwas Krankhaftes erblicken kann, dem ist selber noch nichts Gescheidtes eingefallen, oder er ist ein sehr schlechter Selbstbeobachter. Es gibt überhaupt keinen genialen Einfall, der nicht in irgend einem Stadium seines Werdens erst über *die Schwelle* des Bewußtseins getreten wäre. Alles, was wir denken, wird im verborgenen Gemerk mindestens vorbereitet, und das, was wir Bewußtsein nennen, ist vielmehr nur eine eigenartige, oft recht komplizierte Form innerer *Wahrnehmung*. Von dem Augenblicke an, wo ein Gedankengang Gegenstand dieser Wahrnehmung geworden ist, sind wir leicht geneigt, die letztere selbst für die schöpferische Kraft zu halten, während sie in Wirklichkeit, ebenso wie das Hinzukommen aktueller peripherer Wahrnehmungen, nur Begleiterscheinung ist.

Daß Goethe in seinen Dichtungen, namentlich den dramatischen, mit einer gewissen Vorliebe *psychopathische Charaktere* vorführt, ist richtig. Aber ich finde, daß dies lediglich seinem Bedürfnis nach natürlicher Erklärung entspringt, daß hier der grübelnde Arzt in ihm sich mächtiger

regte, als es für den Dichter gut war. Denn mit der Einführung der Krankheit als bestimmenden Fatums verliert die Leidenschaft aus guten wie schlechten Motiven ihre Bühnenwirkung. Schiller hat dies als überlegener Regisseur klar erkannt und rücksichtslos durchgeführt: er machte die Kränksten gesund, um sie dramatisch wirkungsvoller in's Verderben rennen zu lassen. Auch das Stiergefecht wäre reizlos mit kranken Ochsen. Wollte man Goethe wegen seines Interesses an pathologischen Seelenzuständen selber als Psychopathen hinstellen, so müßten alle Irrenärzte der Welt für geisteskrank erklärt werden.

Man hat wohl gar behauptet, er selber sei „erblich belastet" gewesen. Wäre das wahr (was kein Mensch erweisen kann), so hätten wir in ihm nicht bloß den großen Dichter und Denker, den Philosophen und Naturforscher, sondern zugleich einen glänzenden Zeugen erblicher Entlastung zu bewundern. Von welchem oder welchen seiner Vorfahren er auch die sieghafte Kraft geerbt — wir wollen sie lobpreisen die namenlosen Ahnen, die uns diesen Deutschen erschauen ließen, und lobpreisen auch den herrlichen Augenblick, wo der neugeborne kleine Johann Wolfgang, den man schon für tot hielt, nach langen Sekunden banger Erwartung den Schrei von sich gab:

„Hier bin ich, hier bleib' ich! Wärmt mich und gebt mir zu trinken!"

Anfang August 1899.

Münchens Protest gegen die Lex Heinze.

Die vorgeschlagene sogenannte lex Heinze ist verwerflich:

1. weil sie die Kunst und das Schrifttum mit Faustschlägen und Fußangeln bedroht, indem sie dem künstlerischen und literarischen Schaffen die unerläßlichen Voraussetzungen — Freiheit und Freudigkeit — nehmen will;
2. weil sie geeignet ist, das auf seine geistige Mündigkeit stolze Deutsche Volk vor sich selbst und vor dem Auslande, wo derartige Attentate auf die geistige Freiheit unbekannt sind, in der empfindlichsten Weise zu demütigen;
3. weil durch mehrere Bestimmungen dieses Gesetzentwurfs die geheime Unsittlichkeit gefördert und die Rechtspflege zum Büttel einer reaktionären, lichtscheuen und heimtückischen Parteipolitik herabgewürdigt wird;
4. weil mit jenen Bestimmungen der Geist der Unnatur, der Heuchelei und des Denunziantentums seinen offiziellen Einzug in die deutsche Gesetzgebung halten und unseren Idealismus schwer verwunden, Treue und Glauben vergiften würde;
5. endlich, weil unser München unter der Herrschaft eines solchen Gesetzes bald aufhören würde, ein Mittelpunkt des künstlerischen und geistigen Lebens, — überhaupt „München" zu sein.

Die Versammlung erwartet daher, daß der Reichstag wie der Bundesrat dieses volks- und kunstfeindliche, namentlich dem süddeutschen und bayerischen Wesen tief verhaßte Lügengesetz mit der ihm gebührenden Brandmarkung für immer von der Bildfläche der Reichsgesetzgebung verschwinden lassen werden.

— — — — — Die überwältigende, einmütige Zustimmung dieser prächtigen Versammlung zu unserem Protest wird nicht verfehlen, in Berlin Eindruck zu machen. Mag es

nun kommen, wie es mag: Wir halten treu und fest zusammen, München wird seinen Mann stellen. Aber gestatten Sie mir noch ein kurzes Schlußwort. Als ich jung war, da erfüllte uns die Sehnsucht nach einem einigen, starken Deutschland als eine fast aussichtslose Hoffnung. Damals sahen wir am politischen Himmel nur die eine schwarze Wolke des Bundestags. Erst seit der Gründung des Reichs stellte sich ganz anders geartetes schwarzes Gewölk ein, wir kennen es hier aus nächster Nähe. Aber so schwarz es auch in unserer Umgebung aussieht, — wenn wir recht schwarz sehen wollen, müssen wir nach Berlin schauen! Es ist ein böses Wort, das ich jetzt sagen will, aber es muß doch endlich einmal gesagt sein, und ich spreche es aus, gerade weil ich nicht auf dem politischen Standpunkt meines Nachbars zur Rechten (Herr v. Vollmar) stehe. Ein altes Scherzwort heißt: Was nützt den Soldaten der Mantel, wenn er nicht gerollt ist; nun, was nützt uns Deutschen das Reich, wenn es nicht die Ideale des deutschen Volkes hochhält? (Langandauernder, stürmischer Beifall.) Ich habe diese Worte gesprochen, weil ich ein treuer Freund des Reiches bin; man soll in Berlin wissen, wie empfindlich gerade die Anhänger des Reichs durch solche Verkehrtheiten berührt werden. Aber wir wollen diese herrliche Versammlung nicht mit einem Pereat, so sehr auch der Gegenstand der Debatte es verdient, schließen, sondern mit einem kräftigen, dreifachen Hoch auf die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft, auf die Freiheit des gesprochenen und geschriebenen Wortes!

(Von der ersten Münchener Protestversammlung gegen die Lex Heinze, 8. März 1900.)

Münchener!

Heinzefrohe Bewohner dieser Kunst-Metropole!

Heil wird Euch widerfahren: Am 26. März wird aus der herrlichen Heinzestadt Berlin der berühmte Vater bez. Pate der Lex Heinze

Herr Reichstagsabgeordneter **Roeren**

hier ankommen, um uns über die göttlichen Eigenschaften seines Säuglings die Augen zu öffnen. Die Pflicht der tiefsten Dankbarkeit für dieses Göttergeschenk müßte uns zu einer außerordentlichen Ehrung dieses hervorragenden Mannes antreiben, aber es bedarf solcher Begründung gottlob nicht: alle Herzen schlagen Ihm, dem Napoleon unter den Nuditätenjägern, so leidenschaftlich entgegen, daß das bloße Wort „Roeren" hinreicht, um ganz München auf den Kopf zu stellen, die Isar vor Freude austreten und die gesamte akademische Jugend Salamander reiben zu lassen.

Die durch ihre Roerenfreundlichkeit sattsam bekannte Unterzeichnete hält es daher für eine Ehrensache, hiermit zur Bildung eines Festcomités einzuladen. Als Programm wird einstweilen folgender Entwurf der Diskussion unterstellt:

1. Beflaggung der ganzen Residenz und der Vorstädte Feldmoching, Garching und Trudering mit Feigenblättern.

2. Bekleidung aller nackten Wände mit Feigenblättern. Die Feigenblätter der Glyptothek werden für diesen Tag frei, da sämtliche Statuen, ebenso wie das Brunnenbuberl zu Ehren des Herrn Roeren vollständige Anzüge erhalten.
3. Empfang des Herrn Roeren am Bahnhof durch 200,000 weiß angestrichene Jungfrauen älterer Jahrgänge in Glacéhandschuhen und Nasenfutteralen.
4. Einzug in die reichbeflaggte Stadt unter Böllerschüssen und unter Absingung des Nuditätenmarsches „Der Roeren kommt, der Roeren kommt, der Roeren ist schon da!"
5. Sämtliche Kunst- und Buchhandlungen erscheinen in Trauerflor; in den Cafehäusern darf nur Feigencafé verabreicht werden; auf dem Platzl finden den ganzen Tag über Verbrennungen von nackten Thatsachen, nackten Wahrheiten ꝛc. statt. Die verehrl. Herren Wirte werden darauf aufmerksam gemacht, daß an diesem Tage nackte Würsteln aller Art strenge verboten sind und zum besten des hl. Roerenfonds (Bekleidung nackter Maikäfer) konfisziert werden!
6. Großes Preis-Wett-Nuditäten-Schnüffeln auf der Oktoberfestwiese. Schnüffelziel: ein nackter Frosch, der um Mitternacht von einem vereideten Comité vergraben wird. (Der Pelz der Bavaria wird vervollständigt.)
7. Redeschlacht. Themata u. a.: „Keine Flotte ohne Verdummung;" — „Über den Zusammenhang zwischen Fleischabtötung und Ketzerverbrennung;" — „Wenn ein kleiner Buchhändler wegen der Vorderansicht einer Venus sechs Monate bekommen kann, wieviel verdient dann ein Pfarrer Moosauer?" — „Warum sind unter allen Völkern des Erdballs allein die Deutschen für das Roerensystem geeignet?" U. s. w.

Dies nur ſo das Allernotwendigſte. Zur Bildung eines Ehren-Roeren-Comités wird noch eine beſondere Verſammlung in einem der größten Säle Münchens ausgeſchrieben werden. Für die Sitze der verehrl. Denunzianten wird beſondere Vorſorge getroffen werden. Die Unterzeichnete veranſtaltet eine beſondere Feigenblatt-Nummer.

Die Redaktion der „Jugend“.

Die Protestversammlung des Goethe-Bundes

in München am 7. April 1900.

Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, Sie alle im Namen des jungen Goethe-Bundes herzlich willkommen zu heißen. Dann aber habe ich sofort eine Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen, indem ich unseren verehrten Freunden und Gesinnungsgenossen, die zum Teil aus weiter Ferne zu dieser Versammlung herbeigeeilt sind, den aufrichtigen Dank ausspreche und sie herzlichst begrüße. (Bravo.) Es sind die Träger der in deutschen Landen wohlbekannten und geliebten Namen: Hermann Sudermann (Stürmischer Beifall), Ernst Müller-Meiningen (Stürmisches Bravo), und Deinhard-Deidesheim (Lebhaftes Bravo). Meine Herren! Seit dem Entrüstungsmeeting, das wir vor vier Wochen abhielten, hat sich die Lage wesentlich verändert. Unser Protest ist zwar von dem Reichstagspräsidium formell abgelehnt worden, trotzdem hat er aber in die Reihen unserer Gegner, auch im Reichstage selbst, eingeschlagen wie eine Bombe, und Dank dem einmütigen Vorgehen aller Freunde geistiger Freiheit ist es so weit gekommen, daß anscheinend die Regierungen selber keine rechte Freude mehr an der Lex Heinze haben —, auch die kgl. bayerische Regierung nicht (Bravo und Gelächter), die vielleicht gerne etwas darum gäbe,

wenn ſie unſer ſchönes bayeriſches Blau in dieſem Falle nicht allzuſehr mit dem ausgiebigeren Berliner Blau vermiſcht hätte! (Lebhaftes Bravo.) Aber der Drache lebt noch im Sumpf, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein moderner heiliger Georg ihn mit einem einzigen Stich, einem einzigen Schwertſtreich unſchädlich machen wird. Meine verehrten Freunde! Zwei Welten ſind es, die ſich heute ſchroff, ſchroffer als je, gegenüberſtehen: auf der einen Seite der ehrliche deutſche Michel und hinter ihm alles, was auf den freien deutſchen Geiſt eingeſchworen iſt und an die eigentliche göttliche Heilkraft des menſchlichen Herzens glaubt (Lebhaftes Bravo); — auf der anderen Seite ein finſterer Geſelle, in dem wir trotz des modernen Fracks den alten Großinquiſitor wieder erkennen. (Stürmiſcher Beifall.) Er haßt heute gerade ſo wie vor Jahrhunderten den freien Geiſt, die freie Forſchung, das freie Wort und Bekenntnis, und namentlich den deutſchen Geiſt. Er will uns zwingen und beherrſchen, er will uns die Sitte vorſchreiben und will alles als unſittlich beſtrafen, was nicht in ſeinen Kram paßt! (Sehr richtig!) Ja, ſtrafen und züchtigen will er, der freche Kerl! (Bravo!) Aber wir, die hinter dem deutſchen Michel ſtehen, wollen und werden uns das nicht gefallen laſſen! (Stürmiſcher, anhaltender Beifall.) Wenn ich vom Großinquiſitor im Frack und Glacéhandſchuhen ſpreche, ſo übertreibe ich nicht! Die Inquiſition hat ſich immer nach der Decke geſtreckt. In den Zeiten, wo man die Leiber verbrannte, um die Geiſter zu knebeln, in jenen Zeiten hat ſich die Inquiſition mit ſolchen Dummheiten und Kleinlichkeiten wie die Paragraphen 184a und b nicht abgegeben! Heute probiert man zuerſt mit der Fleiſchabtötung in effigie (Große Heiterkeit) und mit Gefängnisſtrafen. Glauben Sie aber doch ja nicht, daß die Herren Roeren, Gröber und Stöcker (Pfuirufe) — ich bin noch nicht fertig —, daß ſich

diese Herren nicht daran gewöhnen könnten, einige oder alle von uns hier schmoren zu sehen! (Sehr wahr!) Es hat zu allen Zeiten und wird zu allen Zeiten Leute geben, die den Gestank des Scheiterhaufens für Wohlgeruch halten; wenn es einmal wieder so weit kommen sollte, woran wir heute nicht glauben wollen, daß die Ketzer wieder leiblich verbrannt werden dürfen, dann geniert auch das Nackte nicht mehr, im Gegenteil, wenn das Nackte schmort, angeblich in majorem Dei gloriam, dann ist es nicht mehr unsittlich! (Bravo.) Jeder Fanatiker des Konfessionalismus hat im tiefsten Grunde seiner finsteren Phantasie eine kleine, wenn auch ganz kleine Fackel, womit man Scheiterhaufen anzünden könnte, oder sonstige Folterwerkzeuge. Auch die protestantischen Mucker schwärmen im geheimen für Scheiterhaufen, ich erinnere Sie nur an jenen Scheiterhaufen, den Herr Stöcker um den Fürsten Bismarck errichten wollte! (Anhaltendes Bravo.) Meine Herren, wir wollen und können ihnen diese grausamen Bilder der Herrschsucht nicht rauben. Mögen sie auch ihre unnatürliche, ungerechte, lüstern-verzwickte Moraltheologie mit den zahllosen Todsünden und Absolutionen für sich behalten — aber die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, welche gleichbedeutend ist mit Gewissensfreiheit und religiöser Toleranz, die sollen sie uns nicht antasten! (Stürmisches Bravo.) Wir wollen unsere Gegner nicht zwingen, etwas wie Kunst und Wissenschaft zu respektieren oder gar zu besitzen (Heiterkeit), aber wir wollen unseren Besitz, das höchste Kleinod der deutschen Nation, unser freies deutsches Herz und unsere deutsche Geisteskultur nicht verderben und uns nicht verekeln lassen! (Lebhaftes Bravo.) Also, deutsche Männer, seien wir auf der Hut! Die Feinde der Freiheit sind stark durch Fanatismus und Beharrlichkeit, sie sind uns sogar überlegen durch geheime Einflüsse und Organisationen, uns, die wir das Licht des Tages

nicht ſcheuen wollen und können. Dennoch werden wir ſiegen — werden immer und immer wieder ſiegen, wenn wir einig und kampfbereit ſind. Ein Goethe'ſches Wort ſoll uns zum Geleit dienen: „Freiheit erwacht in jeder Bruſt, Wir proteſtieren All' mit Luſt!" Darum ſchließen wir uns alle eng zuſammen im Goethe-Bund! (Brauſende Beifalls- und Bravorufe).

Es iſt wiederholt und auch von Profeſſor Weltrich bemerkt worden, daß unſere Gegner uns Mangel an Religion vorwerfen, da will ich ihnen ein Wort ins Gedächtnis rufen, welches Goethe gerade über dieſen Punkt geſchrieben hat und das zum Teil heute ſchon zitiert wurde. Es lautet: „Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, hat auch Religion; wer jene beiden nicht beſitzt, der habe Religion!" Im Reichstag und auch ſonſt iſt mir wiederholt ein Vorwurf gemacht worden aus den Worten, die ich beim Schluß der Verſammlung am 7. März geſprochen habe: „Was nutzt uns das Reich, wenn es die Ideale des deutſchen Volkes nicht hoch hält?" Ich kann trotz alledem jene Worte nicht zurücknehmen; aber ich bin gerne bereit Abbitte zu thun, wenn das Deutſche Reich die Ideale unſeres Volkes recht hoch, höher wie bisher halten wird! (Lange Bravos.) Ich bitte, Ihre Krüge zu erheben und mit mir auszurufen: Hoch lebe der Goethe-Bund, hoch lebe die Freiheit von Kunſt und Wiſſenſchaft!

Der Goethebund. I.

Die Gründung eines Goethebundes erfolgte zuerst in München, und zwar in unmittelbarem Anschluß an die erste Protestversammlung vom 7. März 1900 (Bürgerliches Bräuhaus). Wohl jedem Teilnehmer an jener denkwürdigen Versammlung mag schon während derselben der Gedanke gekommen sein, daß es gegenüber den mancherlei Bedrohungen der geistigen Freiheit mit einem einmaligen oder gelegentlich wiederholten öffentlichen Protest nicht sein Bewenden haben könne, daß vielmehr ein dauernder Zusammenschluß aller Freiheitliebenden in irgend einer Form wünschenswert sei. Schon in der Versammlung selbst gab Max Halbe diesem Gedanken unter allgemeiner lebhafter Zustimmung Ausdruck, und schon zwei Tage später versammelten sich die Veranstalter der Protestversammlung im Café Gisela, um der Anregung die That folgen zu lassen. Die Einigung auf den Namen Goethes — wobei man mehr an den Jungen, als an den Geheimrat dachte — erfolgte rasch und einmütig. Aber noch vor der Wahl von Vorsitzenden und der Anmeldung bei der Polizei erfolgte die Begrüßung der in Berlin zum Proteste gegen die lex Heinze einberufenen Versammlung:

„In München hat sich soeben ein „Goethebund zum Schutze freier Kunst und Wissenschaft" konstituiert, der dauernd und energisch alle die unerhörten Unterdrückungsversuche gegen den freien Geist bekämpfen wird, wie sie mit oder

ohne lex Heinze Tag für Tag gewagt werden. Der Bund soll sich auf volkstümlicher Grundlage über ganz Deutschland ausdehnen und die Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft, sowie alle Freunde einer freien Kulturentwicklung ohne Rücksicht auf Partei und Richtung umfassen. Der Goethebund vereinigt seinen Protest mit dem Ihren. Hoch freie Kunst und Wissenschaft!

„Eduard Bach, Max Bernstein, Michael Georg Conrad, Max Dauthendey, H. Döscher, Anton Dreßler, Max Eichler, Otto Falckenberg, Eduard Fuchs, Reinhold Geheeb, Leo Greiner, Max Halbe, Karl Henckell, Georg Hirth, Korfiz Holm, Fritz August v. Kaulbach, Berthold Kellermann, Franz v. Lenbach, Hermann v. Lingg, Professor Lipps, Alfred Oppenheim, Fritz v. Ostini, Bruno Paul, F. M. Prestele, v. Reznicek, M. E. Sachs, Georg Schaumberg, Julius Schaumberger, Wilhelm v. Scholz, Heinrich Schwartz, Edgar Steiger, Georg Stollberg, Franz Stuck, Ludwig Thoma, Eduard Thöny, Ludwig Thuille, Fritz v. Uhde, Leopold Weber, Frank Wedekind, Wilhelm Weigand, Rudolf Wilke, Richard Weinhöppel."

In der Folge konstituierte sich der Münchener Goethebund, indem er Paul Heyse zum Ehrenpräsidenten, Max Halbe, Fritz Aug. v. Kaulbach und Georg Hirth zu koordinierten Vorsitzenden, Max Döscher, Otto Falckenberg und Dr. G. Keyßner zu Schriftführern wählte und sich, unter Einreichung von Statuten, bei der Behörde als politischer Verein anmeldete. Die Statuten begegneten keiner wesentlichen Beanstandung.

Statuten des Münchner Goethebundes.

§ 1. Unter dem Namen „Goethebund zum Schutze freier Kunst und Wissenschaft" ist mit dem Sitze in München ein Verein begründet worden, welcher den Zweck befolgt, die

Freiheit der Kunst und Wissenschaft im Deutschen Reich gegen Angriffe jeder Art zu schützen.

§ 2. Die Erreichung des Vereinszweckes soll durch alle gesetzlich zulässigen Mittel angestrebt werden, insbesondere durch öffentliche Bekämpfung der vorkommenden Angriffe auf die Freiheit der Kunst und Wissenschaft (in Volksversammlungen u. s. w.), durch Publikationen, durch Organisation von Rechtsschutz, durch Petitionen, durch Maßnahmen gegen gesetzgeberische, richterliche oder verwaltungsrechtliche Angriffe auf die Freiheit der Kunst und Wissenschaft, durch Anregung zur Gründung ähnlicher Vereine in anderen Städten u. s. w.

§ 3. Mitglied des Goethebundes kann jeder unbescholtene, volljährige Mann werden. Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung beim Vorstand und Bezahlung des Mitgliedsbeitrages erworben. Der Austritt erfolgt durch schriftliche Erklärung an den Vorstand. Der Mitgliedsbeitrag ist auf jährlich eine Mark festgesetzt. Austretende Mitglieder haben keinen Anspruch auf das Vereinsvermögen.

§ 4. Organe des Vereins sind der Vorstand und die Mitgliederversammlung.

§ 5. a) Der Vorstand besteht aus drei einander koordinierten Vorsitzenden, von denen einer mit der Führung der Geschäfte betraut werden kann, zwei Schriftführern und einem Schatzmeister, er wird durch die Mitgliederversammlung auf die Dauer eines Jahres gewählt. Das erste Vereinsjahr endet mit 31. Dezember 1900.

b) Der Vorstand kann sich durch Kooptation beratender und stimmberechtigter Mitglieder ergänzen.

c) Die Beschlüsse des Vorstandes werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt.

d) Die drei Vorsitzenden vertreten den Verein nach innen gegenüber den Mitgliedern sowie nach außen gegenüber Dritten und insbesondere Behörden.
e) Neben dem Vorsitzenden hat für die Einnahmen der Mitgliedsbeiträge der Schatzmeister das Recht für die Vertretung des Vereins.
f) Im übrigen ist es Aufgabe des Vorstandes, unter der Leitung eines der Vorsitzenden die Geschäfte und Angelegenheiten des Vereins zu erledigen und, soweit erforderlich, unter den Angehörigen des Vorstandes zu verteilen. Der Vorstand ist berechtigt, nötigenfalls Hilfskräfte heranzuziehen.

§ 6. Die Mitgliederversammlung wird durch den Vorstand mittels Ausschreibung in der Zeitung berufen und geleitet. Dies hat jährlich mindestens ein Mal zu geschehen. Sie hat

a) den Vorstand zu wählen,
b) den Geschäftsbericht entgegen zu nehmen und dem Vorstand Entlastung zu erteilen,
c) über Änderungen der Satzungen zu beschließen,
d) über Auflösung des Vereins und im Falle der Auflösung des Vereins über die weitere Verwendung des Vereinsvermögens zu beschließen.

Die Beschlüsse der Mitgliederversammlung werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt.

* * *

Inzwischen wurde auch in Berlin rüstig gebaut. Es ist das Verdienst der Berliner, daß sie den Goethebund zuerst mit einer großartigen Versammlung in einem vornehmen Saale — demjenigen des Rathauses — und unter den Auspizien weithin strahlender Geistesgrößen inaugurierten. Wo ein Hermann Sudermann unter dem Ehrenvorsitze

eines Menzel und eines Mommsen öffentlich amtiert, da muß es einen guten Klang geben.

Der großen Berliner Versammlung folgte am 7. April die Münchener Constituante im großen Kindlkellersaal. Auch hier erschien Sudermann als Hauptredner, von Tausenden leidenschaftlich begrüßt, und es darf als ein ganz besonders freudiges Ereignis konstatiert werden, daß der deutsche Dichter mit dem scharfen ostpreußischen Accent hier mit einem Jubel sonder Gleichen akklamiert wurde, gerade, als ob man die nichtswürdige Nachrede von der Preußenfeindlichkeit Münchens hätte Lügen strafen wollen.

Dennoch ist gerade in der äußeren Physiognomie der beiden Versammlungen der tiefbegründete und darum berechtigte Unterschied zwischen dem Berliner und dem Münchener Goethebund offen zu Tage getreten. Gleichviel ob das Gefühl einer nach den Spitzen und höchsten Vertretungen des Reichs gerichteten Verantwortlichkeit oder die alteingesessene gesellschaftliche Würde die Veranlassung war, — die Berliner Versammlung war ernster, fast möchte ich sagen, offizieller, mit einem Stiche ins Geheimrätliche. Während wir in München unserem Auditorium mit erhobenem Steinkrug das akademische Prosit zurufen konnten und die ganze Versammlung mehr das Gepräge eines schwungvollen und begeisterten Festkommerses trug — eines gemütlichen Festkommerses im Gegensatz zu dem Entrüstungsmeeting vom 7. März, — war die Versammlung im Berliner Rathaus eine außerordentlich vornehme Sache. Man konnte auch aus den Berichten, sogar aus der herrlichen Rede Sudermanns, mit der dem Goethebunde klar und bedeutend Aufgabe und Ziel gewiesen wurden, deutlich herausfühlen, daß der teutonische Zorn mit der Anwesenheit von Rittern des Schwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite zu rechnen hatte.

Das soll beileibe keine Beeinträchtigung des Ruhmes unserer Berliner Brüder und Freunde bedeuten, im Gegenteil, es soll eben beweisen, daß der Goethebund keine Schablone verträgt, und daß, wenn wir hier in München den sozialdemokratischen Abgeordneten von Vollmar hören, den der Eine oder Andere sonst heftig bekämpft, und wenn wir hier bei unseren Versammlungen immer etwas wie den „Fall Lipps" riskieren — mit Freude und Stolz riskieren! — dies eben ausgeprägt süddeutsche Art ist, die wir uns, bei allem Respekt vor der norddeutschen, erhalten wollen. Wie ansteckend dieses bajuwarisch-schwäbisch-alemannische Ferment auch auf norddeutsche Gemüter wirkt, konnte man recht deutlich an dem Auftreten Sudermanns in unserer Münchener Goetheversammlung erkennen, wie hier seine Worte schon wesentlich feuriger und leidenschaftlicher gestimmt waren, als in der Berliner Rathausversammlung.

Also schon der Unterschied der landsmannschaftlichen, freilich auch vielfach in der politischen Entwicklung und in sozialen Schichtungen wurzelnden Temperamente zwingt uns, aus dem Goethebunde alles fernzuhalten, was früher oder später Uneinigkeit in die Reihen der Freiheitsfreunde bringen könnte. Aber eben so sehr müssen wir uns davor hüten, den Bund einzelnen künstlerischen Richtungen oder gar politischen und religiösen Glaubensbekenntnissen dienstbar zu machen. Auch der Sozialist und der Orthodoxe sind uns willkommen, so sie nur dem Grundsatze huldigen, daß ein Jeder nach seiner Façon selig werden und seinen Glauben in Gottes-, Staats- und Kunstfragen frei und öffentlich bekennen dürfe. Nicht im Festhalten an alten Glaubensartikeln, sondern in den unseligen Versuchen, auf andere einen Glaubenszwang auszuüben, erkennen wir die wahrhaft kulturfeindliche Inferiorität und Rückständigkeit. Was wir

an unseren Gegnern so scharf verurteilen, das ist nicht sowohl ihre Selbstbeschränkung auf einen engen Gesichtskreis und die Selbstkasteiung ihres eigenen Fleisches und Geistes, sondern ihr herrschsüchtiges Bestreben, auch uns Freie in den Bannkreis ihrer Anschauungen und Maximen hineinzuzwängen und unsere Weigerung, unser Widerstreben mit weltlichen Strafen zu ahnden.

Wenn ich also, wie es gewünscht ward, meine persönliche Ansicht über unser ferneres Zusammenleben und Vertragen im Goethebund in einige kurze Sätze fassen soll, so sind es die folgenden:

1) Der Goethebund sei und bleibe ein möglichst ideales Band aller Freunde der Geistes- und Gewissensfreiheit und ungefesselter ungestrafter Forschung und Kunst.

2) Der Goethebund halte sich fern von der Förderung oder Bekämpfung besonderer politischer, sozialer, wissenschaftlicher, religiöser und künstlerischer Richtungen; wo er sich gegenüber unberechtigten Angriffen auf die geistige Freiheit in der Lage der Ab- oder Notwehr befindet, da beschränke er sich darauf, die Fallibilität der Gegner aufzudecken, ihre Waffen stumpf zu machen; aber er hüte sich davor, selber in den Fehler der Gegner zu verfallen und das Gesetz zu ihrer Bestrafung oder Vernichtung anzurufen. Er hüte sich davor, die Geschäfte politischer Parteien oder irgend eines Konfessionalismus zu machen.

3) Der Goethebund vermeide eine straffe Organisation oder gar Zentralisation nach politischen oder künstlerischen Rücksichten. Der Verkehr unter den einzelnen Lokalverbänden sei ein durchaus freier, freundschaftlicher, — deutscher! Hüten wir uns in dieser heiligen Sache davor, einer anderen Stimme als der unseres edlen, freien, deutschen

Herzens zu folgen, und verbannen wir vor Allem aus dem Goethebunde alle und jegliche Streberei, Rechthaberei und Autoritätshascherei. Wo auch immer wir uns begegnen mögen, im Salon oder auf Kongressen, im Eisenbahn-Coupee oder auf sonnigen Bergeshöhen, so genüge das Wort „Goethebund", es genüge ein deutscher Händedruck, ein frohes Aufleuchten der Augen, um unsere Herzen froh zusammenzustimmen.

4) So, wenn wir uns vor Übergriffen in das Getriebe der Glaubensrichtungen und der politischen Parteien in Acht nehmen und nicht nur die berechtigten Freiheitsinteressen jedes Einzelnen unter uns, sondern auch diejenigen unserer Gegner anerkennen, — so wird es ein Leichtes sein, zwischen dem Kleingetriebe des öffentlichen Lebens, das unsern Bund nicht kümmern soll, und den ernsten Gelegenheiten zu unterscheiden, wo wir mit unserer ganzen Kraft und Begeisterung, ja mit unserem ganzen teutonischen Zorn auf dem Kampfplatz erscheinen müssen, um, wenn nötig, einen an Zahl der Normalmenschen tausendmal überlegenen Gegner über den Haufen zu werfen. Aber auch hierbei seien wir menschlich: Unschädlich machen den bösen Geist, der Freiheit eine Gasse, — nicht töten, nicht verbrennen, nicht einmal der Freiheit berauben!

5) Und haben wir Vertrauen zueinander! Glauben wir an den göttlichen Funken in unserem Herzen, und daß in der Religion der Freiheit für alle Bekenntnisse Raum ist. Sehen wir nicht so sehr auf die Charge, die wir im Leben bekleiden, nicht so sehr auf die Mitgliedskarte und den Geleitbrief des Bundeskassiers, als vielmehr darauf, daß wir jederzeit und an jedem Orte — auch in der Stunde des Abschieds von diesem wunderbaren Leben — ehrlich von uns sagen können:

„..... außerdem stehe ich fest und treu im Goethebund".

1. Mai 1900.

Goethebund. II.

Er ist eigentümlich deutsch. Nur auf dem breiten und tiefen Grunde deutschen Geisteslebens konnte der Gedanke an eine Phalanx aller Schwärmer für die Freiheit des Schönen und Wahren entstehen. Indem man dabei alle Schranken der politischen Fraktion und des religiösen Bekenntnisses übersprang, machte man ein rein ideales Band zu einer Realität ohne Gleichen in der Kulturgeschichte, — ohne Gleichen, weil alle vorausgegangenen Bewegungen sich entweder auf die Staatsform oder auf die Kirche oder auf wirtschaftliche Interessen bezogen haben. Eine öffentliche Auflehnung der Schönheit gegen die Häßlichkeit. Es kann allerdings fraglich erscheinen, ob der deutsche Verstand sich so stark erweisen wird, um diese aus der vornehmsten Intuition erwachsene Errungenschaft festzuhalten; denn auch das ist leider deutsche Art, daß die Begeisterung für die Einigkeit leicht erkaltet und sich an trennenden Rechthabereien zersplittert.

Aber wir haben es doch erlebt dieses herrliche gemeinsame Aufwallen des Zornes, und wir werden es nicht vergessen. Auch wenn der Fraktionsgeist und die Rücksichtsmeierei wieder in ihr altes deutsches Erbrecht eintreten sollten, wird die Erinnerung bestehen bleiben, daß sich einmal in der Stunde der Gefahr alle Freiheitatmenden brüderlich die Hand gereicht

haben. Und auch die Gegner, die Anbeter der irdischen Fleischabtötung und des haßerfüllten Konfessionalismus, werden es nicht vergessen, daß der deutsche Idealismus eine starke Potenz geworden ist, zu deren kräftiger Entladung nur ein äußerlicher Anstoß erforderlich ist.

Indessen — muß denn die körperhaft gewordene Einmütigkeit wieder zerrinnen, wenn das Gespenst der lex Heinze in der Versenkung verschwinden sollte? Wäre es nicht rätlich und möglich, dem Bunde neue positive Aufgaben zu stellen, Aufgaben der allgemeinen Aufklärung über Recht auf geistige Freiheit und die Pflicht zu ihrer Erhaltung? Haben wir wirklich schon genug gethan, wenn wir einen so blöden und grobklotzigen Angriff, wie die §§ 184 a und b zu nichte machen? Haben wir nicht vielmehr die Pflicht, den Spieß umzukehren und nun erst recht auf die volkstümlichste Ausbreitung künstlerischer Anschauungen hinzuwirken? Können wir nicht, ohne den Einzelnen in seiner Fraktionsseligkeit zu beengen, gewisse ideale Freiheitsfragen gemeinsam in Angriff nehmen, eine Zentralstelle zur Auskunfterteilung über alle einschlägigen Eseleien der Gegner oder dergleichen errichten?

Kurzsichtige soidisant-Politiker haben die teutonische Art unseres Ansturms gegen die Lex Heinze getadelt. Kinderei! Man frage sich nur, ob die Savonarola, Huß und Giordano Bruno verbrannt worden wären, wenn ein — Goethebund sich für sie erhoben hätte! Denn wahrlich, an Goetheschem Geist hat es zu keiner Zeit gefehlt! Das ist eben das Schöne und Göttliche dieser Tage, daß endlich auch Jene, die in der Regel nur „bilden", aber nicht „reden" — die Künstler und Dichter, die Geistreichen aller Grade — den Mut des Protestierens gefaßt haben. Und an Stoff zum Protestieren wird es uns nicht fehlen — dafür werden die Herrschaften in Berlin und Rom schon sorgen! Denn wirklich, wir leben im Zeichen

des Krebses, und der Protestantismus ist stellenweise so heruntergekommen, daß er sich zum freiwilligen Stiefelputzer römischer Schwarzkünstler hergeben konnte, — nicht bedenkend, daß dasselbe Rom mit virtuoser Überlegenheit heute kanonisiert, was es gestern mit dem Bannfluche belegt hat. Du aber, deutscher Aar, vergiß nicht, daß Du ein Beherrscher freier Höhen, aber kein krebsendes Schlammtier sein sollst. Aut sis, aut non sis!

Mitte April 1900.

Mommsen's Traum.

Theodor Mommsen hat in der „Deutschen Revue" seine Ansicht über Aufgaben und Aussichten des Goethebundes gesagt; er hat an die kulturfeindliche Reichstagsmajorität erinnert und es beklagt, daß unsere Litteraten und Künstler hinsichtlich der Beteiligung an der Politik vielfach sich verhalten wie die Frauen; er fordert alle Lässigen, die an jener unseligen Majorität eine Schuld mittragen, auf, bei den Reichstagswahlen ihre Stimmen nur solchen Kandidaten zu geben, die sich verpflichtet haben, unter dem Zeichen Goethe's die deutsche Kultur zu achten und zu schützen.

„Ob nun aber" — so sagt der große Gelehrte weiter — „für den Goethe-Bund Aussicht ist auf eine unmittelbare und erfolgreiche Thätigkeit, ist eine andere Frage. Daß die Lex Heinze wieder auferstehen wird, ist außer Frage; das Unkraut ist gekappt, aber nicht entwurzelt, und diejenigen, die es in den deutschen Boden gepflanzt haben, melden sich schon zur weiteren Ausbildung ihres zur Zeit impotenten Homunkulus. Kehrt das Gesetz in der einen oder der andern Form wieder, so wird auch der Widerstand sich erneuern; ob auch diejenige Energie des Widerstandes, an der das Gesetz diesmal gescheitert ist, ist minder gewiß. „Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpöckelt auf einige Jahre." Soll die Glut dereinst wieder zu heller Lohe entfacht werden, so

wäre es wohl zu wünschen, daß sie nicht inzwischen verglimme. Ich habe mich manchmal gefragt, ob es nicht möglich wäre, ein periodisches Blatt zu gründen zur Bewahrung dieses Feuers, eine Zeitschrift, in der namhafte Dichter und Schriftsteller, hervorragende Künstler von Woche zu Woche dem deutschen Publikum zeigten, daß auch wir Epigonen des großen Namens, den wir führen, nicht unwert geworden sind, und daß, wie unseres Bodens Blumen von Jahr zu Jahr sich erneuern, so auch wir unserer Nation stetig frische und schöne Kunstblüten zu bieten vermögen; weiter aber von Woche zu Woche dem Publikum zeigten, was in den trüben Hinterwinkeln an Verungeistigung geleistet und meist durch seine Obskurität vor der entsprechenden Verachtung geschützt wird. Dazu gehören Führer und Mittel und vor Allem Mut und Jugend. Ich habe beides nicht, und es ist dies vielleicht ein Traumbild. Aber wir leben perhaps to dream, und auch ein alter Mann darf ja wohl noch träumen!"

Es ist der Lieblingstraum aller Mitteilsamen. Auch ich habe derlei geträumt, und zwar lange Zeit bevor der Goethebund gegründet ward. Und der Gedankenblässe Feind, der ich nun einmal bin, hab' ich sogar versucht, meinen Traum zu verwirklichen, indem ich 1895 die „Jugend" in's Leben rief. Den Namen wählte ich, weil der Jugend die Zukunft gehört; sonst war mein Programm — Freiheit! Und siehe da kamen sie, die ewig Jungen, die Berühmten und Neuen, und wir konnten seitdem unseren Freunden allwöchentlich ein kräftig duftend Sträußlein urwüchsiger Kleinkunst in Wort und Bild vorsetzen. Und wir alle sind in diesen fünf Jahren mindestens um zehn jünger geworden. Denn wer die „Jugend" macht oder genießt, wird nolens volens jünger. An „Mut und Jugend" also hat es uns nicht gefehlt; von den „Mitteln", der unvermeidlichen Affenschande aller idealen

Unternehmungen, will ich hier lieber schweigen; bleiben noch die „Führer", die wir alle nie werden möchten, denn der Vorkämpfer freier Gedanken muß frei bleiben, nach Oben wie nach Unten, und der Leithammel gehört bekanntlich zu den unfreiesten Geschöpfen der Welt.

Wer aber nun glaubte, ich wolle meine „Jugend" dem verehrlichen deutschen Publiko als separates Kunst- und Literaturgärtchen des „Goethebundes" empfehlen, der hätte sehr geirrt. Im Gegenteil, ich hege die Ansicht, daß jede derartige Monopolgärtnerei nicht nur lästig und langweilig, sondern auch schädlich sein würde. Der Goethebund ist eine über alles Deutschtum sich mächtig ausbreitende und aus dem ganzen Wesen des deutschen Geistes sich rekrutierende Macht, eine Art Landsturm in Augenblicken der Gefahr, sonst aber möge er sein Pulver trocken halten und Jeden seine eigenen Wege gehen lassen. Unsere Blumenbeete brauchen keine Hofgärtner. Wir alle lieben die Freiheit, Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften sind täglich bereit, das heilige Feuer zu erhalten und zu schüren, ja im Ernstfalle zur gewaltigen Flamme anzufachen; Tausende von ehrlichen Soldaten der Feder und des freien Wortes stehen tagtäglich in allen deutschen Landen, auch in Oesterreich und in der Schweiz, auf der Wacht, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß es so bleiben, daß die Zahl der freiwilligen Kämpfer und Streiter, die Zahl der Vorwerke und Verschanzungen sich fortwährend mehren möge! Bewahren wir uns diese ächt deutsche Vielgestaltigkeit des Freiheitsdranges, in der ein Jeder nach seiner Façon selig werden und — Goethebündler sein kann. So wünsche ich auch nicht, daß der große Goethebund — er ist tausendmal größer als seine Mitgliederzahl! — einzelnen engbegrenzten politischen, sozialen, künstlerischen oder literarischen Richtungen dienstbar werde, denn das wäre der Anfang

vom Ende. Frei soll er sein und bleiben, frei auch von jeder beengenden Organisation, und frei von aller Vereinsmeierei, von Fahnen und Kokarden, von Führern, von Zentralisation und — „Organen". Denn in Wirklichkeit hat er ja schon so viele „Organe", als es anständige Zeitungen und Zeitschriften in der deutschen Welt gibt!

So, wenn wir unsern großen freien Geisterbund nicht in lästige Fesseln schlagen, nicht mit Kleinigkeiten und persönlichen Differenzen zu Tode hetzen, wird er auch in jedem Augenblicke nationaler Gefahr als Sieger auf dem Kampfplatze erscheinen. Die Glut wird nicht verglimmen. Dessen bin ich nicht nur gewiß, sondern es ist meine leidenschaftliche Ueberzeugung!

Wir Alle danken es unserm berühmten Landsmann von Herzen, daß er sich durch seine akademischen Grade nicht von dem freien, offenen Bekenntnis zum Goethebund hat abhalten lassen. Aber das nehme Theodor Mommsen mir nicht übel: sein Traum ist schön, doch ist der bess're Teil davon schon That.

Anfang August 1900.

Die Lex Tartuffe.

Ein legislatoriſches Zukunftsbild.

Berlin, den 1. April 1999. Von unſerem Reichstagsſpitzel erhalten wir die hocherfreuliche Meldung, daß endlich die Füchſe der Sittlichkeitsparteien über die veralteten und unpopulären Anſchauungen ihrer Senioren geſiegt und den vielbeſprochenen Entwurf einer Lex Tartuffe, mit einigen abſolut notwendigen Verſchärfungen, in Nummer Sicher gebracht haben. An der Zuſtimmung des Bundesrats iſt nunmehr nicht länger zu zweifeln, nachdem es den Führern der äußerſten Rechten (Sozialdemokraten, Freiſinn ꝛc.) gelungen iſt, ſelbſt die ſchneidigſten Mitglieder der Jenſeitsvongutundböſe-Fraktion für dieſes Friedenswerk ausgleichender Gerechtigkeit zu erwärmen. Es iſt aber auch wirklich allerhöchſte Zeit, daß die ſchwächliche Lex Heinze, welche als hundertjährige Geſetzgebungsleiche geradezu zum Himmel ſtinkt, durch eine Schöpfung erſetzt reſp. ergänzt wird, in welcher die modernen Bedürfniſſe etwas mehr zu Geltung kommen. Allerdings kann, will und ſoll hier nicht verſchwiegen werden, daß auch der neue Geſetzentwurf noch nicht allen berechtigten Erwartungen ganz entſpricht, — immerhin aber iſt der Fortſchritt unleugbar, ein verheißender Anfang iſt gemacht, und wenn ſich erſt einmal die wohlthätigen Wirkungen des neuen Geſetzes in der Praxis des Staats-, Gemeinde- und Familien-

lebens gezeigt haben werden, dann wird die zaghafte Volksvertretung frohen Mutes auch zu jenen letzten Konsequenzen schreiten, welche selbst die leiseste sexuelle Gedankensünde aus deutschen Männer- und Frauenbusen (wir meinen das natürlich nur psychisch, was wir im Sinne des neuen Gesetzes ausdrücklich betonen!) für immer zu verbannen als geeignet erachtet werden dürften. Übrigens ist dem Entwurfe Eines nicht abzusprechen: er ist ebenso kurz und klar, als vieldeutig und verwendbar; namentlich vom Standpunkte der Gesinnungsgeruchs-Polizei, welche hier vor allem maßgebend ist, läßt sich kaum Wesentliches dagegen einwenden. Von den 199 Paragraphen beschäftigen sich allein 99 mit der Beschnüffelung des intimsten Privatlebens und 55 mit der Beweiskraft anonymer Denunziationen, wobei es namentlich angenehm berührt, daß eine gewisse Anzahl derselben (auch wenn sie von ein und derselben Handschrift herrühren) der vernichtenden vox populi gleichgeachtet wird. Bei der hohen Vervollkommnung, welche das Gedankenlesen erreicht hat, wird es unserem trefflichen Richterstande ein Leichtes sein, dem neuen Gesetze allseitige Achtung zu verschaffen, wenn auch immerhin zu bedauern bleibt, daß die von der Öffentlichkeit geforderten „Sexuellen Schöpsengerichte" diesmal noch dem Moloch der Kompromißduselei zum Opfer gefallen sind. In unserer nächsten Nummer werden wir den ganzen Entwurf mitteilen; heute beschränken wir uns auf einige besonders erfreuliche Paragraphen:

§ 99 A. Bei der Namhaftmachung von Sachen, welche eine verfängliche oder zweideutige Bezeichnung haben, ist zur Dokumentierung lauterer Absicht stets ein † † † hinzuzufügen. — Im mündlichen Verkehr sind die drei Kreuze mit dem kleinen Finger der rechten Hand, subsidiär mit demjenigen der linken Hand, in die Luft zu zeichnen. (Z. B. Meerbusen

†††, Busenfreund ††† u. s. w.) Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis nicht unter vier Wochen bis zu zwei Jahren geahndet.

§ 117 B. Bei Volksbelustigungen, Unteroffiziersbällen, festlichen Empfängen durch weißgekleidete Jungfrauen u. s. w. ist die sogenannte Decolletage strenge untersagt. Die zuwiderhandelnden Damen werden cum infamia abgeführt und mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. — Bei Hofbällen und sonstigen Veranstaltungen der „Gesellschaft" ist die Decolletage zwar gestattet (weil vorgeschrieben), doch haben die Herren beim Tanzen und während der Unterhaltung ihre Blicke entweder himmel- oder bodenwärts zu richten. Zuwiderhandlungen werden mit vierwöchentlichem Strafunterricht in der Anstandslehre geahndet.

§ 133 C. Wer Schriften, Abbildungen u. s. w. feil hält, herumzeigt oder auch nur erwähnt, welche, ohne geradezu unsittlich, unzüchtig oder irgendwie anstößig zu sein, doch geeignet sind, gewisse Leute zu ärgern, wird mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten, im Wiederholungsfalle mit Zuchthaus bestraft. Die inkriminierten Schriften, Abbildungen ꝛc. werden öffentlich verbrannt.

§ 155 F. In Häusern bzw. Haushaltungen, Geschäften, Restaurants ꝛc., in welchen Individuen männlichen Geschlechts (†††), Garçons, Cölibatäre, Fähnriche, Studenten ꝛc. ꝛc. wohnen, bzw. ständig thätig oder auch nur vorübergehend anwesend sind, dürfen weibliche Angestellte, Dienstboten, Zugeherinnen ꝛc. unter 50 Jahren nicht beschäftigt werden. Ausnahmen bilden nur Pfarrhöfe, sowie Haushalte solcher Reichstagsmitglieder, welche durch zehnjährige unbefleckte Duckmäuserei ihre sittliche Reife an den Tag gelegt haben.

§ 177 A, Alin. 7. Wer Individuen dieses oder jenes Geschlechts (†††) unter 40 Jahren oder Greise und Grei-

sinnen über 70 Jahre auf irgend Etwas aufmerksam macht, in der wahrscheinlichen Absicht oder mit dem möglichen Erfolge, dadurch die Gedanken des oder der Geschädigten von dem Gebiete des Nichtsexuellen abzulenken, wird mit 4 bis 10 Wochen Haft bestraft.

§ 177 B, Alin. 3. In Wirthshäusern, an Stammtischen, in der Eisenbahn und auf hohen Bergen sind die Gespräche unter Männern so einzurichten, daß keiner der Beteiligten in den von diesem Gesetze vorgeschriebenen sittlichen Empfindungen verletzt wird; namentlich ist das Erzählen und Anhören zweideutiger Anekdoten strenge untersagt. Zuwiderhandlungen sind sofort der Staatsanwaltschaft unter möglichst saftiger Beschreibung aller Details brieflich (anonym) oder telegraphisch (synonym) mitzuteilen. (Strafen wie bei § 133 c.)

§ 199 Q. Sogenannte Gedankensünden, welche, ohne geradezu das Seelenheil zu gefährden, doch geeignet sind, zu Bedenken über den Storch und die Entstehung (†††) des Menschen anzuregen, werden zwar nicht direkt bestraft, können aber nur dann ohne Einfluß auf das alljährlich auszustellende Duckmäusezeugnis bleiben, wenn immer sofort nach begangener Denkthat Selbstanzeige bei der Polizei erfolgt. An derselben Stelle (Abteilung für höheren Klatsch) sind auch Vermutungen über die unsauberen Gedanken Anderer zu Protokoll zu geben.

— — Diese Proben mögen für heute genügen, um die trefflichen Absichten der neuen Lex Tartuffe zu kennzeichnen. Wir sagen ausdrücklich „Absichten"; denn auch jetzt noch bleibt des Guten viel zu thun. Immerhin ist der Fortschritt kolossal, es ist eine wahre Freude zu leben in solcher Zeit, und die Nachwelt wird uns das Zeugnis nicht versagen können: In magnis et voluisse sat est. („Im Wollen ist auch der Satte groß.")

März 1899.

Fort mit dem Scheusal.

Wenn der deutsche Philister im Reichstag oder wo nur immer zur Rolle des Herkules am künstlerischen Scheidewege verurteilt wird, dann kann man darauf schwören, daß er sich als geistiger Krüppel erweist. Nicht einmal das vielverhöhnte Billigkeitsgefühl des deutschen Normalmenschen, das A B C der bürgerlich-moralischen Logik kommt dann noch zu seinem Rechte: in seines Geistes Höhenrauch erstickt jedweder beff're Sinn, und Dämmerung breitet sich um Kopf wie Lenden.

Nicht genug, daß man eine ganz besonders übelriechende Philisterei unter dem hochtrabenden Titel „Theaterzensur" in den Adelstand der beschränkten Unterthanenherrlichkeit erhoben hat, nicht genug, daß die hohe Polizei — oft zu ihrem eigenen Verdruß — gehalten war, sich an diesem elenden Knochen die Zähne auszubeißen, — nein, jetzt kommen sie sogar mit der unerhörten Idee, dieses garstige Geschäft an Leute von literarischer Schulung und Bildung, an geschmackvolle Schriftgelehrte, vielleicht gar an selbstschaffende Schriftsteller zu übertragen!

Lebten wir nicht im Lande der unverwüstlichen Biedermeierei, so würde ich sagen: Es ist eine teuflische Idee, eine Mausefalle, ein ganz abgefeimtes Stücklein, um harm- und ahnungslose Künstlerseelen in's Verderben zu stürzen. Denn wer würde noch mit Ernst und Achtung z. B. von einem Bühnendichter sprechen können, der eines anderen Bühnendichters Werk ex officio zur „Nichtaufführung" für — gut befunden hätte? Gar, wenn sich später herausstellen sollte, daß der Mann sich gründlich geirrt, daß er die Moral des

beschnittenen Dichters und die Intelligenz des behüteten Publikums schnöde verkannt, unterschätzt hätte? Welch ein grober Fettfleck würde für alle Zeiten z. B. auf dem Sonnenleben eines Goethe haften, wenn er — man verzeihe die Blasphemie! — wenn er als offizieller Zensor Schiller's „Räubern" sein Placet verweigert hätte?

Aber wir brauchen uns gar nicht in so hohe Regionen des literarischen Schaffens zu versteigen, um den Gedanken einer amtlichen Theaterzensur durch Kollegen ad absurdum zu führen. Soviel Ehre hat wohl jeder brave Soldat der Feder im Leibe, daß er auf eine solche Leimrute nicht geht. Dramaturg an einem Hoftheater — ja, das ist ein ehrliches Geschäft; aber polizeilicher Zensor, und dann doch „nebenbei" noch Schriftsteller sein, nein, das ist unmöglich! Der Mann wäre schon beim ersten Schritte fertig, das Recht der Feder hätte er verwirkt und unisono würde ihm der Chorus aus dem verschlimmerten Hamlet entgegendonnern: „Werde Kindergärtnerin, Ophelia!"

Was sie nur wollen, die Hanswursten, daß sie sich an diese armselige Theaterzensur klammern, als wenn es sich um die letzte schwimmende Planke bei einem Schiffbruch handelte! Haben die Hochmögenden des beschränkten Unterthanenverstandes nicht genug an ihren zahlreichen repressiven Cheks? Kann der Staatsanwalt nicht den übermütigen oder leichtfertigen Redner, kann er nicht den Autor eines Buches, den Redakteur oder gar den Verleger einer Zeitung sofort packen, wenn die politische Moral irgend ein gefährliches Morgenrot wittert? Was haben gerade die Theaterdichter oder vielmehr die Theaterleitungen verbrochen, daß man gegen sie, und nur gegen sie das widerliche Institut der präventiven Cheks aufrecht erhalten will?

Staatsbürgerlichen Respekt kann ein ernsthafter Mensch

vor der Theaterzenſur nicht haben. Alles, was von „ſittlichen Gefahren“ gefabelt wird, iſt natürlich Humbug; der Hauptzweck iſt die eventuelle Unterdrückung unbequemer politiſcher Lehren und Beiſpiele, nicht etwa bloß liberaliſierender oder ſozialiſtiſcher, ſondern überhaupt ſolcher, welche der herrſchenden Richtung nicht in den Kram paſſen. Deshalb zweifle ich nicht, daß ſich dieſes Inſtrumentes aus der Rüſtkammer Metternich'ſcher Staatsweisheit gelegentlich auch die Jeſuiten (wie eben jetzt in Madrid) und die Sozialdemokraten (wie in Paris geſchehen) bedienen werden, und daß auch in den Kreiſen der liberalen Bourgeoiſie und der Agrarier ſich Kurzſichtige und Herrſchſüchtige genug finden, welche im gegebenen Fall damit zu „arbeiten“ bereit ſind. Der weitſichtige Politiker, dem es wirklich um das öffentliche Wohl zu thun iſt, wird aus der Aufnahme, welche ein ſeinen Abſichten nicht entſprechendes Theaterſtück beim Publikum findet, einfach lernen. Denn wie können die Konſuln zuſehen, ne quid u. ſ. w., wenn ſie ihre Augen mit einer Bauchbinde bedecken? Und wird nicht durch ſolche Tyrannenmätzchen ganz direkt der ſtaatsgefährliche Größenwahn der Delphine gezüchtet?

Man laſſe in Gottesnamen, wenn denn Staat und Publikum „abſolut“ gerettet und geſchützt werden müſſen, den Gerichten und meinetwegen auch der Polizei das Recht oder ſogar die traurige Pflicht des Einſchreitens, wenn wir Gehirnturner nach ihrer Überzeugung einen amtlich zu beanſtandenden literariſchen Purzelbaum gemacht haben. Aber man entziehe ihnen das Recht des Vorgreifens, der präventiven Cheks, der literariſchen Abtreibung, und vor allem werfe man die Idee, zu Mitſchuldigen an ſolchen Verbrechen wider das keimende Leben anſtändige literariſche Kollegen zu machen, dahin wohin ſie gehört, — in die Wolfsſchlucht!

Februar 1901.

Cancan der Kritik.

Die Kritik oder Ätzkunſt hat ſchon manches opus ſelig geſprochen und manches andere verbrannt, aber der Fall, daß beides in einem Atem von einunddemſelben Zenſor einunddemſelben Buche geſchehen, iſt noch nicht dageweſen. Nun iſt auch dieſes Heil einem Werke von Menſchenhand widerfahren, und zwar Richard Muther's vielbeweihrauchter und vielumflammter „Geſchichte der Malerei des 19. Jahrhunderts," die ſchon ſeit Jahren zu den antiquariſchen Cimelien gehört. In der 139. Beilage zur „Allg. Ztg." d. Js. 1900 laſen wir folgendes:

„... aber trotzdem ſtimme ich ohne Rückhalt Jenen bei, die ſein Werk für eine höchſt verdienſtvolle That hielten. Die rege Beteiligung der Laienkreiſe am eigentlich modernen Kunſtleben wäre ohne ihn wohl nicht denkbar. Sein Buch bildet eben trotz aller Schäden einen der wichtigſten Faktoren in der Entwicklung unſerer Kunſt. Wir ſchulden ihm den größten Dank. Wenn ich nun dieſes Verdienſt ohne Einſchränkung zugebe, ſo darf ich wohl hoffen, daß die nachſtehende Ausführung nicht für hämiſch gehalten werde. Wir müſſen Muthers Geſchichte der Malerei des 19. Jahrhunderts noch weiter unterſuchen; denn ſie iſt in ganz anderer Hinſicht ein außerordentlich merkwürdiges Problem. Derſelbe Mann, der durch ſeine blendende Darſtellungskunſt ſo Vielen das Verſtändnis dafür eröffnet hat, daß die ſogenannte „Moderne" auch ihre Berechtigung hat, verſtand ſelbſt nicht gar viel von dem Weſen der modernen Kunſt, und ſein Buch beſitzt lediglich die ephemere Bedeutung, Anregungen der ſchönſten Art gegeben zu haben. Wenn es aber möglich wäre, dieſe drei Bände zu vernichten, ſo würde das ein wahres Glück ſein; denn ſie ſind raſch veraltet und beginnen jetzt eben ſo ſehr zu ſchaden, wie ſie früher genützt haben."

Wir gehen noch einen Schritt weiter; man lade alle Hof- und Staatsbibliotheken ein, ſich zur Gründung eines gemeinſamen Krematoriums behufs Vernichtung älterer Literaturſchätze aufzuſchwingen, wodurch nicht nur Raum gewonnen und die Thätigkeit der Bibliothekare „vereinfacht“, ſondern auch die literariſche Kritik der anſtrengenden Mühe überhoben würde, ſich unausgeſetzt mit Büchern älterer Jahrgänge herumzuärgern.

Juli 1900.

Der Lustmord der Kritik.

Das Wort stammt von mir; ich wollte damit die zügellosesten Ausschweifungen der Theater- und Kunstkritik kennzeichnen, dort wo sie sich nicht damit begnügt, einfach zu morden, sondern wo sie dies mit allen Finessen ausgesuchter Grausamkeit und widernatürlicher Lustbefriedigung thut. Bei der Prägung jenes Wortes hatte ich kein persönliches Interesse, denn ich habe weder Theaterstücke verfaßt, noch Bilder gemalt. Jetzt aber — endlich! — tritt einer von den mehrfach Gemordeten selbst in die Arena: Ernst v. Wildenbruch. Was er im „Tag" vom 3. April veröffentlicht hat, — nicht in eigener Sache, sondern in zorniger Abwehr einer vorher im „Tag" veröffentlichten Kritik über v. d. Pfordten's „Friedrich d. Gr." — gehört zu den großen Befreiungsthaten unserer an psychopathischen Auswüchsen so reichen Zeit. Denn Selbsthilfe ist hier das einzig Wahre und wird von Jedem, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, den lustmörderisch Überfallenen als gutes Mannesrecht zugesprochen werden.

Preisen will ich auch die Herren vom „Tag", wenn sie endlich den mehr als taghell einleuchtenden Grundsatz der Rede und Gegenrede in die gänzlich auf den Hund gekommene kritisierende Journalistik einführen. Denn warum soll der übelzugerichtete Autor nicht ebenso öffentlich dem Publikum sagen, daß und warum er vom Kritiker nicht verstanden wurde? Ich bin dafür gelegentlich schon seit

Jahrzehnten eingetreten, habe aber immer tauben Ohren gepredigt. Es gibt kaum eine Zeitung, die nicht im ſtillen Kämmerlein über die Luſtmordluſt ihrer Kritiker jammert; wenn aber dann von gemordeter Seite eine beſcheidene Entgegnung eintrifft, dann muß auf einmal „die Solidarität der Redaktion mit ihren Mitarbeitern gewahrt bleiben.“ Auf dieſe Weiſe iſt faſt jede Großſtadtzeitung in Deutſchland allgemach dazu gekommen, in ihrem beneſizloſen Inventar eine mehr oder weniger ausgiebige Giftmühle zu unterhalten; zwar die Müllerburſchen werden manchmal gewechſelt, aber das Gift bleibt und wird immer giftiger.

Wie geſagt, wenn der „Tag“ dieſe Blokade des geſunden Menſchenverſtandes brechen will, ſo muß ich ihn mit Zimbeln und Trompeten loben. Aber alle, auch die gemordeten Poeten und der teure Publikus, müſſen zuſammenhelfen. Den größten Vorteil werden vielleicht die Herren Luſtmörder ſelber haben, die durch die allgemeine Antigiftliga wieder einem normalen Menſchendaſein zugeführt und aufhören werden, als verhaßte Vogelſcheuchen in den zitternden Saatfeldern der Literatur und Kunſt zu prangen. Vielleicht wird es dann auch wieder ein Vergnügen, Theater und Kunſtausſtellungen zu beſuchen, wenn man nicht am folgenden Tage in ſeinem Leibmoniteur leſen muß, daß das, worüber man ſich gefreut hat, eigentlich nur eine Affenſchande war. Solche Kritiken wirken auf den gefühlvollen Leſer wie moraliſche Maulſchellen, dazu abonniert man doch nicht!

Alſo: man gebe in der verehrlichen Tagespreſſe die Unfehlbarkeit der Giftmühle preis, man räume den Angegriffenen oder ihrem Syndikat denſelben Raum für eine ſtramme und gleichfalls gepfefferte Entgegnung ein, — dann kann es nicht nur ſchöner, ſondern auch pikanter und luſtiger werden. Proſit, Ernſt von Wildenbruch! Juli 1902.

Hochkleinkunst.

Es ist saumäßig dumm, daß man sich immerfort mit alten Vorurteilen herumschlagen muß. Oben wird der Schlange der Kopf abgehauen, derweil legt das Luder unten Eier; und in der Dummheit dostigem Dickicht gedeiht die Brut, boshaft-bissig nach den Haxen des Aufrechtschreitenden schnappend. Freilich, wer als Geheimegoist auf die Meinungen der irrenden Mitwelt pfeifen oder gar daraus intimen Nutzen ziehen mag, der thut sich leicht. Denn neben der Menschenverachtung blüht ihm die Kunstausschlachtung; was die große Masse nicht versteht, bereitet *ihm* doppelten Genuß und ist obendrein, mangels einsichtsvoller Nachfrage, — billiger. Aber *wir Kämpfer*, die wir durch unsere Bekenntnisleidenschaft und schrankenlose Prometheusliebe *gezwungen* sind, Ungerechtigkeiten gegen andere wie Nadelstiche in die eigene Haut zu fühlen, wir leiden durch Vorurteile und Verkennungen gewaltig.

Doch zur Sache! Der Fall ist der: nach vielem und vielerlei Umgang mit Werken der Kunst aller Zeiten war ich zu der Einsicht gekommen, daß bei den Offenbarungen des künstlerischen Ingeniums *der frischeste und stärkste Ausdruck auch der edelste* sei. Ich hatte nach und nach begreifen gelernt, daß die großen Maschinen mit dem Riesenaufwand an Linnen, Goldrahmen und Palettenscheps nur für diejenigen unermeßlichen Wert besitzen, welche selber der künst-

lerischen Phantasie bar und dazu verurteilt sind, die Erinnerungen an die lebendige Natur lediglich durch fremde Brillen zu sehen. Ich will diesen Werdeprozeß meiner Kunstselbsterziehung hier nicht weiter analysieren und nur bemerken, daß heute mich von den großen Künstlern in erster Linie das interessiert, was sie als Kleinmeister geschaffen haben, — ihre Farbenskizzen, ihre Entwürfe, ihre Ideen, ihre Zeichnungen und Radierungen, ihre ersten Thonmodelle, ihr wirklich eigenartiges Erglühen, gemessen an der großen und ergreifenden Wirkung auf kleinem Raum, mit einem Worte: ihre Hochkleinkunst.

Hier muß ich nun gleich einem Mißverständnis vorbeugen: es handelt sich nicht um bevorzugte Techniken, etwa ausschließlich um jene Ausdrucksmittel, die wir unter dem Sammelnamen der „Schwarzweißkunst" begreifen. Auch nicht um gewisse Formate oder Maßstäbe, sondern zunächst nur um die Frage, welche Vortragsweise am stärksten die eigenartige Kraft und Innerlichkeit des Künstlers und seine besonderen Absichten auf gleichgestimmte Mitempfinder zum Ausdruck bringe. Die gelehrte Kunstgeschichte und die lustmörderische Kunstkritik geben uns in dieser Hinsicht nur dürftige und meistens verkehrte Aufschlüsse. Dann aber handelt es sich auch um die rückhaltlose Anerkennung des Grundsatzes, daß eine Schranke zwischen hoher und niederer Kunst, zwischen spezifisch Künstlerischem und Kunstgewerblichem weder durch Formate und Materialien, noch durch zeichnerische, farbige oder plastische Ausführlichkeiten und Deutlichkeiten, sondern nur durch die innere Kraft und die Festigkeit der Sprache, die Handschrift des Künstlers bedingt sein kann. Macht man sich mit dem tieferen Sinne dieses Anspruchs vertraut, so wird man zugeben, daß z. B. zu einer farbigen Wirkung auf den wirklich Kunstverständigen

gar keine polychromen Pigmente notwendig sind, daß vielmehr jene Wirkung in der Phantasie des Beschauers schon durch isochrome Abtönungen und die Anordnung der Räume erzielt werden kann, in welche wir uns die farbigen Erinnerungen hineinzudenken haben; so wird man es verstehen, warum uns z. B. manche renommierten Ölgemälde mehr in der neutralfarbigen, verkleinerten Wiedergabe sympathischer sind, als im bunten Originale.

Doch sagte ich mir auch, daß diese Bevorzugung der nur andeutenden Offenbarungen eine vielleicht allzu vornehme Geschmackssache sei, und daß man auch die Kunstliebe derer achten müsse, welche sich mit dem Beweise des Ingeniums des Künstlers nicht begnügen können, sondern vom Kunstwerk vor allem eine ausführliche, sättigende Erlabung ihrer matten Sinne erwarten. Hier kommt eben alles auf die Kongenialität oder vielmehr die Mitwirkung des Beschauers an, genau so wie bei der Lyrik auf diejenige des Lesers und bei der Musik auf diejenige des Hörers. In jeder Kunst erweist sich der Meister fast noch mehr durch das, was er unterdrückt, als durch das, was er hervorhebt. Die „ausgemalten Bilder" sind freilich bequemer, weil sie Das uns bis ins Kleinste geben, was wir bei der bloßen Andeutung selbst ergänzen oder erobern müssen. Aber wenn ich die Wahl habe zwischen zwei Werken, von denen das eine mit seinen Deutlichkeiten meine eigene Vorstellung lähmt und besiegt, während das andre meine Phantasie beflügelt und außerdem mir des Künstlers Talle zeigt, so ziehe ich unbedingt dieses vor. Das ist der Grund, warum mich oft vor anerkannt erstklassigen Meisterwerken der ausgeführten Großmalerei statt der Sehnsucht ins Unendliche ein Gefühl der Endlichkeit beschleicht — man bewundert die Vollendung, aber man ist fertig, gleichzeitig bedrückt und ernüchtert, es „arbeitet" nichts mehr in uns, wir

bleiben kalt, objektiv; es ist ein Zauberschlag, aber keine Wünschelrute.

Ist es da ein Wunder, daß wir Rembrandt „den Erzieher" noch mehr in seinen Zeichnungen und Radierungen, als in seinen großen Ölgemälden lieben? — Rubens mehr in seinen Farbenskizzen und kleinen Landschaften als in seinen gewaltigen Altarbildern? — Dürer, Holbein, Schäuffelein und Hans Baldung mehr in ihren Holzschnitten als in ihren fein säuberlich ausgeführten Tafeln? — Klinger mehr in seinen Radierungen als in seinem Beethoven? — So kommt man allmählich zu der ketzerischen, ja in den Augen gewisser Leute fast blasphemischen Anschauung, daß die großen Maschinen mit den durchkorrigierten Deutlichkeiten und der erdrückenden Jedermannstechnik im letzten Grunde nur Konzessionen an den öffentlichen Fehlbetrag künstlerischer Einsicht sind, besten Falles Frohndienst des Ingeniums an die Prachtliebe der Reichen oder an die Versinnlichung kirchlicher und festlicher Bedürfnisse. Man sieht immer mehr den Abgrund, der sich zwischen dem Marktwert und dem Liebespreis aufthut; man gewahrt mit Schrecken, wie sogar Gottbegnadete um das goldene Kalb tanzen und so thuen, als ob sie am Höchsten schätzten, was eigentlich nur Hingabe an bestimmte oder namenlose Auftraggeber oder gar Anschmierung des Publikums bedeutet.

Warum ich das Alles, was doch eigentlich unter rassigen Künstlern und schneidigen Kunstverständigen seit alten Zeiten anerkannt ist, hier so ärgerlich betone? — Weil die Schlange mal wieder Eier legt, und mein heißgeliebtes Pflegekind — die Hochkleinkunst der „Jugend" durch unkünstlerische Vorurteile bedroht wird. Ja wenn es nur bornierte Kunstkritiker wären, die sich durch verblüffenden Widerspruch interessant machen wollen; aber nein, der Unsinn ist bereits in das Hirn

der privilegierten Kulturregiſſeure eingedrungen, wie nachfolgende Enunziation eines durch ſeinen Geiſt und Stil berühmten Feuilletoniſten in einer der angeſehenſten Zeitungen beweiſt. Der Satz handelt von dem unvergleichlichen Kunſtkerl Wilhelm Buſch und war — man vergeſſe das nicht! in einem Feuilleton abgedruckt, das doch eigentlich den Jubilar verherrlichen ſollte! Alſo:

„So ging er einfach in's Volk und zu den Kindern, redete zu ihnen, wie ihm der Schnabel gewachſen war, und ſchmierte ihnen ſelbſtvergeſſen, vielleicht auch ein bischen verzweifelt, ſeine ſpaſſigen Zeichnungen hin. Denn er war in ſeiner Jugend auf Höheres ausgeweſen. Er hatte auch ein richtiger Maler werden wollen, mit Farben auf der Leinwand. Es gelang ihm aber nicht, darin auf einen grünen Zweig zu kommen. Vielleicht war er zu gedankenvoll und literariſch aufgelegt, um ein guter Maler zu werden. Zur Zeit, da er zum niederſten Genre überging, blühten ihm vermutlich die Roſen nicht. Kam er durch den Zufall eines Atelierſcherzes oder bei irgend einer anderen Gelegenheit darauf, ſich als Clown zu verſuchen? Genug, er blieb dabei. Der Hunger iſt ein guter Lehrer, der die Maler zu Zeichnern für die Witzblätter heranbildet. Und dann iſt es in der Regel aus mit der großen Kunſt. Dieſe Herrin verlangt ja nicht nur Bedürfnisloſigkeit oder ausreichendes Betriebskapital, ſondern auch Geduld und Ruhe. Der Einfall will reifen, der Entwurf ausgeführt werden. Die Weiſen ſind nun darin einig, daß es ſich gar nicht verlohnt, ſo große Anſtrengungen zu machen. Das Leben geht vorüber, und es war nichts. Die Nachwelt aber, du lieber Gott! Am Ende hat ſie einen anderen Geſchmack, und dann war es erſt recht nichts. Und wenn ſie auch den Kranz einem Künſtler auf das Grab legt, was hat er davon? So mengt ſich aus Leichtſinn, Not und Weisheit die Stimmung, in der ein Großer, wie Buſch, auf die große Kunſt verzichtet.“

Nun, ich will die Flüche nicht wiederholen, die ich bei und nach der Lektüre dieſes hervorragenden Unſinns ausgeſtoßen. Ich will auch den Verfaſſer nicht nennen, weil ich ihn ſonſt als geiſtreichen Kollegen hochſchätze. Aber mit Stentorſtimme zurufen muß ich ihm und den gedankenloſen Kunſtſchwätzern aller Grade: Halt, wenn die Schranke ge-

schlossen ist! Wer vom Innersten der Kunst keine Ahnung hat, wer noch das Konventionelle mit dem Essentiellen verwechselt und die „Höhe" der Kunst nach dem Formate und dem Ölverbrauch bemißt, der soll lieber davon schweigen und nicht Schlangeneier in das dostige Dickicht der Dummheit legen. Große Kunst ist überall da, wo sie drin steckt; — auf tausend Historien- und sonstige Maler „höchsten Genres" kommt erst ein Busch, und die Meister der Hochkleinkunst sind überhaupt seltene Mordskerle, vor denen ich mit ganz besonderem Respekt den Hut abnehme. In ihnen wohnt noch jugendliche Zeugungskraft, die in dem Firnißdunst der Riesenleinwand, ach! so leicht zum Teufel geht. Hochkleinkunst — Lendenmark!

Anfang Juli 1902.

Otto Eckmann †

Nun der lange schmerzlich vorausgesehene Heimgang dieses Trefflichen erfolgt ist, fällt es mir doch schwer, die rechten Worte zu finden. Otto Eckmann, der feinbedächtige, junge Hamburger, ist uns schon in München viel mehr geworden als eine Bereicherung der Malergilde. Als er vor zwölf Jahren im Kunstverein mit einer stattlichen Serie höchst bedeutsamer Naturstudien hervortrat, welche von selbständigem Empfinden und zielbewußtem Können glänzendes Zeugnis ablegten, da sagten wir wohl: Ein neuer Maler, der seine eigenen Wege geht, ohne irgend einem malerischen Problem auszuweichen. Von der eben in die Arena tretenden Sezession wurde er selbstverständlich mit offenen Armen aufgenommen. Aber bald zeigte es sich, daß ihm der fleißige Naturbummel und die Palette nicht genügten; die Sehnsucht nach neuer künstlerischer Gestaltung des Lebens packte ihn gewaltig. Ich gestehe ehrlich, daß ich damals die Auflehnung Eckmann's, Th. Th. Heine's und Peter Behrens' gegen die „nurmalende" Muttersezession nicht ganz verstanden habe; vielleicht wäre manches anders geworden, wenn man sich ernstlich um eine Verständigung bemüht hätte. Genug, der Bruch trat ein, und Eckmann ging mit Begeisterung unter die Kleinkünstler und Illustratoren, ja unter die Töpfer, Buchbinder, Buchdrucker und Tapezierer. 1896 führte uns die „Jugend" wieder zu-

ſammen, zu deren beſten Förderern und Mitarbeitern Otto Eckmann von allem Anfang an gehörte. Dann kam ſeine Berufung als Profeſſor an die Kunſtgewerbeſchule in Berlin, — in München konnte man damals einen ſo patenten und modernen, durch und durch künſtleriſchen Univerſalpoëten offiziell nicht brauchen!

Otto Eckmann gehörte zu den Hochbegabten, in deren Händen alles, was ſie berühren, künſtleriſchen Sinn bekommt. An ihm habe ich wie an wenig anderen bewahrheitet gefunden, daß das ſpezifiſche Künſtleriſche keineswegs — wie manche glauben — durch die angelernte Beherrſchung der Natur und die Erweckung von Illuſionen der Natürlichkeit erſchöpft wird, ſondern mehr noch in ſeeliſchen Spannkräften und rein ſubjektiven Geſtaltungstrieben begründet iſt, welche von den Phänomenen der Natur bis zu einem gewiſſen Grade unabhängig ſind. Mit anderen Worten: Nicht die Natur verleiht dem geborenen Künſtler ſeinen Rhythmus, ſondern ſie muß ſich umgekehrt gefallen laſſen, vom Künſtler in ſeiner Weiſe beſeelt und ſtiliſiert zu werden. Auch die bildende Kunſt hat, wie die Muſik, ihre frei erfundenen Melodien; in dieſem Sinne war Otto Eckmann auf dem beſten Wege, ein großer Komponiſt zu werden. Er wird uns unvergeßlich bleiben.

Ende Juni 1902.

Der Marcusturm.

Das materielle System „Marcusturm“ ist in sich zusammengestürzt, weil seine energetischen Gleichgewichtszustände im Laufe der Zeiten Schaden gelitten hatten. Ich möchte sagen „seine Entropie“. Denn kein materielles System kann ohne die gleichbleibende Nachinnenwendung gewisser Bewegungen, sichtbarer oder unsichtbarer, konservativ fortbestehen. Wird auch nur die Quantität dieser Bewegungen wesentlich geändert, so kann sich die Entropie in Ektropie verwandeln, — was ruhen und stützen sollte, gerät ins Schwanken, es marschiert, und da der alte Venezianer keine Beine hatte, so mußte er über sich selber stolpern. Wie beim Menschentod sucht man auch hier nach der letzten großen Indigestion; die kleinen, aber den ganzen Organismus fortwährend und langsam (non vi sed saepe cadendo) zersetzenden Diätfehler übersieht man. Beim Riesen von San Marco waren es m. E. die jahrhundertelangen Erschütterungen durch das täglich mehrmalige Glockengeläute und die wechselnden meteorologischen Einflüsse, namentlich die Minierarbeit der Wärme, welche am Lebensfaden des alten Herrn in ähnlicher Weise nagten, wie der Alkohol am Kommerzienrat. Das Erdröhnen der Glocken klang den drunten wandelnden Menschlein wie göttliche Sphärenmusik, aber der Alte hatte dabei Bauchweh

und Schüttelfrost und erzitterte bis in die Nieren, denn seine Milliarden von Molekülen führten einen förmlichen Cancan aus. Und alltäglich hatte der Alte bei Sonnenschein auch sein regelrechtes Fieberlein, und oft brachte ihm auch die Nacht keine Abkühlung. Denn Wärme ist ungeordnete Bewegung der kleinsten Teilchen, und da die Atome ‚mehrschdentehls' sich zu Molekülen zusammenthun, so werden diese Verbände durch jedes Zuviel an Wärme allmählich locker, schwabbelig und morsch. Auch Türme haben ihre zuträglichste Normaltemperatur, nur daß sie nicht so leicht erfrieren oder im Fieber verbrennen, wie wir; unsere Jahre bedeuten dort Jahrzehnte.

Diese Gedanken kamen mir, als ich einen neuerlichen Angriff auf den ersten Hauptsatz des Gesetzes von der Erhaltung der Energie las: entropische (d. h. in einem abgeschlossenen Körpersystem gleichmäßig verteilte) Wärme besitze — weil sie nicht direkt in mechanische Arbeit verwandelt werden könne — auch keine Arbeitsfähigkeit mehr, darum müsse man zwischen Energie und Arbeitsfähigkeit unterscheiden! Jawohl, wenn wir unter „materiellen Systemen" nur menschliche Maschinen verstehen, wo überall ein alsbald diskontierliches Profitchen herausschauen muß, da könnte man vielleicht auf die absolut unentbehrliche „Vor- und Mitarbeit" der Wärme geringschätzig herabblicken, obschon das kein naturwissenschaftlicher, sondern nur ein Aktionärstandpunkt wäre; — aber der denkende Arzt z. B. wird schwerlich auf die Idee kommen, der normalen Körperwärme die Eigenschaft einer Arbeitsenergie abzusprechen. In der verborgenen Mutter der Natur „arbeitet" die Wärme immer und überall, wo sie die nötigen Stoffe vorfindet, und vermutlich hat jeder dieser Stoffe und jede chemische Verbindung eine besondere „Ordnung" der ungeordneten Bewegungen, in welche sie durch die Wärme ver-

ſetzt werden. Die Chemiker wiſſen davon zu erzählen. Der heilige Mayer hat alſo noch keinen Anlaß, ſich im Grabe umzudrehen.

Man baue den Campanile aus Granit, nicht aber wieder aus gebranntem Dreck auf, und er wird das zweitemal tauſend Jahre länger leben.

Anfang Juli 1902.

Entropie der Keimſyſteme.

Vorbemerkung.

Da meine Betrachtungsweiſe eine vorwiegend künſtleriſch-plaſtiſche iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß meine Arbeiten ſo ziemlich bei Allen auf Widerſpruch ſtoßen, die in den Naturwiſſenſchaften zwiſchen Kunſt und Handwerk eine chineſiſche Mauer errichtet ſehen wollen. Namentlich hat es bei einigen Heißſpornen dieſes Mauergeiſtes Anſtoß erregt, daß ich mich nicht durchweg der Schulſprache der ſogenannten „exakten" Wiſſenſchaften bediene. Ein paar dieſer Herren haben ſich ſogar das Vergnügen geleiſtet, meiner „energetiſchen Epigeneſis" die ernſthafte Programmfähigkeit abzuſprechen, nur weil ſie einige meiner Begründungen nicht mit der ſchulmäßigen Namengebung der mathematiſchen Energetik in Einklang zu bringen vermochten.

Nun, ich gebe gern zu, daß man in dem Streben nach plaſtiſcher Geſtaltung gar leicht nicht nur zu inkorrekten Bildern und Vergleichen kommt, ſondern auch Gefahr läuft, mißverſtanden zu werden, weil die neuen Anſchauungen ſich nicht mit den alten Schulausdrücken decken. Auf dieſe Inkongruenz baut dann der geſtrenge Inquiſitor ſeinen Scheiterhaufen und dem verehrlichen weiteren Publikum iſt es nicht übel zu nehmen, wenn es ſich dabei amüſiert. Aber von den denkgeübten, heißgeprüften Milchlieferanten der alma mater kann man

wahrlich verlangen, daß sie sich bei der Beurteilung logisch aufgebauter Vorschläge nicht in kleinliche Wortklaubereien verlieren, sondern das Vorgetragene nach seinem wirklichen Sinn, nach seiner inneren Berechtigung zu erfassen suchen. Sie können es ignorieren oder kritisieren; aber sie dürfen es nicht verulken. Einer der glücklichsten Forscher ist durch solche offizinelle Wortklaubereien zum unglücklichsten Menschen geworden: Robert Mayer. Und doch hätten sich die Spötter leicht sagen können, daß im Lichte seiner Theorie die undeutliche Verwendung des Wortes „Kraft" ganz bedeutungslos war, und daß man dereinst über solche scholastische Einwände der Giftnickel und Kratzbürsten zur Tagesordnung übergehen würde.

Si parvum licet componere magno, so bitte ich höflichst, auch mir und meiner „energetischen Epigenesis" nicht als Sünde anrechnen zu wollen, was doch nur auf Ungeläufigkeit der Zunge, vielleicht auch auf lebhaftem Temperament der Bilderſprache beruht. Ob ich von energetischen „Komplikationen" spreche, wo ein anderer „Kombinationen" sagen würde, das ist doch wahrlich ganz gleichgültig. Wenn ich, um die glänzendste Eigenschaft des im Fortpflanzungskeim steckenden winzigen Betriebskapitals zu kennzeichnen, von „werbender" Energie rede, so kann nur Voreingenommenheit darin einen metaphysischen Wauwau erblicken, der etwa mit Werbetrompete und Werbetrommel angethan wäre. Wohin kommen wir mit solchen Sprachbeißkörben? Ist der Naturforscher verdammt, abseits von der Tafelrunde der Sprachkünstler und Poëten an einem Katzentischchen zu speisen?

Man kann ferner an die Einheit der Energie glauben und auch hoffen, daß es der Wissenschaft noch einmal gelingen werde, diese Einheit zu erweisen, — und man kann sich doch genötigt sehen, einstweilen immer noch neue „Formen"

ihres Wirkens zu konstatieren, entsprechend der Vielgestaltigkeit der materiellen Systeme, wenn und insoweit man nur geneigt und befähigt ist, in jeder morphischen Erscheinung den Niederschlag von Energiewechseln zu erkennen. Solange noch kein Mensch sagen kann, was eigentlich Energie im tiefsten Grunde ist, solange wird man sich eben in erster Linie an ihre spezifischen Wirkungsweisen halten müssen. Ja es ist gar nicht abzusehen, wie und warum wir selbst nach der etwaigen Klarstellung des innersten Wesens und Grundes der Energie jemals veranlaßt werden könnten, auf die Unterscheidung spezifischer Wirkungsweisen zu verzichten. Ein solcher Verzicht wäre nicht nur unwissenschaftlich, sondern geradezu unsinnig und — „unsinnlich", da unser gesamtes Wahrnehmungsvermögen auf spezifischen Wirkungsweisen beruht.

Es ist mir sogar als schreckliche Ketzerei und Verleugnung des ersten Hauptsatzes angerechnet worden, daß ich ein paar Mal von der „Bildung" spezifischer Energien gesprochen habe; — obschon nach meinen wiederholten feierlichen Schwüren auf das Gesetz von der Erhaltung der Energie doch jeder Billigdenkende sehen konnte, daß dort das Wort „Bildung" nicht anders gemeint war, als es in der natürlichen Welt gemeint sein kann. Denn auch der Bildhauer „bildet" seine Bilder aus irgend etwas, was schon vorher da war, und wäre es auch nur aus Dreck und Begeisterung, ganz abgesehen von der Fingerfertigkeit u. dgl.

Ist es nicht fast beschämend, sich gegen derartige Schulmeistereien verteidigen zu müssen? Und haben solche Kämpfer das Recht, mich „mehr als in einer Hinsicht naiv" zu nennen, wenn ich zur Erklärung der eigenartigen Erscheinungen des organischen Lebens von eigenartigen „epigenetischen Energieformen" (i. e. systematischen Wirkungsweisen) spreche?

Der Hauptwitz der „energetischen Epigenesis“ besteht aber nicht darin, daß sie uns mit einer Masse solcher spezifischer Wirkungsweisen bekannt macht, sondern in der schier unerschöpflichen Findigkeit, mit der sie der Clausius'schen Weltentropie ein Schnippchen schlägt. Immer aufs neue findet sie Mittel und Wege, den gebundenen Verwandlungsinhalt ihrer Schöpfungen durch köstliche Explosionen zu übertrumpfen, von denen mir — bei allem Respekt vor den anderen — als die allerköstlichste jene erscheint, die uns der perlende Schaumwein des Optimismus liefert. Daß wir aber nicht nur fühlende, sondern gar denkende Zeugen dieser urfidelen „Ektropie“ sein dürfen, daß der liebe Gott uns Menschlein ohne Prüfung des Geburtsscheines gewissermaßen auf die Galerie noble seines Welttheaters gesetzt hat, das sollte uns mit tiefer Dankbarkeit und mit dem Vorsatze erfüllen, uns dieser unverdienten Auszeichnung würdig zu erweisen.

Mag nun auch die Energetik zur Epigenesis gekommen sein, wie die Magd zum Kinde, — wenn sie nur das Kind recht lieb gewinnt, das ist die Hauptsache! Die Zeit ist nicht fern, wo auch die mathematische Physik in gerechtem Tantenstolz dieses Kind liebevoll an ihren Busen drücken und dem einzigen Wolfgang Recht geben wird, der immer Recht hat, wo er jung fühlt: „Das Leben ist die schönste Erfindung der Natur.“

September-November 1899.

Alles, was wir sehen und hören, fühlen und denken können, beruht auf Energie. Auch das scheinbar Ruhende. Der Briefbeschwerer wird durch eine geheimnisvolle Kraft gezwungen, die von den Runen unserer Liebe und Sorge bedeckten Papierschnitzel gegen eine andre geheimnisvolle Kraft zu schützen, welche die Luft durch das offene Fenster peitscht. Wir selbst stehen — ob wir wachen oder schlafen, ob wir leben oder sterben — fortwährend unter einem Kreuzfeuer von Energien; das Gefüge unseres Leibes bildet sozusagen nur den Briefbeschwerer, der unser liebes Ich während einer kurzen Spanne Zeit vor der Auflösung in dem allgemeinen Wirbeltanz der Kräfte bewahrt.

Aber dieses materielle Gefüge selbst wird wiederum nur zusammengehalten durch eine Unsumme von energetischen Einrichtungen. Denn jede unserer nach Außen gerichteten Bewegungen und inneren Regungen, der Blutumlauf, die Thätigkeit der Milliarden von Zellen, sogar unsere Denkarbeit ist auf das geordnete Walten eigenartiger Energien zurückzuführen. Ist schon in der uns umgebenden Natur kein Zustand, keine Ruhe und keine Bewegung ohne irgendwelche Energie denkbar, so gilt dies erst recht von den Zuständen und Vorgängen im Gehege unserer Haut. „Aus der Haut fahren“ (was angeblich kein Mensch kann) heißt darum nichts anderes als: seiner spezifischen Energien verlustig werden.

Dieses Wort „spezifisch" wollen wir näher betrachten. Es ist nämlich mit nichten erwiesen, daß die Energien, deren Ringkämpfe wir beobachten, im Grunde ihres innersten Wesens sich feindlich oder unversöhnlich gegenüberstehen. Im Gegenteil, wir wissen nun, daß jedes scheinbare Erlöschen einer Energie nur den Übergang in eine andere Energie — d. h. also einen Energiewechsel bedeutet; daß jede Energie unter gewissen Bedingungen in jede andere Art von Energie umgewandelt werden kann, und endlich daß bei diesen Umwandlungen und Wechseln keine Energie verloren geht, sowenig wie dabei „neue" Energie, d. h. solche, die vorher nicht in irgend einer Form existiert hätte, entstehen kann. Nichts geht verloren und aus nichts entsteht nichts; das gilt nicht nur von dem, was wir „Substanzen" nennen, sondern mit fast noch größerer Sicherheit von den Energien.

Wenn uns nun gleichwohl allüberall eine Gegensätzlichkeit im Walten von Energien entgegentritt, ja wenn unser gesamtes Leben und der reiche Wechsel der Naturerscheinungen nur auf solcher Gegensätzlichkeit zu beruhen scheint, so kann es sich nur um Formen der Energie handeln, welche durch eigenartige Bedingungen gebildet und längere oder kürzere Zeit festgehalten werden. Diese Bedingungen treten uns, sinnlich betrachtet, in den verschiedenen Gestalten materieller Systeme entgegen, innerhalb deren die Energie eine gewisse spezifische Wirkungsweise annimmt.

Aber wie? Ist es nicht ein circulus vitiosus, wenn wir sagen müssen: das Wirken spezifischer Energien — oder vielmehr das spezifische Wirken der Energie — ist bedingt durch die verschiedenartig gestalteten materiellen Systeme, und doch andrerseits zugeben müssen, daß, wie alle stofflichen Aggregatzustände, so auch die materiellen Systeme wiederum nur die Folge von Energieumwandlungen sind? — Oder

dürfen wir in dieſem ſcheinbaren Widerſpruch nur einen weiteren Beweis für die Unzulänglichkeit unſerer Sinne erkennen, welche uns immer aufs neue in Verſuchung führen, urſächliche und trennende Unterſcheidungen zwiſchen Sichtbarem und Unſichtbarem, zwiſchen Gebundenem und Freiem, zwiſchen Stoff und Kraft, zwiſchen energetiſcher und morphiſcher Epigeneſis zu machen? Gibt es nicht einen Standpunkt, von dem aus wir auch auf die Maſchinen von Menſchenhand das entropiſche Weltmotto anwenden können:

„Die Kraft erbaut ſich ſelbſt ihr Haus?"

(Übelwollenden gegenüber bemerke ich, daß hier „Kraft" poëtiſch für „Energie" geſetzt iſt, und daß ich allerdings glaube, man dürfe „auch" annehmen, daß keine Maſchine ohne menſchliche Intelligenz und Kraft d. h. ohne Energie, entſtehen könne.)

* * *

Es erſcheint vielleicht Manchem als ganz überflüſſig, aber angeſichts gewiſſer, ſagen wir: „Animoſitäten" gegen die Energetik muß es dennoch ausgeſprochen werden: das Geſetz von der Erhaltung und Ewigkeit der Energie duldet weder in der anorganiſchen noch in der organiſchen Welt irgend ein gleichwertiges oder auch nur beiläufig konkurrierendes Grundgeſetz — es ſei denn das Geſetz von der Erhaltung der Maſſen, von dem man aber annehmen kann, daß es nur einen beſonderen Fall des Energiegeſetzes darſtellt. Denn wie wir das Körperliche auch drehen und wenden, vom Weltäther bis zum Goldklumpen, überall haben wir es mit energetiſchen Maßverhältniſſen und mit Kapazitäten für beſondere, ſichtbare oder verborgene Bewegungen zu thun. Die Maſſe iſt nur das Sprungbrett der Energie, ſie gehört zu deren Turngerät.

Alle sonstigen „Gesetze" über Vorgänge, Bewegungen und Gestaltungen, über Affinitäten und Proportionen in der leblosen und belebten Natur können nur Richtungsgesetze im Rahmen des einzigen Grundgesetzes sein. Die bisherige Unmöglichkeit, die Entstehung und Erhaltung der lebenden Organismen aus der anorganischen Energetik zu erklären, darf uns nicht dazu verführen, in das große Grundgesetz eine Bresche zu legen, und wäre sie auch nur so groß wie ein Mauseloch. Ich ziele hier nicht sowohl auf spiritistische und okkultistische Bestrebungen, als auf eine eigenartige physiologische Richtung, die zwar angeblich von der „Lebenskraft" nichts wissen will, aber dennoch das Bedürfnis empfindet, das große Grundgesetz nicht als ausreichend zu erachten.

Wie schon angedeutet, ist es doch nur ein logisches Quiproquo, wenn man die ausschließliche Giltigkeit eines Gesetzes deshalb leugnen zu müssen glaubt, weil man mit Hilfe desselben nicht (oder noch nicht) den Urgrund aller Erscheinungen „erklären" kann, welche unter seiner Herrschaft zu stande kommen. Um das Energiegesetz anzuerkennen, ist es nicht nötig, daß man auch nur sagen kann, was Energie ist, so wenig wie der Glaube an Naturgesetze überhaupt von dem Beweise abhängig gemacht werden darf, daß andre Gesetze als die bekannten undenkbar seien.

Wenn irgendwo Zweifel an der Zulänglichkeit des ersten Hauptsatzes, d. h. des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf allen Gebieten, auftauchen, so dürfen wir sicher sein, daß es sich nur um Unzulänglichkeit unserer Einsicht in dem besonderen Fall des Massengesetzes handelt, sozusagen um die eigenartigen Gestaltungen und Lokalisationen der Trägheit im Rahmen des Energieprinzips. Mit anderen Worten, unsere Verzweiflung am Energiegesetz sollte sich bescheiden mit dem Eingeständnis: ich begreife das materielle System

noch nicht! Denn das iſt ja überall die unerläßliche Vorausſetzung, da es keine Energieentfaltung ohne ſolches Syſtem, und kein Syſtem ohne Energie gibt. Die Energetik hat ſich doch eben nicht bloß mit den Maßverhältniſſen der Energieumwandlungen, ſondern auch mit den materiellen Syſtemen zu beſchäftigen, welche die ſpezifiſchen Energieunterſchiede bedingen, wobei durch die Rückſichten auf Raum, Zeit und chemiſche Zuſammenſetzung ſich zahlloſe Komplikationen ergeben.

Wer alſo noch nicht im Einzelfall die Syſtemfrage bis in ihre letzten Fineſſen ergründet hat, der hat auch kein Recht, in dieſem Einzelfall die Energetik zu ſchmähen. Da aber auf dem Gebiete des organiſchen Lebens die Syſtemkunde eben erſt noch im Werden begriffen iſt, da man von den geradezu raffinierten Feinheiten im Bau und im Stoffwechſel der feinſten Gebilde nur erſt ſtaunende Vorahnungen hat, ſo grenzt es faſt an Leichtſinn, hier irgendwo die Energetik preiszugeben, — den roten Faden im Labyrinth fallen zu laſſen, nur weil wir in der Dunkelheit ſeine Farbe nicht mehr deutlich erkennen können! Das erinnert an die Kinder, die erſt die unverſtandene Mechanik ihres Spielzeugs verderben und dann aus Zorn das ganze Ding kaput machen.

Auf einem anderen Quiproquo beruht auch der Einwand, daß ſich unſere Empfindungen und Wahrnehmungen nicht hinreichend durch Energiedifferenzen erklären laſſen. Man bedient ſich hiebei des beliebten „umkehrbaren Prozeſſes“: alle Berliner ſind Deutſche, folglich ſind auch alle Deutſchen Berliner. Das wäre vielleicht ſchön, aber es iſt falſch, denn in den diabatiſchen Syſtemen (zu denen auch die Deutſchen gehören) gibt es keine unbedingt reverſiblen Prozeſſe. Ueberhaupt iſt es ein müſſiges Bemühen, eine Uebereinſtimmung zwiſchen unſeren ſubjektiven Empfindungen und den objektiven Vorgängen in unſerem energetiſchen Syſtem finden zu wollen.

Daß wir für die hypothetischen „verborgenen" Bewegungen keine, sozusagen „subjektive Kapazität" besitzen, das liegt ja schon im Worte. Aber auch die Sinnfälligkeit der Energieformen, welche in der Regel als „sichtbare Bewegungen" bezeichnet werden, ist an allerlei Kautelen gebunden.

Von tausend „Vorgängen" aus dem Bereiche der letzteren kommt uns höchstens *einer* zum „Bewußtsein". Denn nicht *jeder* Vorgang agiert auf einen Nerven; nicht jeder Angriff auf einen Nerven wirkt hier als funktioneller Reiz (z. B. Atrophie); ja der Nerv reagiert nicht einmal sicher auf *jeden* funktionellen Reiz (vorübergehende und dauernde Anästhesie, Ermüdung, Schlaf); ferner entspricht der peripheren Reaktion keineswegs immer eine Reaktion des Zentralorgans; und nicht jede solche Reaktion muß immer eine assoziative sein; nicht jede assoziative Reaktion erzeugt Empfindung; nicht jede Empfindung wird wahrgenommen; nicht jede funktionell verwertete Wahrnehmung (Perzeption) gelangt zum Bewußtsein, wird apperzipiert; und endlich ist auch noch zwischen dem kaum über die Schwelle des verborgenen Gemerks schreitenden und dem glänzenden, zu wissenschaftlicher Selbstbeobachtung ausreichenden Bewußtsein ein himmelweiter Unterschied. Wir haben also ein zehnfaches Sieb oder Filter, durch das die unzähligen „Vorgänge" in unserem System hindurchgehen müssen, bis einmal *einer* „gemerkt" wird.

Nicht so bedenklich, wie der Vorwand der Unzulänglichkeit, erscheint mir der Einwand, daß das Gesetz von der Ewigkeit und Alleinherrschaft der Energie für gewisse Lebensprobleme nur eine *formale* Bedeutung habe. Wenn man damit nur die energetischen Bilder meint, welche für uns Menschen den Anblick der Welt ausmachen und verändern, so ist gegen diesen „Einwand" nicht viel „einzuwenden". Denn *was* ist hier *nicht* formal? Es ist zuletzt nur ein Wortspiel, ob wir irgend

eine menſchliche Erkenntnis für real oder formal halten. Wem es Vergnügen macht, der kann in ſolchen Philoſophemen nach Gutdünken ſchwelgen. Die Energie ſelber befindet ſich hier in der angenehmen Lage des Jägers, der dem Fuchs das Fell über die Ohren zieht: „Sorge dich nicht, Alterchen, es iſt nur ein Uebergangszuſtand!“

Was man mit dieſem Einwande ſagen will, iſt leicht faßlich: man meint, daß die Energetik uns nur die Schlußnoten der Umwandlungsprozeſſe, nicht dieſe ſelbſt zeige. „Wir möchten, — ſo denken etwa die Anti-Energetiker, — bei der Elektrolyſe die Knickſe ſehen, die bei der Vorſtellung zum Tanze von der Ballmutter Elektra gemacht werden, und dann das zierliche Menuett der Jonten in allen ſeinen Touren; es genügt uns nicht, ſie als Mauerblümchen an den Elektroden zu zählen.“ Aber wer möchte nicht die Energie und ihre Bewegungen ſelber ſehen? Das möchten viele, das möchten alle! Einſtweilen muß es uns genügen, ſie an ihren ſichtbaren Wirkungen, an ihren tropiſchen Bildern zu erkennen. Das iſt einfach menſchlich: Wir haben nur Sinneswerkzeuge für das Gewordene, nicht für das Werdende; alle ſcheinbare Vorausſicht, daß etwas nun bald geworden ſein werde, iſt nur Abſtraktion der Erfahrung und befähigt uns nicht, den großen Urzahn der Zeit aus den Wurzeln unſerer Milchzähne zu begreifen.

* * *

Wir haben eine ebenſo geiſt- als zahlreiche Literatur über die Energetik auf den Gebieten der Statik, der Wärmelehre, der Mechanik, der Elektrizität und der Chemie; mit Stolz nennen wir neben den fremden Namen Carnot, Joule, Thomſon, Maxwell, Gibbs u. a. die deutſchen Robert Mayer, Helmholtz, Clauſius, Kirchhoff, Hertz, Mach,

Boltzmann, Ostwald u. a. Trotzdem fehlt es noch an einer gemeinverständlichen, unzweifelhaft klaren und übereinstimmenden Darstellung der allgemeinen Begriffe und ihrer Ausdrucksweisen, vor allem aber ihrer Anwendungen auf die in der Wirklichkeit vorkommenden materiellen Systeme. Der würde sich ein großes Verdienst erwerben, der — mit Beiseitelassung aller mathematischen Streitigkeiten — eine solche Darstellung in's Werk setzte. So lange sie nicht existiert, wird die Brücke zwischen der anorganischen und der Lebensenergetik nur eine provisorische bleiben und eine etwas unsichere Passage gewähren.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir die Klärung der Begriffe „gebundene" und „freie" Energie. Helmholtz hat diese Begriffe bekanntlich 1882 für das Gebiet der Thermo-Dynamik eingeführt, nachdem schon früher von Ergal, von Spannkräften und potentieller Energie gesprochen worden war. Aber diese und andere Unterscheidungen sind doch in der Regel und im wesentlichen nur auf die Arbeiten im engeren Sinne, auf die spezifischen Funktionen der Systeme zugeschnitten. Die Arbeitsleistung selbst wird aktuell, die Energievorräte, welche noch Arbeit leisten können, werden potentiell genannt. Nicht anders sind auch die alten Ausdrücke Thomson's „statisch" und „dynamisch" gemeint. „Gehobene Gewichte, die bereit stehen zum Herabfallen und wenn nötig zum Arbeiten, ein elektrischer Körper, Brennstoffe enthalten Energievorräte statischer Art. Bewegte Massen, von Lichtschwingungen und strahlender Wärme durchzogene Raumteile, Körper, die Wärmebewegungen zwischen ihren Teilchen zeigen (d. h. nicht unendlich kalt sind) enthalten Energievorräte dynamischer Art."

In dieser Definition spiegeln sich im voraus auch die späteren Anschauungen von Rankine bis zu Helmholtz und Hertz. Der Letztgenannte bezeichnet alle Energie der verborgenen Massen als potentielle, alle Energie dagegen,

welche von der Bewegung der sichtbaren Massen herrührt, als kinetische Energie des ganzen Systems. Immer oder fast immer sind es die inneren Vorräte an Arbeitsenergie, von denen gesprochen wird, nicht aber auch die energetischen Eigenschaften derjenigen Teile des materiellen Systems, welche nicht direkt in Arbeit umgesetzt werden können oder sollen. Die materiellen Grundlagen der Systeme, ihre spezifischen Aggregatzustände, ihre Architektur, ihre Festigkeit oder Elastizität u. bilden in der Regel nur „stillschweigende" Voraussetzungen, ohne daß daraus eine eigentliche Berechnung der Bedingungsenergien aufgemacht wird.

Wenn ich mich eines drastischen Beispiels bedienen darf: man beschreibt den Champagner ohne die Flasche, deren Widerstandskraft ja nicht nur an der Explosion des Prozesses beteiligt ist, sondern indirekt auch im Glase und auf unserer Zunge fortwirkt. In diese eingehende Berücksichtigung der Bedingungsenergien bin ich zuerst durch Beobachtungen an Zeitungs-Rotationsschnellpressen gekommen. Hier wird es durch eine außerordentlich präzise Gleichmäßigkeit des Antriebs ermöglicht, daß das „endlose" Papier in der komplizierten Maschine nicht vorzeitig zerreißt. Ich erinnere mich der Verzweiflung des ersten deutschen Erbauers dieser Maschinen, als bei der Probe das Papier in kurzen Intervallen immer wieder, offenbar infolge eines nicht sicht- und meßbaren kleinen Rucks, zum Reißen kam. Endlich, endlich wurde der Fehler entdeckt: Der Treibriemen war mit einer Eisenklammern genäht, wodurch auf der Drehscheibe an den betreffenden Stellen der Kraftübertragung der Riemen etwa ein Zweitausendstel seiner Zugkraft einbüßte. Als die Eisennähte durch Ledernähte ersetzt waren, ging die Geschichte brillant.

Mit derartigen Exempeln soll kein Vorwurf gegen die Pfleger der physikalischen Theorie erhoben werden; wo es die

Praxis erforderte, da haben sie auch der Bedingungsenergetik herrlich die Wege geebnet. Ich erinnere nur an den Dampfkessel-, an den Brücken- und Tunnelbau, wo es sich ja um Systeme handelt, bei denen die Berechnung der immanenten passiven Widerstandskraft die Hauptsache ist. Es soll auch gar nicht verkannt werden, daß man diese Funktionen unter den Begriff der potentiellen Energie, d. h. derjenigen der verborgenen Massen, subsumieren kann. Trotzdem möchte ich, schon mit Rücksicht auf die eigenartigen Beziehungen unter den materiellen Punkten der lebendigen Systeme, eine mehr praktische Unterscheidung solcher Energie, welche die bleibende Architektur ermöglicht, von derjenigen, welche die spezifisch funktionelle Arbeit des Systems liefert, vorschlagen.

Bei den Lebenssystemen erscheint mir eine derartige Unterscheidung um so mehr angezeigt, als bei der allmählichen Entwickelung des Individuums beide Arten von Energien ein fast ebenmäßiges Anwachsen erfahren, und als hier doch andrerseits zwischen beiden Arten von Energien noch innigere Relationen bestehen, als in irgend einem anorganischen System. Gehen doch diese Beziehungen im tierischen Körper oft so weit, daß die architektonischen Substanzen und mit ihnen die statischen Bedingungsenergien herhalten müssen, um die kinetischen Funktionen ganz direkt zu ermöglichen. Man denke nur an die Inanition (Aushungerung), wo die Gehirnarbeit und die Herzthätigkeit auf Kosten des materiellen Systems bis zum nahezu vollständigen Verfall desselben stattfinden. Die Stoff- und Gerüst-Energetik hat daher im lebenden Organismus eine fast noch größere Bedeutung als in den leblosen Systemen, wo es oft gar nicht so wesentlich ist, ob z. B. ein Fundament aus Stein, Holz oder Metall besteht.

Wenn man in einem sehr komplizierten, mit zahlreichen

Verkoppelungen ausgerüsteten System als Pole der Veränderlichkeit einerseits die, die starrsten Formen erhaltende Energie, andrerseits die kinetische Explosion setzt, so kann man sich zwischen diesen Polen eine große Anzahl von Freiheitsgraden der Energie denken, je nach der energetischen Anlage der Teilsysteme und ihrer Beziehungen. In einem Kubikmeter Porphyr, zu dessen „Bildung" eine millionenjährige Arbeit gehörte, steckt vielleicht gerade soviel Energie wie in einem Zentner Schießpulver, aber in Beziehung auf die Freiheit oder vielmehr Umwandlungsfähigkeit nehmen beide Energiemassen einen sehr verschiedenen Rang ein. Ähnlich verhält es sich mit dem Stahlgerüst und dem Wasserdampf in einer Maschine, mit den Knochen und den Nervenzellen im tierischen Körper.

Ich weiß nicht, ob ich recht verstanden werde. Ich denke mir nur, es könnte den Theoretikern der Physik und Chemie nicht allzu schwer fallen, bei ihren Aufstellungen auch auf die lebendigen Systeme einige Rücksicht zu nehmen. Diese Systeme sind freilich keine „idealen" im Sinne der physikalischen Theorie, noch fügen sie sich ohne weiteres der mathematischen Behandlung; sie sind weder adiabatisch noch schutzlos diabatisch; sie sind nicht cyklisch und dennoch nicht ohne Kreisprozesse; sie sind nicht konservativ und doch auch nicht schlechtweg dissipativ, — man könnte sie scherzweise „freikonservative" nennen. Jedenfalls aber steht der Betrachtung und Beschreibung der Organismen als energetischer Systeme kein wissenschaftliches Bedenken entgegen; daß dies bisher kaum geschehen, beruht lediglich (ich benutze hier einen Ausspruch von Hertz aus anderem Zusammenhang) „auf der freiwilligen Beschränkung unserer Auffassung oder der unfreiwilligen Beschränktheit unserer Kenntnis der natürlichen Systeme."

* * *

Der Versuch aber, die Erscheinungen und Bedingungen des *Lebens* mit der chemisch-physikalischen Energielehre nicht nur in nähere Berührung, sondern thunlichst in Einklang zu bringen, hat nicht etwa bloß ein rein wissenschaftliches Interesse.

Denn indem wir den lebenden Organismus — Pflanze oder Tier — als *energetisches System* auffassen und seinen Aufbau auf *energetische Prozesse* zurückführen, gewinnen wir für viele, ja eigentlich für alle Fragen der Ernährung, Züchtung und Gesundheitspflege, ja sogar für die Frage der Erziehung und der geistigen Bildung außerordentlich wichtige Aufklärungen, die sich bei konsequentem Festhalten der neuen Gesichtspunkte mit der Zeit als ganz unentbehrliche Hilfsmittel der Praxis erweisen müssen.

Es kommt nun vor allem darauf an, sich unentwegt das *allgemein naturwissenschaftliche Axiom* vor Augen zu halten: *daß es keinen Zustand und keine Veränderung gibt, welche nicht direkte Folgen von Energiewechseln wären.* Wir kennen weder den chemischen Aufbau der lebenden Gebilde noch ihre spezielle Physik, aber wir wissen, daß jedes materielle Gefüge, jede Form, jede Bewegung und Arbeit auf *energetische Vorgänge* zurückzuführen ist. Das gilt nicht bloß von den kosmischen Dingen, sondern auch von der unscheinbarsten Zelle des tierischen Körpers, ja sogar von den menschlichen Gedanken. Es ist eine „Zwangsvorstellung" im besten Sinne des Wortes; unter ihr nimmt Vieles aus dem Gebiete der Morphologie, der Histologie und Anatomie, das uns sonst als starr und tot erscheinen mochte, eine eigentümliche Lebendigkeit an. Ganz zweifellos wird damit in den allermeisten Fällen noch nichts Bestimmtes über die spezifischen Wirkungsweisen ausgesagt, und die chemische und physikalische Experimentierkunst steht meistens

ratlos zur Seite. Aber schon das ganz allgemein tropisch x gibt Anregung zu fruchtbarem Denken, wie es ja auch dem Chemiker sehr nützlich ist, sich fortwährend zu vergegenwärtigen, daß bei jedem seiner Experimente die Physik stille Teilhaberin ist, wäre es auch nur in Form von einem „bißchen Wärme". Es ist bedenklich, sich von dem sicheren Speziellen in das unsichere Allgemeine zu verlieren, aber auch nützlich, zur Befruchtung spezieller Kenntnisse an allgemeinen Wahrheiten festzuhalten.

* * *

Die belebten geschlossenen Systeme, namentlich diejenigen höherer Ordnung, stellen sich uns im Vergleich zu den unbelebten als außerordentlich kompliziert dar, eigentlich durchweg als eine zusammenhängende Vielheit von Systemen. Mit Rücksicht auf ihre Entstehung und Fortpflanzung wollen wir sie kurz

Keimsysteme

nennen.

* * *

Was ich unter energetischer Epigenesis und epigenetischen Energieformen verstehe, habe ich ausführlich in dem Buche dargelegt, welches unter dem gleichen Titel erschienen ist.

Das Wort Epigenesis ist früher nur morphologisch angewandt worden, um die freie Entfaltung gegenüber dem Präformismus zu kennzeichnen. Da aber keinerlei morphische Entfaltung ohne energetische Prozesse, sei es aus dem Bereiche der Physik oder demjenigen der Chemie, denkbar ist, so bedarf die Bezeichnung „energetische Epigenesis" eigentlich keiner Rechtfertigung mehr.

Da uns ferner in der sonstigen Natur keine Energie-

formen bekannt sind, welche bei ihrem Verkehre z. B. Nasen, Ohren oder Augen, Blutkörperchen oder Nervenzellen als Residuum hinterlassen und erhaltend bewohnen, so ist es naheliegend, in diesen und tausend anderen Fällen von **epigenetischen** Energieformen zu sprechen. Ob wir es hier einfach mit Kombinationen von Energieformen zu thun haben, welche uns aus der Physik und Chemie, namentlich aus der Elektrochemie bekannt sind, mag zunächst dahingestellt bleiben. Denkbar wäre es ja immerhin, daß die Natur in den Keimsystemen eine ganz besondere Eigenart von Energieformen zusammengebraut hätte, welche sich nicht als bloße „Kombinationen" nach menschlichen Begriffen ansprechen ließen. Vielleicht ergeht es uns damit ähnlich wie dem Doktor Faust mit Gretchen:

Bin weder Physik, weder Chemie,
Doch was ich bin, das erfährst Du nie!

Aber wir brauchen gar nicht den Teufel des **Ignorabimus** an die Wand zu malen. Sind uns denn wirklich schon alle Energieformen und Energiewechsel aus der anorganischen Welt bekannt? Was wissen wir von den „verborgenen Massen", die doch vorläufig nur erst einen Glaubensartikel der Energetik bilden? Hat uns nicht jedes der letzten Jahrzehnte ein paar neue Wirkungsweisen erkennen lassen, und wer sagt uns, daß die Röntgen- und die Becquerelstrahlen die letzten waren? Auch diese kommen für uns nur unter ganz bestimmten systematischen Bedingungen zur Erscheinung, — kann es sich nicht ganz ähnlich mit den verschiedenen Formen der **Keimenergie** verhalten?

* * *

Wenn wir den Keimsystemen ernsthaft auf den Leib rücken wollen, so müssen wir uns zunächst aller teleologischen Vorurteile entledigen. Es muß uns ganz gleichgültig sein, ob

mit dieser oder jener Eigenschaft sich zufällig ein höherer, menschlich sympathischer „Lebenszweck“ verbindet. Man könnte ja auch vom Standpunkte einer gewissen kommunistischen oder anarchistischen Naturanschauung aus alle und jede energetische „Gebundenheit“ als einen Rückschritt, die materiellen Dauersysteme mit starren und halbfesten Gleichgewichtszuständen als feudale Zwingburgen ansehen. Für diesen Standpunkt wäre das Ideal der Mischung von Materie und Energie der gasflüssige Urbrei mit möglichst gleichmäßiger Wärmeverteilung und ohne alle Arbeitsorganisation im größeren Stil. Aber da kommen sofort die Wärmetheoretiker und machen uns klar, daß ja gerade eine solche weitestgehende Dissipation *ihrer* spezifischen Energieform das gerade Gegenteil von Freiheit, nämlich die trostloseste Gebundenheit, das Entropiemaximum, bedeute! Auch wenn wir ihn weitab von unseren Lebensinteressen suchen, immer wird der teleologische Standpunkt so oder so ad absurdum geführt werden können.

Wir werden daher gut thun, einen Standpunkt zu suchen, der *weder* teleologisch, *noch* idealtheoretisch ist; das ist aber der *praktische*, indem wir alle energetischen Fragen ganz direkt auf *das bestimmte materielle System* beziehen, das wir erklären wollen. Es ist der uns Menschlein angeborene *Ich-Standpunkt*, den wir mit einiger Phantasie auch anderen Menschlein und sonstigen Lebewesen zubilligen können. Wir brauchen dann gar nicht zu sagen: „Dies oder das ist zur Erhaltung des Systems wunderbar und weise eingerichtet“ — solches Lob vertragen etwa nur die Maschinen von Menschenhand, bei denen zuerst die Gleichgewichtsteile gemacht und dann erst die lebendigen Kräfte zugeführt werden; — sondern wir betrachten die *von der Natur gegebenen Existenzbedingungen* des fraglichen Systems einfach als ein Inventar jenseits von Gut und Böse. Von diesem Standpunkte

aus können wir zwar nicht immer ganz leicht, aber doch verhältnismäßig leicht sagen, was unter innerer und äußerer Arbeit, unter kinetischer und potentieller, unter freier und gebundener, unter funktioneller und Bedingungs-Energie verstanden werden soll.

Da aber jeder Versuch, die theoretische Energetik den Keimsystemen anzupassen, uns notgedrungen zu einer modifizierten, resp. erweiterten Inanspruchnahme des Entropiebegriffes führt, so ist es vielleicht gut, dieser naturwissenschaftlichen Seeschlange eine kurze Betrachtung zu widmen.

Als der erste Hauptsatz noch in den Kinderschuhen steckte und der zweite kaum als Embryo existierte, da ereignete sich folgendes reizende Intermezzo, das Ernst Mach in seinen „Prinzipien der Wärmelehre" berichtet. Dem damals noch unbekannten Landarzt Robert Mayer war daran gelegen, den Physiker Jolly von seinem Gesetze der ewigen Krafterhaltung zu überzeugen, was bei dem trefflichen Professor nach dessen eigenem späteren Bekenntnis nicht sofort gelingen wollte, weil er in den Ansichten der Schule befangen war. Auf die Einwendung Jolly's: „Da müßte ja das Wasser beim Schütteln wärmer werden," ging Mayer ohne ein Wort zu sagen fort. Nach mehreren Wochen trat ein Mann zu Jolly ins Zimmer mit den Worten: „Es isch a so!" Es war der schwäbische Doktor, der, von Jolly kaum mehr wiedererkannt, in der Voraussetzung gelebt hatte, auch der Akademiker müsse die ganze Zeit über nur den einen Gedanken verfolgt haben.

In diesem „Es isch a so" haben wir den ersten und wenn wir wollen, auch den zweiten Hauptsatz. Wir brauchen nämlich nur dafür zu sorgen, daß das geschüttelte Wasser kalorisch isoliert werde, dann ereignet es sich, daß die durch die Bewegungen (Arbeit) des kalten Wassers erzeugte Wärme als „gebundene" Energie in dem System „Wasserflasche" zurück-

bleiben muß. Wollen wir dieſes Syſtem für einige Zeit annähernd adiabatiſch machen, ſo wickeln wir es in Filz oder Watte ein. Die Schüttelwärme des Waſſers charakteriſiert ſich nun, wenn auch nur für einige Zeit, als irreverſibles Aequivalent der mechaniſchen Arbeit, welche durch das Stoßen und Spritzen der Waſſermolekeln unter ſich und gegen die Flaſchenwände erzeugt ward.

Dieſes Beiſpiel führe ich hier an, weil die allgemein energetiſchen Vorſtellungen auch heute noch im Banne der Wärmelehre ſtehen. Wenn man von gebundener Energie ſpricht, ſo denkt man zunächſt oder ausſchließlich an das bei Umwandlungsprozeſſen ſich ergebende Wärmereſiduum, welches nicht „von ſelbſt“ aus Körpern von tieferer zu ſolchen von höherer Temperatur übergehen, und ebenſowenig in andere Energieformen umgewandelt werden kann. Die Erklärung dieſes ſogenannten „Wärmetodes“ wurzelt noch in der vormärzlichen Anſchauung von der ſtofflichen Natur der Wärme und ſo konnte man dieſe mit dem Waſſer vergleichen, das zwar den Waſſerfall hinunter, aber nicht hinauffallen kann und, am Ende des Gefälles angekommen, zur Ruhe, zur Arbeitsloſigkeit verurteilt iſt.

Die Anſchauung, daß die Wärme eine Art flüchtigen Körpers (Phlogiſton) ſei, iſt nun freilich längſt aufgegeben; man nimmt jetzt wohl allgemein an, daß die Wärme, wie wir ſie als ſolche fühlen und meſſen können, auf ungeordneten Bewegungen der Molekeln beruhe. Dieſe Hypotheſe erklärt am beſten die Unterſchiede in der ſpezifiſchen Wärme der verſchiedenen Körper, die Verſchiedenheiten bei der Wärmewanderung und -Leitung, bei der ſogenannten Wärmeſtrahlung und Abſorption, endlich bei der infolge chemiſcher Prozeſſe ſich ergebenden, poſitiven oder negativen Wärmetönung. Denn wenn die Molekeln es ſind, deren

Schwingungen die Wärme darstellen, so ist es ja ganz natürlich, daß wir nach Maßgabe ihrer chemischen Beschaffenheit, Lagerung und Kohärenz mancherlei besonderen Verhältnissen begegnen, namentlich bei solchen Körpern, welche nicht stofflich homogen, sondern porös, locker oder koulissenartig aufgebaut sind.

Für die Richtigkeit der Hypothese, nämlich daß wir es hier im Gebiete der Wärme mit einer zwar lebendigen, kinetischen, jedoch an den kleinsten Stoffteilchen ungeordneten Energie zu thun haben, spricht namentlich der Umstand, daß die Wärme die einzige Energieform zu sein scheint, welche von einem Körper zum anderen (mit der unten S. 236 zu erwähnenden Ausnahme) ohne Änderung ihrer Kapazitätsfunktion — hier der Temperatur — übergehen und welche bei jeder sonstigen Energieumwandlung nur gewinnen, nicht verlieren kann. Wollen wir uns diesen „Vorzug" der Wärme vor anderen Energieformen durch ein materielles Bild verdeutlichen, so denken wir uns zwei große Bottiche *A* und *B*, die mit zwei verschiedenen Flüssigkeiten angefüllt sind. Behende Mägde tragen in vollgeschöpften Eimern den Inhalt von *A* nach *B* und umgekehrt, hierbei wird aber immer ein Teil jedes Eimerinhalts verschüttet, so daß sich allmählich zwischen den beiden Bottichen eine Pfütze bildet — das ist die Wärmeentropie des Systems *AB*, die nicht kleiner, wohl aber stets größer werden kann.

Wir können auch so sagen: alle kinetische Energie, die nicht in den Bahnen systematischer Ordnung bleiben kann, die verschüttet oder verludert wird, geht zwar nicht verloren, aber sie wird zunächst Abfallwärme, d. h. ungeordnete Molekularbewegung. Der zweite Hauptsatz der Wärmelehre besagt denn auch, daß die nicht mehr in Arbeit zurückverwandelbare Wärmemenge zwar bei den (nur in der Theorie

existierenden) umkehrbaren Prozessen konstant bleiben kann, bei allen nicht umkehrbaren (irreversiblen), d. h. bei den in der Wirklichkeit allein vorkommenden Prozessen aber nur größer werden kann. Da nun nicht jede Wärmemenge in mechanische ꝛc. Arbeit, wohl aber jede Arbeit in Wärme verwandelt werden kann, so treiben demnach alle Systeme einer immer weitergehenden Energiezerstreuung, der Auflösung in ein allgemeines Wärmeminimum (Entropiemaximum) entgegen. So wird die Wärme gewissermaßen zum Abfallfaß, zum Manscheimer des Weltenergieverkehrs, unter den Händen einer Spekulation à la baisse sozusagen zum bösen Mädchen für Alles, das mit rauher Hand in der großen Energieküche der Welt alles kurz und klein schlägt, alles „verrunjeniert".

Hiebei mag es für uns Erdenbewohner ein Trost sein, daß die Wärme als solche, d. h. als ungeordnete Molekularbewegung, nicht in alle Körper übergehen kann: der den Weltenraum ausfüllende hypothetische Äther besitzt, wie man wohl annehmen darf, keine „Kapazität" für Wärme! Von den die Sonnensysteme zusammenhaltenden großen, verborgenen Bewegungen abgesehen, scheint der Äther nur leitungsfähig für elektrische Strahlen aller Wellenlängen zu sein, welche erst bei der Absorption durch irdische Körper, auch schon in der Luft nicht nur Licht und elektrische Spannkräfte, sondern auch Wärme erzeugen. Vielleicht erklärt sich die Wärmeimpotenz des Äthers einfach dadurch, daß er keine Molekeln besitzt, die da wimmeln und sich beuteln lassen, nach dem alten trivialen Satze: Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Für die Weltentropie ist das sehr schlimm, für uns und unsere Lebensentropie desto besser. Wäre der Weltäther für die ungeordneten Bewegungen der Wimmelwärme empfänglich, dann wäre er wohl schwerlich im Stande, die Lichtstrahlen durch nahezu unbegrenzte kosmische Entfernungen zu tragen.

Schon der Clausius'schen Weltentropie ist der Einwand entgegengehalten worden, daß der zweite Hauptsatz der Wärmelehre nur bezüglich solcher Systeme volle Gültigkeit hat, deren Energievorrat ein abgeschlossener, begrenzter ist, welche weder Wärme noch Arbeit oder sonstige Energie von außen aufnehmen oder nach außen abgeben. Denn sobald ein System nicht in dieser Weise von seiner Umgebung abgeschlossen ist, kann es seinen Energieinhalt und also auch seine Wärmeentropie nicht sicher behaupten; es ist sogar denkbar, daß, während die nicht in Arbeit rückwandelbare Wärme aus den Systemen entweicht, dieser Energieverlust anderweitig mehr als ersetzt wird. Da aber kein Mensch sagen kann, wo „die Welt" aufhört, so kann man sie auch nicht als ein solch ideales, abgeschlossenes, vor Wärmeverlust und Wärmezufuhr geschütztes (adiabatisches) System betrachten. Ja nicht einmal unser Sonnensystem kann als solches gelten, da wir ja gar nicht wissen, welche energetischen Beziehungen zwischen ihm und anderen Sonnensystemen, vielleicht einer Zentralsonne oder dergleichen bestehen. Es gibt überhaupt in der uns zugänglichen Welt nachweislich kein streng abgeschlossenes adiabatisches System, und damit fällt eigentlich in praxi der ganze zweite Hauptsatz der Wärmelehre, wenn und insoweit man ihn dem ersten Hauptsatz als gleichwertig zur Seite stellen will. Man kann ihn für gewisse Fälle vielleicht als Richtungsgesetz aufrecht erhalten, aber man müßte ihn dann etwa so fassen: „Die Wärmeentropie eines Systems muß wachsen, insoweit es nicht möglich ist, die restierenden ungeordneten Bewegungen in geordnete zu verwandeln."

Eine solche oder ähnliche Fassung müßte sich, wie mir scheint, aus der Auffassung der Wärme als Bewegung ergeben. Man kann auch deutlich sehen, wie seit dem Durch-

bruche dieser Auffassung in der Mitte der vierziger Jahre neben der rein mathematisch-physikalischen Entropielehre eine sozusagen physiologische Tendenz hergeht. Maxwell und nach ihm Tait haben die an die lieblichsten Kindermärchen erinnernde, mit Unrecht verspottete Geschichte von den „Dämonen" aufgebracht, die durch ein zwischen verschieden warmen Gasen aufgestelltes Gitter nur die wildest bewegten Molekeln des kühleren Gases zu dem heißeren hinüberlassen sollten, wodurch das heißere Gas Wärme von dem kühleren empfangen würde. Mit anderen Worten: Der Übergang von Wärme von kälteren zu wärmeren Körpern wäre denkbar, wenn man auf die einzelnen Molekeln einwirken, bezw. die Molekeln zweier Körper nach Auswahl mischen könnte. Die bedeutendste und wichtigste Konzession seitens der theoretischen Physik an diese Richtung finde ich in der unscheinbaren, zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Anmerkung, welche Helmholtz dem § 1 seiner „Thermodynamik chemischer Vorgänge" beigefügt hat. Es heißt hier im Text, nachdem die Bedeutung der Funktionen U, Entropie S und Freie Energie $\mathfrak{F}$ definiert worden:

„Wir bedürfen schließlich in diesem Gebiete noch eines Ausdrucks, um das, was die theoretische Mechanik bisher als lebendige Kraft oder aktuelle Energie bezeichnet hat, deutlich zu unterscheiden von den Arbeitsäquivalenten der Wärme, die doch auch größtenteils als lebendige Kraft unsichtbarer Molekularbewegungen aufzufassen sind. Ich möchte vorschlagen, erstere als „die lebendige Kraft geordneter Bewegung" zu bezeichnen. Geordnete Bewegung nenne ich eine solche, bei welcher die Geschwindigkeitkomponenten der bewegten Massen als differenzierbare Funktionen der Raumkoordinaten angesehen werden können. Ungeordnete Bewegung dagegen wäre eine solche, bei welcher die Be-

wegung jedes einzelnen Teilchens keinerlei Art von Ähnlichkeit mit der seiner Nachbarn zu haben brauchte. Wir haben allen Grund zu glauben, daß die Wärmebewegung von letzterer Art ist, und man dürfte in diesem Sinne die Größe der Entropie als Maß der Unordnung bezeichnen. Für unsere, dem Molekularbau gegenüber verhältnismäßig groben Hülfsmittel ist nur die geordnete Bewegung wieder in andere Arbeitsformen frei verwandelbar."

Und nun des Meisters Anmerkung hierzu: „Ob eine solche Verwandlung den feinen Strukturen der lebenden organischen Gewebe gegenüber auch unmöglich sei, scheint mir immer noch eine offene Frage zu sein, deren Wichtigkeit für die Ökonomie der Natur in die Augen springt."

* * *

Die Wärme ist aber nicht bloß Mädchen für Alles, Hausmagd, Zugeherin u. s. w. in einer Person, sie ist auch die Mutter des Lebens, die selber stillt und selber kocht. Ja noch mehr, gerade die vielgeschmähte Entropie, die nicht mehr in andre Energieformen verwandelbare gebundene Wärme scheint hiebei die Hauptrolle zu spielen. Erst da, wo die ungeordneten Bewegungen der kleinsten Teilchen ein gewisses beständiges Maß der Lebhaftigkeit erreicht und sich in den regelmäßigen Dienst materieller Systeme gestellt, vielleicht diese selbst veranlaßt hatten, konnte sich das entfalten, was wir „Leben" nennen. Erst die milliardenfachen Zufälligkeiten, welche durch das Wärmewimmeln der Molekeln in immer komplizierteren chemischen Zusammensetzungen geschaffen wurden, ermöglichen es unserer Phantasie, eine Art natürlicher Entdeckung oder Erfindung von primitivsten Lebenssystemen zu denken. Jedes Zuviel oder Zuwenig an solcher Lebhaftigkeit mußte die Entstehung des Lebens verhindern, wie wir es

heute noch an den Organismen aller Art, wenn auch unter vielerlei Maßgaben, beobachten können.

Daß gerade die höher entwickelten Keimſyſteme (Säugetiere und Vögel) trotz ihres im weſentlichen diabatiſchen Charakters Schutzvorrichtungen beſitzen, welche ihnen die Erhaltung einer ſehr engbegrenzten *Normaltemperatur* ermöglichen, führt uns aber zu einer Anſchauung, welche in der theoretiſchen Phyſik nur erſt ein ſchwaches Echo findet. Es ſcheint nämlich, daß die gebundene Bedingungswärme in den organiſchen Gebilden mit der höheren Entwickelung ein immer *genauer konſtantes Potential* erlangt, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß dieſe gebundene Intenſität in jedem Individuum nicht etwa zufällig entſteht, ſondern einen Teil der Epigeneſis des ſich fortpflanzenden Keimſyſtems bildet, ſo kommen wir auf die Idee, daß wir hier vor einer Art von Entropie, gewiſſermaßen einer *erblichen Gleichgewichtsentropie* ſtehen. Daß die normale tieriſche Wärme in einer die Umgebung weit überſteigenden Temperatur mit einer ſolchen Unfehlbarkeit konſtant erhalten wird, obſchon das Syſtem weſentlich diabatiſch iſt und auch ſonſt nicht dem Ideal eines ſtreng abgeſchloſſenen Syſtems mit umkehrbaren Prozeſſen entſpricht, — das kann der Bezeichnung dieſer gebundenen Wärme als Entropie keinen Eintrag thun, im Gegenteil!

Der mit der theoretiſchen Phyſik Vertraute wird beim Leſen des vorſtehenden Satzes vielleicht einen Verſtoß gegen die Schulſprache angemerkt haben. „Gebundene Intenſität“ und „Entropiepotentiale“ gibt es dort nicht, ſoviel ich weiß. Hier aber, in den lebendigen Syſtemen, *brauchen wir derlei ſehr notwendig*. Die ganze Kraftentfaltung dieſer Syſteme wurzelt ganz weſentlich in ihren entropiſch gebundenen Energien, der Zuſammenhang zwiſchen Intenſität und Kapazität, zwiſchen Potential und Entropie iſt hier ein überaus inniger,

ganz unentbehrlicher, was schon daraus hervorgeht, daß — ganz abgesehen von der äußeren Arbeit, von der Nerven- und Muskelthätigkeit, dem Blutumlauf, von den Sinnen und der „Seele," — auch dem materiellen System als solchem eigenartige Lebensfunktionen zugesprochen werden müssen. Die durchgängige Störung der materiellen Gleichgewichtszustände nach dem Tode können wir gar nicht anders auffassen, als daß nun gewisse immanente Potentiale, welche bisher allen Angriffen auf den gesicherten Besitz des Systems Stand gehalten hatten, gefällt sind.

An Versuchen, den Entropiebegriff auf alle Arten von Gleichgewichtszuständen auszudehnen, fehlt es in der theoretischen Physik nicht (Horstmann, Gibbs, Wiedeburg, Planck, Helm). Sogar in einem weitverbreiteten und angesehenen Lehrbuche der Physik lese ich den Satz: „Man könnte die Entropie eines Systems auch definieren als denjenigen Teil seiner inneren Energie, welcher sich nicht in Arbeit umsetzen läßt." Vielleicht aber würde der Verfasser dieses Satzes erschrecken, wenn man ihn für die belebten Systeme escomptieren wollte. Fruchtbringend für unsere Zwecke wird die Funktion S eben erst dann, wenn wir ihr alle mechanischen und namentlich auch alle chemischen Gleichgewichtszustände angliedern, die uns bei den Keimsystemen in mannigfachen festen, flüssigen, gasförmigen und gemischten Phasen entgegentreten, ebenso wie wir unter den organischen Gleichgewichten selbst nebst einer verhältnismäßig beschränkten Zahl stabiler einer Masse von labilen und indifferenten begegnen. Namentlich die höheren Lebewesen weisen eine geradezu kaleidoskopische Fülle der verschiedensten Entropismen auf, von denen sich gar viele bei näherer Betrachtung als Larven chemischer Arbeitspotentiale und daher als Hörige der Funktion F erweisen mögen.

Es ist doch kein Zufall, daß wir gerade bei den weitsichtigsten Denkern auf dem Gebiete der Energetik immer wieder der Vermutung begegnen, daß es wichtige Energieformen gebe, die uns noch nicht bekannt seien (Hertz, Ostwald). Wenn wir von den sogenanten „nichtmechanischen" Energiegruppen (von der elektrisch-magnetischen und der strahlenden Energie ganz absehend) nur die Wärme und die chemische Energie mit den Möglichkeiten der mechanischen Formen — Volum-, Flächen-, Distanz- und Bewegungsenergien zusammenhalten, so ergibt sich schon für die anorganische Welt eine große Zahl denkbarer Mannichfaltigkeiten, von denen sehr viele noch nicht konstatiert und entwickelt, geschweige denn genügend erklärt sind. In den meisten anorganischen Fällen lag ja wohl hiezu auch noch kein Bedürfnis vor. Ganz anders verhält es sich auf dem Gebiete der Keimsysteme, wo schon die geheimnisvollen Wachstumsbewegungen die erwähnten, bisher vernachlässigten Beziehungen der chemischen zu den mechanischen Energieformen in den Vordergrund treten lassen und in neuer Beleuchtung zeigen. Von der wichtigen Lehre von den Intensitäts- und den Kapazitätsgrößen (Helm, Ostwald) kann man geradezu sagen, daß sie für die Physiologie noch gar nicht existiert, obschon ihr auf diesem Gebiete vielfach vorgearbeitet ist.

Angesichts einer so großen Wissenskluft zwischen anorganischer und organischer Energetik ist die Ausdehnung des Entropiebegriffes auf alle Bedingungsenergien der Organismen wohl ein, wie ich nicht verkenne, gewagtes Unternehmen. Indessen auch ein sehr verlockendes! Denn wenn wir die gebundenen Energien des materiellen Systems als die Summe der Energie ansprechen dürfen, welche normalerweise nicht in äußere Arbeit oder spezifische Thätigkeit des Systems umgewandelt wird, so ist zwar eine zum Teil recht willkürliche

Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Arbeit erforderlich, aber es eröffnen sich auch schöne, neue Gesichtspunkte, von denen mir als einer der wichtigsten derjenige erscheint, der uns die dauernde Abhängigkeit der Entropie der Teile von deren äußerer Arbeit zeigt.

Hier denke ich zunächst nicht an jene materiellen Bildungen, die man schlechtweg als Produkte organisierter, in bestimmte Bahnen geleiteter Wachstumsbewegungen, als vorwiegend materielle Regenerationen ansehen kann, wie z. B. die jährlich mehr Enden ansetzenden Hirschgeweihe, der Haar- und Krallenwuchs, die Narben- und Callusbildung nach Haut- und Knochenverletzungen u. dgl. — sondern ich meine die normale Stärkung der Arbeit leistenden Gewebe eben infolge der Arbeit, und zwar der normalen Arbeit mit voller Rücksichtnahme auf Ruhe, Ernährung ꝛc. Man sagt wohl: Der Organismus antworte auf jede Schädigung mit größerem Ersatz. Wenn wir auch ganz absehen von den zahlreichen Fällen, wo überhaupt nicht in dieser Weise „geantwortet" wird oder wo die Antwort eine für das Gedeihen des Systems sehr ungenügende ist, so können wir jedenfalls fragen: Warum ist dieser Ersatz nur dort ein normaler, die materiellen Träger der Arbeitspotentiale virtuell verstärkender, wo — gearbeitet ward?

Mein Gedankengang ist folgender: Jedes Teilsystem hat seine, teils angeerbte, teils erworbene Kapazität für die ihm zukommende spezifische Energie. Sobald durch äußere Arbeit ein Teil des Potentials verbraucht und der materielle Energiespeicher entsprechend abgenutzt ist, findet der ständige Energiestrom eine dem Verbrauch etwa äquivalente Verstärkung, deren genaue Größe naturgemäß von den spezifischen chemischen Prozessen, Stoffwechseln oder — es kommt ja hier nicht auf den Namen an — Wachstumsbewegungen,

im Grunde also von der Gesamternährung und von der Ordnung der Ersatzbewegungen, in vielen Fällen von der Mitwirkung des Zentralorganes, abhängt. Wir haben also die beiden Faktoren: Kapazität des Teilsystems und Stärke des Energiestromes *U*. Was nun von diesem nicht für die äußere Arbeit, bezw. zur Bildung von Arbeitspotentialen verbraucht wird, muß notwendigerweise der Funktion *S* anheimfallen, wobei naturgemäß die Nutzentropie des arbeitenden Teilsystems den Löwenanteil davonträgt, — um so sicherer, je regelmäßiger alles, was etwa als entropischer Ballast gelten könnte (Uebersett ꝛc.), infolge der sich immer wiederholenden normalen Arbeit des Teilsystems aus diesem durch die bekannten Kanäle abgeführt wird. Der durch Arbeit beeinflußten Nutzentropie erwächst hiedurch eine ähnliche Eigenschaft, wie die Koërzitivkraft des Stahles. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie vorteilhaft sich z. B. die Muskulatur des Turners, die Knochen des Lastträgers, die Fußsehnen des Bergsteigers, das Gehirn des Denkers ihrer feineren Struktur nach von den gleichnamigen materiellen Teilsystemen fauler Menschen unterscheiden.

Eine erhebliche Schwierigkeit, welche dieser Auffassung erwächst, liegt freilich in der Fortpflanzung. Kann die Funktion *S*, welche ja nur die teilweise Umbiegung der Funktion *U* darstellt, überhaupt „vererbt" werden? Und kann insbesondere diese Vererbung derart erfolgen, daß — wie es namentlich bei höheren Tieren zu sein scheint — in der Ontogenesis eine lange, fast ausschließlich entropische Entwickelung den äußeren Arbeiten des Systems vorangeht? Mit solchen Fragen steigen wir in die dunkelsten Tiefen der Lebenserklärung. Ich meine, wenn wir die Thatsachen der Fortpflanzung überhaupt als Ergebnisse energetischer Vorgänge betrachten, dann kommt es auf ein mehr oder weniger an „begreiflicher" Entropie nicht an.

Man kann sogar annehmen, daß das Leben in seinen primitiven Erscheinungen, in der Pflanzen- und niedersten Tierwelt, einen ganz wesentlich entropischen Charakter trage, so daß das vorherrschende Anwachsen der materiellen Teile in der Embryonalzeit der höheren Tiere nur als Wiederholung früherer Entwickelungsstufen erscheint. Daß aber im Rahmen der Vererbungsgesetze auch rein entropische Wachstumsbewegungen sich wiederholen können, wird uns begreiflich durch die auffallenden Regenerationen des materiellen Baues, namentlich der früheren Muskulatur, der Gefäßwände, der Drüsen und der Haut, nach Krankheiten. Ich habe derlei selber erfahren: Durch fleißiges Turnen u. dgl. hatte ich mir eine nicht gewöhnliche Muskulatur erworben, welche 1866 nach einer schweren Verwundung (komplizierte Schußfraktur im oberen Drittel des r. femur) und infolge langen Krankenlagers vollkommen verschwand, dann aber bei guter Ernährung sich sehr bald wieder einstellte, und zwar ohne erneute turnerische Uebung. Wir müssen uns eben zu der von der anorganischen Physik abweichenden Einsicht bequemen, daß nicht nur die Tendenz zu den äußeren Arbeiten des lebenden Systems, sondern auch die durch frühere äußere Arbeit organisierten entropischen Wachstumsbewegungen wiederhergestellt und vererbt werden können.

Von diesem Gesichtspunkte aus könnten wir sagen: Muskelarbeit erzeugt Muskelentropie, Inanspruchnahme der Knochen Knochenentropie, der Zähne Zahnentropie, des Blutes Blutentropie u. s. w.; wer sein Blut, seine Muskeln nicht „arbeiten" läßt, hätte es sich selber zuzuschreiben, wenn jene Gebilde schwach und widerstandslos blieben, wenn an die Stelle normaler eine abnormale, schädliche Entropie (Fett, Wucherungen) träte. Und das alles würde auch für die Regeneratien und für die Vererbung gelten. Das wäre, wie ich

glaube, eine mehr naturwissenschaftliche, auf Analogien mit der allgemeinen Physik und Chemie begründete Erklärung, **warum** auf jede Schädigung durch funktionelle Arbeit normalerweise mit qualitativ reichlicherem materiellen Ersatz geantwortet wird; eine Erklärung, die allerdings nur durch die besonderen Verhältnisse der Keimsysteme möglich wird.

Es wäre theoretisch denkbar, diese Art von Nutzentropie auch in anorganischen Arbeitssystemen (hier natürlich ohne Erblichkeit) vor sich gehen zu sehen, wenn es gelänge, die erforderlichen Wachstums-Bewegungen einzuleiten; vorläufig ist das freilich nicht möglich, die Maschine wird in allen ihren materiellen Teilen immer nur abgenutzt, sie hat keinen Selbstentropieersatz, denn Reibungswärme und Wärmetönungen sind sozusagen nur negativ entropische Produkte, sie schädigen mehr als sie nützen; die Selbstölapparate vermindern nur die Reibung und geben keinen Teilersatz. Aber denkbar wäre die, materielle Teile ergänzende Nutzentropie auch in der Maschine, weil sie in den Keimsystemen ontogenetisch verwirklicht ist; es wäre z. B. eine mit der Maschine verkoppelte Vorrichtung denkbar, durch welche gewisse Stahlteile von Zeit zu Zeit gehärtet, aufs neue magnetisiert und in ihrer Koërzitivkraft gestärkt würden.

Wir sind hier bei einer Gestaltung der Entropiefunktion S angekommen, welche mit der Clausius'schen nur noch den Ausgangspunkt gemein hat. Aber irgendwie müssen wir doch eine Ausdehnung der Funktionen U, S und $\mathfrak{F}$ auf die Keimsysteme zu ermöglichen suchen! Es ist mir auch von hervorragenden Physikern zugestanden worden, daß die Auffassung des lebenden tierischen wie pflanzlichen Körpers als eines Entropiegebildes viel Ansprechendes habe; Einwände wurden mir hauptsächlich wegen der Schwierigkeit gemacht, zutreffende Maßverhältnisse zu finden.

Nun ist freilich sofort zuzugeben, daß das bloße Gewicht der Teile und der ganzen Masse des Systems hier allerdings nur ein roher Behelf sein würde, obschon auch die Gewichtsverhältnisse von großer Bedeutung sind, soweit es gelingt, sie mit den Arbeitsleistungen im einzelnen in zutreffenden Vergleich zu bringen. Übrigens liefert die Physiologie in Bezug auf die Maßverhältnisse schon jetzt ein respektables Material; der Stoffwechsel, die Wärmebildung, die Atmung, die Blutbildung, die Muskel- und Skelettbewegung, die Zug- und Druckkraft der Gelenke, die Thätigkeit der Nerven und der Sinnesorgane u. s. w. sind in einer Weise statistisch ausgebaut, daß eigentlich nur guter Wille dazu gehört, um der organischen Entropie eine für den Anfang geradezu glänzende Ausstattung zu verleihen. Es kommt nur auf den Entschluß an, das Entropieprinzip mit allen seinen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen für die lebenden Systeme anzunehmen, und sich nicht daran zu stoßen, daß nicht sofort alles mathematischer Behandlung zugänglich ist. Denn ob zwar jede mathematische Formel vernünftig sein muß, so ist doch — auch in der Energetik — viel Vernünftiges denkbar, für das keine einfache Formel zu finden. Wenn aber die Gleichgewichtsenergien unserer Systeme und ihre materiellen Träger im letzten Grund nicht auf Entropie beruhen sollten — worauf sind sie denn sonst zurückzuführen? — Ich wollte, ich dürfte sagen: „Es isch a so!“

* * *

Die Energieumwandlung, welche in den Keimsystemen eine außerordentlich vielgestaltige und fast ununterbrochene ist, wollen wir **Tropie** nennen; und dabei unterscheiden

Ektropie, soweit es sich um Energie handelt, welche bei den Schlußprozessen für die äußeren Arbeiten

(spezifischen Funktionen) des Systems potentiell verfügbar oder durch funktionelle Abgabe frei wird; und

Entropie, soweit es sich um Energie handelt, welche in dem Keimsystem als gebundene Energie, als Wärme oder sonstige Bedingungsenergie, als ständige Reserve oder dauernde Anlage zurückbleibt — oder aber als nicht funktionell verwertbares Abfallprodukt aus dem Organismus ausgeschieden wird.

Ich bitte um die Vergünstigung, diesen Definitionen später eine präzisere oder modifizierte Fassung geben zu dürfen. Die doppelte Rücksicht auf die Physiologie und die theoretische Physik läßt die Frage sehr verwickelt erscheinen. Das ist auch der Grund, warum ich die Ausdrücke „Nutzentropie" und „Abfallentropie" nur erst beiläufig, nicht als Bezeichnungen eines durchgreifenden Regimes gebraucht habe. Aus demselben Grunde behalte ich es mir für später vor, dem Hamiltonschen Prinzip des kleinsten Wirkungsaufwandes gegenüber ein korrespondierendes Prinzip der kleinsten Entropie aufzustellen; ein Prinzip, das — entsprechend dem Problem der elektrischen Akkumulatoren und anderen Aufgaben der anorganischen Mechanik — etwa so auszudrücken wäre: „Maximale Arbeitsentfaltung bei minimalem Gewicht und Volum, aber größter Stabilität und Haltbarkeit der Gleichgewichtsmassen."

Beiläufig bemerke ich, daß die Wörter Tropie, Entropie und Ektropie nicht künstlich gemacht sind, sondern mit ganz sinnentsprechenden Anwendungen bei den Alten vorkommen. Wenn das Wetter wechselte, sprach man von τροπή; das Umkehren, das Abbiegen vom graden Wege nannte man ἐντροπή, und der Erguß des Wassers in den schiffbaren Kanal hieß ἐκτροπή. Da es in der Physik noch immer an einem Gegenwort für „Entropie" fehlt (vgl. S. 238), so erlaube ich mir ebenso ehrerbietig als unmaßgeblich die „Ektropie" in Vorschlag zu bringen.

Es wird aber kaum die Unterstellung zu vermeiden sein, daß diese Wörter nicht bloß für die Umwandlungsprozesse, sondern auch für die Energien selbst angewandt werden, so daß z. B. unter „Entropie eines Systems" alle nicht der Ektropie desselben angehörenden Energien und energetischen Zustände, ja sogar die materiellen Energieträger begriffen werden können. Das Ideal wäre freilich die Aufmachung einer doppelten Buchführung, ähnlich derjenigen über ein großes Etablissement mit verschiedenen Fabrikationszweigen und Landwirtschaft. Dem Grund und Boden, den Gebäuden und Maschinen würden die verschiedenen Konten der materiellen und Wärmeentropie entsprechen; Wasserkräfte, Kohlenvorräte, Viehstand, Löhne und Bankkredit würden sich in den Verbuchungen der Ektropie spiegeln. Wollten wir die zahlreichen Posten der Gleichgewichtsentropie der energetischen Systeme „Pflanze", „Tier" oder „Mensch" nicht gehörig buchen, so würden wir denselben Fehler begehen, den der Landwirt älterer Ordnung macht, wenn er trotz Bodenkredit und Verschuldung es unterläßt, den wachsenden Wert seiner Liegenschaften und Fahrnisse als verzinsliche Aktiva in seine Bilanz aufzunehmen.

* * *

Wenn wir den gemeinsamen Merkmalen der unbelebten Maschinen und der Keimsysteme nachgehen, so ist vor allem in die Augen springend, daß hier wie dort die Entwickelung freier Energie gewisse Quantitäten gebundener Energie zur Voraussetzung hat. Diese zur Existenz- und Funktionsfähigkeit der materiellen Systeme absolut notwendigen Energiemassen können wir, ohne alle teleologischen Nebengedanken, auch Bedingungsenergien nennen. Sie treten uns in der Form der Wärme und etwaiger sonstiger

flüchtiger Energetika entgegen; dann aber in dem Bau, der Festigkeit, Elastizität, Adhäsion, Kapillarität, Schwere, Widerstandskraft und molekularen Zusammensetzung der Teile, überhaupt in denjenigen latenten Energien, welche den materiellen Halt des Systems ausmachen, die bleibenden Beziehungen seiner „materiellen Punkte garantieren." Wir können diese letzteren Stützenergien nennen im Gegensatze zu der labilen, von Innen und Außen vermehr- und verminderbaren Wärme, womit gar nicht gesagt sein soll, daß nicht auch den Stützenergien eine relative Veränderlichkeit innewohne.

Überhaupt leidet diese, wie so manche andere Einteilung an dem „Fehler des Standpunktes", denn es läßt sich recht wohl ein Standpunkt denken, von dem aus eine sichtbare oder unsichtbare Masse von gebundener Energie geradezu als kinetische oder doch funktionelle Energie erscheint, — wie in dem Falle des Dachsteins, der dem Sturmwinde gebietet, die Schindeln in Ruhe zu lassen, oder in dem Falle der Champagnerflasche, deren Gegenkraft das vorzeitige Ausbrechen der berauschenden Gase verhindert.

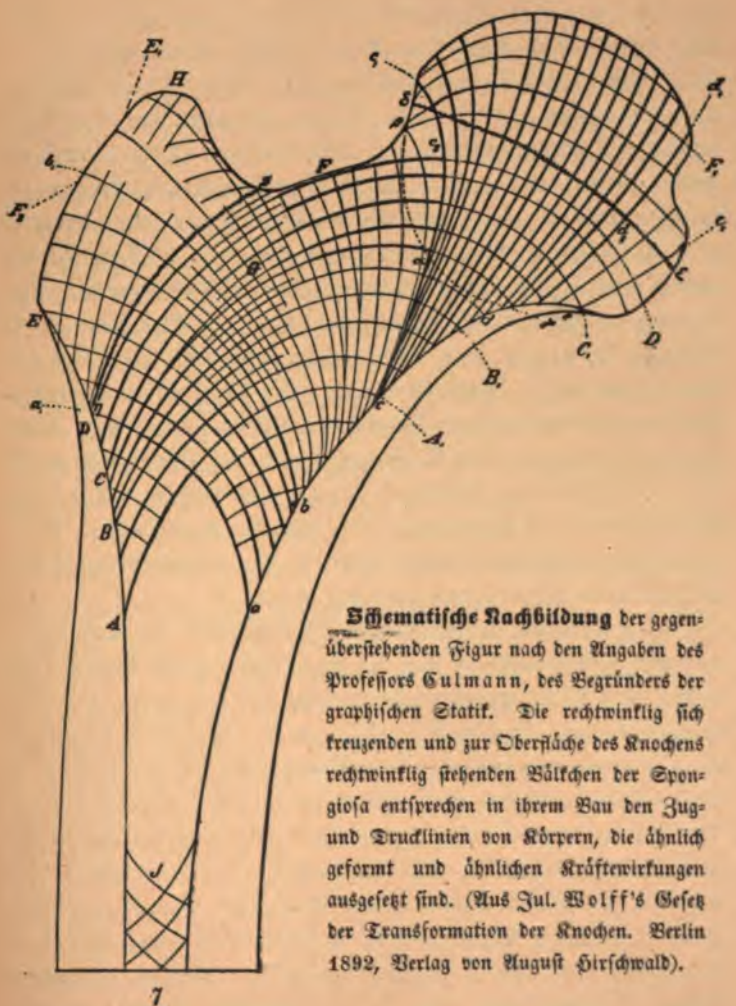
Es ist ferner einleuchtend, daß nicht alle gebundene Energie eines Systems auch Bedingungsenergie zu sein braucht. Abgesehen von der bei jeder körperlichen und geistigen Arbeit der Entropie zufließenden Wärme (insoweit sie nicht zur Erreichung der Normaltemperatur verwendbar ist), abgesehen von den energetisch gewiß sehr respektablen Faeces und anderen Ausscheidungen und Fremdkörpern gibt es namentlich bei krankhaften Zuständen gebundene Energie (z. B. pathologische Wärme), deren längeres Verweilen im Organismus geradezu schädlich werden kann.

Hier liegt mir nun aber hauptsächlich daran, hervorzuheben, wie wichtig die sogenannten gebundenen und die latenten Energien für die Existenz auch der Keimsysteme sind,

und daß ohne eine starke und unausgesetzte Entropie es mit der Funktionierung, mit der Ektropie sehr schlimm aussehen würde. Von der Wärme versteht sich das von selbst; wie jede Maschine, so hat auch der lebende Organismus eine gewisse, ja im Vergleich mit der Maschine sogar recht enge „Wärmebreite" zur Voraussetzung. Aber auch alle übrigen Bedingungsenergien sind von der allergrößten Bedeutung. Ich erinnere nur an die Energie der Knochen, deren mangelhafte Entwicklung infolge falscher Ernährung und schlechter Luft bei nahezu 70 Prozent aller Großstadtkinder anämische (rhachitische) Zustände zeitigt.

Um nur mit einem Beispiel die Richtigkeit des Gesagten zu „erhärten", gebe ich hier (S. 252, 253) zwei Abbildungen aus Jul. Wolff's Transformation der Knochen wieder, die uns mit einem Blick die Bedeutung wichtiger Stützenergien erkennen lassen. Auch ohne die schematische Darstellung zur Rechten ist leicht zu erkennen, daß es sich hier im oberen Teile des Femur nicht um eine rohe Anhäufung von Kalk, sondern um ein sehr merkwürdiges Architekturwerk handelt, dessen fein geschwungenes, durchaus seinen Stützfunktionen entsprechendes Gebälk an die Strebepfeiler und das Maßwerk der gotischen Baukunst erinnert. Ob wir dabei das Wolff'sche Transformationsgesetz oder den Roux'schen Kampf der Teile anerkennen oder das Weigert'sche Prinzip des Schädigungsersatzes oder endlich meine Arbeitsentropie (S. 245) heranziehen, ist hier Nebensache. Es ist auf jeden Fall eine Art von Meisterleistung der Epigenesis von entropischen Molekularkräften, und wenn wir nicht bloß an die Funktion des fertigen Baues denken, sondern auch an die Wachstumbewegungen, die zu seiner Errichtung und Unterhaltung nötig sind, so können wir angesichts dieses Knochens den Energieleugnern zurufen: ossa loquuntur!

Femur eines 31jähr. Mannes. Fournierblatt aus dem rechten coxalen Femurende (Kopf, Hals, Trochanter major und Mittelſtück), in frontaler Richtung von vorn geſehen. Der Schnitt geht etwa durch die Hälfte des hinteren und mittleren Dritteils des Knochens und ſtreift in ſeiner unteren Partie die hintere Markhöhlenoberfläche desſelben.



7

Schematische Nachbildung der gegenüberstehenden Figur nach den Angaben des Professors Culmann, des Begründers der graphischen Statik. Die rechtwinklig sich kreuzenden und zur Oberfläche des Knochens rechtwinklig stehenden Bälkchen der Spongiosa entsprechen in ihrem Bau den Zug- und Drucklinien von Körpern, die ähnlich geformt und ähnlichen Kräftewirkungen ausgesetzt sind. (Aus Jul. Wolff's Gesetz der Transformation der Knochen. Berlin 1892, Verlag von August Hirschwald).

Weniger in die Augen springend, aber nicht minder lehrreich sind die Wachstumsverhältnisse der Zähne. Aus den mikroskopisch feinen, in krassen Fällen aber auch frei erkennbaren Furchen und Unebenheiten des Zahnschmelzes kann man noch nach vielen Jahren Schlüsse auf die sogenannten Verdauungsstörungen des einstigen Kindes machen, welche also nicht nur mangelhafte Wachstumsbewegungen, sondern auch dauernde Spuren in der energetischen Struktur der Kauwerkzeuge zur Folge hatten. Will man den armen Kleinen die schmerzliche und nervenerschütternde Zahnbildung erleichtern und die auch für die Blutbildung so wichtige Energie des Knochenaufbaues befördern, so sorge man dafür, daß jede Mutter, die im Verdachte ererbter oder erworbener latenter Anämie steht oder nicht selber stillen kann, sich während der Schwangerschaft mit Knochen-Energieträgern (Phosphor, Alkalien) sättige, und daß der Kuhmilch, deren lebendige Eiweißmolekeln und knochenbildende Salze durch langes Kochen gefällt wurden, der nötige Ersatz durch entsprechende Emulsionen zugefügt wird.

Ein weiteres übereinstimmendes Merkmal der unbelebten und der Keimsysteme ist das Altwerden. Man könnte vielleicht sagen: die zunehmende Entropie. Da aber, wie wir gesehen haben, in den Keimsystemen die Entropie die unerläßliche Voraussetzung der Ektropie ist, so ist einige Vorsicht geboten. Denn so denkbar es ist, daß ein System an dem Überwuchern der gebundenen oder Bedingungsenergie über die funktionelle, also an einem relativen Manko der letzteren zu Grunde geht, so denkbar ist es auch, daß der Verfall geradezu dadurch herbeigeführt wird, daß die Bedingungsenergien nicht mehr in ausreichendem Maße herbeigeschafft und richtig lokalisiert werden können. Sind doch die weißen Haare, die Runzeln im Gesicht und

andere „Zierden“ des Alters gewissermaßen nichts anderes als entropische Defekte.

Die ganze Epigenesis der Schönheit beruht vorwiegend auf Entropie; namentlich bei den auf die Erhaltung ihrer Reize bedachten Frauen und den ihnen gleichzuachtenden Gigerln. Man könnte fast von „entropischen Menschen“ sprechen, denen die Ästhetik ihres materiellen Systems über alles geht, die nur arbeiten, um nicht fett zu werden, im Gegensatze zu „ektropischen“, d. i. solchen, die nur der Arbeit leben und dabei ihre Bedingungsenergien ruinieren. Weise ist es, die goldene Mitte einzuhalten — alt zu werden in Arbeit und Schönheit. Daß aber auch der noch in voller Lebenskraft Strotzende Tage und Momente hat, wo er uns älter oder weniger schön erscheint, beweist uns, daß auch die Bedingungsenergien mannigfachen Schwankungen ausgesetzt sind. Ich erinnere an die höchst merkwürdigen Steigerungen, welche die weibliche Schönheit und Anmut in Augenblicken göttlicher Affekte erfährt. Ein alter Bekannter, der mich seiner häßlichen Frau vorstellte, sagte mir unter vier Augen: „Du hältst sie für häßlich, aber sie hat Momente berauschender Schönheit und ich bin froh, daß ich der einzige Sehende bin.“ Dem Einwande, daß dieser „entropische Flush“ einfach auf gesteigertem Blutandrang nach der Peripherie beruhe, ist entgegenzuhalten, daß ja gerade darin der sichtbare Beweis für die größere Inanspruchnahme des Lebenssaftes zu Gunsten der Entropie liegt!

Überhaupt ist die Entropie der Keimsysteme eine sehr verwickelte Sache. Im Vergleich zu ihr ist die Entropie der Maschinen und sonstigen unbelebten Systeme dreimal gebunden und tot. Bei den letzteren haben wir Stahl und Eisen, Steinfundamente, Kohlenschlacken, Rauch, Überdampf und Schmieröl, Steuerungen und Transmissionen, — im

lebenden Organismus dagegen haben wir Gebilde, die durch einen sehr merkwürdigen Stoff- und Energiewechsel vor der chemischen Auflösung geschützt werden müssen. Die entropischen Faktoren der Keimsysteme sind fortwährend mit Ektropie durchsetzt, sie bedürfen ununterbrochener Bewegung, um nicht zu Grunde zu gehen, nicht bloß der Wachstumsbewegungen, sondern auch der Ungeduld der Atome und des Gewimmels der Molekeln, gar nicht zu reden von den amöboïden Bewegungen, den Hunger- und Durstregungen der Zellen und dem Blutumlauf. Die groben kinetischen Muskel- und Gelenkbewegungen beim Turnen ꝛc. haben in Beziehung auf den „Leib als Briefbeschwerer" nur die Bedeutung, daß sie die kleinsten Bewegungen befördern, Leben in die Bude bringen und neben der Arbeitsfähigkeit auch die Entropie des Systems in Ordnung halten.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß der Modus des Altwerdens und Verderbens bei den leblosen Systemen, den rein „mechanischen" im engeren Sinne, eine gerade Linie beschreibt, die Keimsysteme dagegen erstens einen allgemeinen Auf- und Abstieg und zweitens ein fast unausgesetztes Schwanken der Tropiekurven zeigen, — „Kurven", weil jedes von den zahlreichen Organen (Teilsystemen) bis zu einem gewissen Grade selbständig ist. Wenn wir jederzeit einen ganz genauen Einblick in das innere Leben unserer Apparate hätten, dann wären wir in der Lage, für jeden derselben jene Kurven aufzuzeichnen.

Die unbelebten geschlossenen Systeme, namentlich die Maschinen von Menschenhand, kennen so tiefgehende Schwankungen nicht. Die Maschine hat keinerlei Johannistriebe. Zwar haben wir auch hier allerlei unliebsame Betriebsstörungen, aber diese sind, wenn auch nicht immer leicht zu beseitigen, so doch vor- und rückwärts kontrollierbar. Bei den Keim-

systemen ist wohl die retrospektive Kontrolle der Ontogenesis in jeder Lebensstation des Individuums einigermaßen möglich, dagegen ist die prospektive Kontrolle sehr erschwert, ja man kann fast sagen unmöglich und jedenfalls außerhalb der mathematischen Berechnung. In den Keimsystemen steckt eben ein unsichtbares energetisches x, das sich seinem inneren Wesen nach aller Berechnung entzieht, aller Berechnung spottet. Es ist ihre energetische Epigenesis, d. h. ihre Fähigkeit oder vielmehr Nötigung, sich selbst mit Energie zu versorgen, Energie aus der Umgebung (Nahrung, Luft, Wärme, Licht), durch geeignete Tropie zu assimilieren. Diese Fähigkeit ist zwar bezüglich jedes individuellen Systems eine „endliche" — „unendlich", perpetua erscheint sie nur vermöge der Fortpflanzung; — aber innerhalb der Lebensdauer jedes einzelnen Systems und innerhalb einer gewissen Anpassungsbreite bleibt das energetische x der Keimsysteme unberechenbar.

Mit dem Okkultismus hat diese Erklärung nichts zu thun. Die Unberechenbarkeit dieser energetischen Schwankungen hat ihren sehr einfachen Grund in der Unbekanntheit mit den Koordinaten, welche wir bezüglich des einzelnen Lebewesens nicht nur in diesem Individuum, sondern in allen seinen Vorfahren ohne Ausnahme zu suchen haben. Da aber diese Vorfahren nicht mehr existieren, so bleibt uns nur die Vermutung, daß auch die merkwürdigsten und wunderbarsten Erscheinungen im Leben der Keimsysteme ihre ganz natürlichen Ausgangspunkte haben müssen.

* * *

Wenn wir nun aber auch darauf zu verzichten gezwungen sind, die Koordinaten unserer Systeme mit mathematischer Sicherheit zu rekonstruieren, und daher wohl niemals voraussagen können, wie lang selbst unter den günstigsten Bedin-

gungen der Lebensfaden des einzelnen Tieres oder Menschen sein, wann er brüchig werden und reißen wird, so schließt das nicht aus, daß wir noch einmal über die wahre Natur des Eiweißes und der Keimenergie ganz im allgemeinen aufgeklärt werden. Ich rechne hier mehr noch auf den Zufall, den Ganymed der Entdecker, als auf das gewaltsame Grübeln. So können wir wohl auch bis auf weiteres die Streitfrage vertagen, ob der chemische Prozeß die Keimenergie auslöst, oder ob umgekehrt der komplizierte Rhythmus einer durch die Aeonen zitternden Energieschwingung es ist, welche die zur Epigenesis erforderlichen chemischen Prozesse bewirkt, sobald die materiellen Bedingungen zur systematischen Fortpflanzung wieder gegeben sind. Vor der Komplikation solcher Schwingungen, die allerdings jene der Bewegungen des Lichtes im Weltäther weit überholen würde, brauchten wir nicht zu erschrecken. Wenn es dem Menschen im Verlaufe weniger Jahrzehnte gelungen ist, durch einen dünnen Eisendraht auf hundert Meilen die Klangfarben von tausend verschiedenen Stimmen zu unterscheiden, ja für ewige Zeiten auf die Grammophonplatte zu bannen, — warum soll es der tausendmal größeren Künstlerin Natur nicht möglich gewesen sein, durch den viel dickeren Draht unserer Fortpflanzungsorgane Schwingungen zu entsenden, durch welche in unbewachten aber schönen Augenblicken Menschenleben entstehen?

* * *

Das Prinzip der minimalen Entropie (S. 248) hat, wie ich glaube, auch entwickelungsgeschichtliche Bedeutung. Im allgemeinen mag seit Urstrandzeiten bei allen energetischen Vorgängen auch im Bereiche der Keimsysteme eine „Vorliebe" für die Funktion S gewaltet haben. Aber wir sehen auch, wie die Riesenpflanzen und Riesentiere schließlich propter

nimium entropiae aussterben und solchen Rivalen Platz machen, die bei größerer Beweglichkeit und Schläue einen kompendiöseren Leib haben und weniger Futter brauchen. Während Mammuth und Saurier verschwunden sind und die letzten Riesentiere auf dem Aussterbeetat stehen, erfreut sich der Floh seines springenden Daseins auch dort, wo ihm ausdauernde rosenfingerige Nachstellungen bereitet werden.

Das Beispiel ist freilich nicht durchschlagend; ein dem Flohsprung entsprechender Elephantensprung wäre auch aus anderen als rein entropischen Gründen nicht gut möglich. Aber es ist doch kaum bestreitbar, daß die höhere Entwickelung im Tierreich mit dem Prinzip der minimalen Massenentropie — bei gesteigerter äußerer Arbeit — Hand in Hand geht. Wir sehen also, entgegengesetzt der angeblich zunehmenden Weltentropie im Bereiche der Keimsysteme vielfach eine Tendenz zur Entropieabnahme, allerdings nur in Bezug auf die Massen, auf Gewicht und Volum, denn in Wirklichkeit wird die Entropie konzentrierter, virtueller, den Lebenspotentialen angemessener. Die größten Triumphe hat die Gehirnentropie des Menschen gefeiert; es ist erstaunlich, wie elastisch und haltbar sie sich manchmal auch dann noch erweist, wenn das übrige Theatrum entropiae nur noch den Anblick einer Ruine gewährt. In diesem Sinne konnte ich neulich von Goethe sagen: „Seine Entropie war kolossal!“

* * *

Ist schon der eigentliche Lebensverlauf des einzelnen Keimsystems durch die Vielgestaltigkeit der Tropiekurven sehr wesentlich von dem Betrieb der Maschine unterschieden, so erscheint ein Vergleich mit der letzteren in bezug auf Anfang und Ende der Ontogenesis gänzlich ausgeschlossen.

Die Maschine „keimt" nicht und sie „stirbt" nicht. Es wäre sogar eine Maschine denkbar, die infolge immer neuer Ersetzung einzelner verdorbener Teile ein unbegrenzt langes Dasein fristete. Vielleicht ist es gut, daß wir Menschen uns das nicht leisten können; die besten Brüder wären es wohl kaum, die so als hundertmal geflickte ewige Juden herumlaufen würden, und an die man die Frage richten könnte: „Wie oft haben Sie Ihren Kopf oder Ihre Genitalien erneuern lassen?"

Was die Entstehung des Keimes anbelangt, die man auch die Keimgeburt nennen kann, so hat man vielfach auf die wunderbare Thatsache hingewiesen, daß aus dem für die mikroskopische Betrachtung bei allen Arten in der höheren Tierwelt fast gleichgestalteten winzigen Gebilde nicht nur die verschiedenartigsten embryonalen Entfaltungen hervorgehen, sondern daß auch die spätere Ontogenesis und ihre zahllosen staffelförmigen Organentwickelungen und Rückbildungen mit gebundener Marschroute vor sich gehen.

In neuester Zeit ist namentlich auch betont worden, daß diese morphischen Differenzierungen nicht bloß in der Keimblattanlage und in der groben Anatomie, sowie in der groben Physiologie zu Tage treten, sondern auch in der Struktur der kleinsten Teile, der Blutkörperchen, der Erythro- und Leukocyten, der Augenlinsen, der Zäpfchen und Stäbchen der Netzhaut und anderer feinster Gebilde des Zellenstaates. Und doch sind das alles nur Residuen, entropische Ablagerungen aus Energieumwandlungen, spezifischen Wachstumsbewegungen entstammend, deren energetisches Wesen nur derjenige leugnen kann, der sich Bewegung ohne Energie vorzustellen vermag.

Es ist also eine nicht abzuweisende Schlußfolgerung, daß auch schon die angeerbten Wachstumsbewegungen, welche die

tausend verschiedenen Bildungen jedes einzelnen Organs bei den verschiedenen Tier- und Pflanzenarten bewirken, energetische Verschiedenheiten aufweisen müssen, zumal da, wo Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung, stöchiometrische Differenzen nicht nachweisbar sind.

In diesem Kapitel spielen vielleicht die allerinteressanteste Rolle die Spermatozoën. Weil sie sich schon durch ihre Gestalt von Art zu Art viel mehr unterscheiden, als die weiblichen Eier, welche zu ihrer Empfängnis bestimmt und meistens kugelrund sind, so könnte man ihnen — auch ganz abgesehen von ihrer aggressiven Beweglichkeit — die wichtigere kinetische Aufgabe bei der Keimbildung zuschreiben. Man könnte das noch unbefruchtete Ei als den wesentlichen Repräsentanten der Entropie, das wilde kleine Kerlchen als die leibhaftige Verkörperung der Funktion $\mathfrak{F}$ betrachten. Denn wirklich ist kaum anzunehmen, daß es irgendwo in der organischen Welt bei gleich geringer Masse etwas Schneidigeres, Unternehmenderes gebe, als diese sogenannten Samentierchen, die ja gar keine Tierchen sind, und uns dennoch mehr Freude und mehr Kummer bereiten, als irgend ein Tierchen. Da ist alles Ergal; mit welcher Turbulenz sie sich fortschlängeln, bis sie das heißersehnte Ziel erreichen, und sich dann kopfüber in den Eierstrudel stürzen, — das ist schon allein ein Schauspiel für Götter. Hier noch an der Energetik zweifeln wollen, wäre wahrlich mehr als Baumfrevel!

* * *

Das Keimen, das Kreißen, das Sterben — drei Bücher jedes mit sieben, zusammen mit einundzwanzig Siegeln!

Die letzten sieben sind vielleicht am leichtesten zu öffnen. Denn nun, wenn die letzte postmortale Wärmetönung verflogen ist, beginnt mit dem Fibrintod des Lebenssaftes und

der allgemeinen sauren Reaktion wieder die Herrschaft der anorganischen Chemie und Physik. Der Einzug in die Anatomie bedeutet für unsere „irdischen Reste" zugleich, daß sie nun nicht mehr als Entropie eines Keimsystems anzusehen sind; wenn trotzdem einzelne Bildungen, namentlich der festesten Teile, noch längere Zeit hindurch wichtige Einblicke in den materiellen Aufbau des verstorbenen Systems gestatten, so ist das der erblichen Epigenesis und der Energieentfaltung der inneren Arbeit zu danken, welche auf die Bildung der Entropie des Systems aufgewandt worden war. Auch der harte Stahl verrostet nicht so leicht und rasch, als das weiche Eisen.

Welcher Unterschied zwischen dem unrühmlichen Zusammenbruch einer Maschine, die man in's alte Eisen wirft, wenn sie nicht mehr zu flicken ist, und dem Tode eines Keimsystems höherer Ordnung! Dort der Untergang eines mehr oder weniger praktischen Spielzeugs von Menschenhand, hier das ewig neue Urrätsel: animal dum vivit cur non putrescit? Wenn uns auch das Gedenken an die verwichenen Inhaber der entropischen Reste, die wir nun begraben oder verbrennen, nicht immer an Fafner's und Siegfried's Tod erinnert, so hat doch der Tod — jeder Tod — immer etwas tief Ergreifendes und hoch Poetisches. Mögen wir in den seligen Gefilden des Glaubens wandeln oder noch zaghaft des Wissens durch Mitleid harren — mögen wir an der entstellten Leiche eines in der Feldschlacht getöteten Feindes stehen oder auf das in friedlicher Engelreinheit strahlende tote Gesichtchen eines heißgeliebten Kindes blicken, — es war Leben von unserem Leben, es ist Tod von unserem Tode und es wird Auferstehung von unserer Auferstehung sein!

* * *

Solange wir unsere eigene Entropie nicht fühlen, hat es gute Wege! Ja man kann den Gipfel jugendlicher Gesundheit als dauernd sieghafte Empfindung des Ektropischen bezeichnen. Wer erinnert sich nicht mit Wehmut der köstlichen Zeiten, wo er im Waffenrock oder in der Turnjacke, auf sonnigen Bergesrücken oder in den schattigen Thälern der Liebe aller entropischen Lasten bar in den Tag und in die Nacht hinein lebte! Sogar der Schlaf ein Bild der Kraft, ein übermütiges Behagen an den Träumen von kommendem Glück und ungestilltem Thatendrang.

Aber dann kommen Jahre, wo die durcharbeiteten oder durchjubelten Nächte sich rächen, wo die Spannkraft nachläßt, wo wir morgens noch frisch, doch abends recht marode sind, wo Stehparket und Kunstgenuß inkommensurable Größen werden, wo wir ohne Nachmittagsschläfchen nur halbe Menschen wären. Und nun kommt es uns, nicht etwa bloß beim Berg- und Treppensteigen, immer mehr zum Bewußtsein, daß wir eine Last von 180 Pfund oder mehr herumschleppen, daß das Blut nicht mehr so feurig durch die Adern rollt, wie ehedem. Nun wir ihn fühlen, fangen wir an unseren Leib zu pflegen, nun sie zu schwinden beginnen, fangen wir an unsere Kräfte zu schonen. Das macht die überhandnehmende Empfindung der eigenen Entropie; hätten wir diese nicht, dann würden uns die neckischen Johannistriebe bald den Garaus machen.

* * *

Zu dem Schwergefühl der alternden Leibesentropie gesellt sich dann aber noch ein anderes, das in den Tiefen unseres Gemütes wurzelt. Auch die Erfahrung — des Einzelnen, wie der Familien, Klassen und Völker — können wir als eine Art von Entropie ansehen, die sich oft wie ein Blei-

gewicht oder Hemmschuh an die leichten Füße der Jugend hängt, und die wir doch so notwendig brauchen wie die Entropie des Leibes. Ja man kann die Wissenschaften ohne Ausnahme, wie alle überlieferten Künste, Sagen, Weisheiten und Religionen als die gebundene Lebensentropie des Menschengeschlechtes betrachten, die, je fühlbarer sie allen einzelnen wird, um so mehr das Gleichgewicht der Kräfte und Leidenschaften, der Sorgen und Hoffnungen erhält; dieses an sich schon labile Gleichgewicht, ohne das wir — trotz aufrechtem Gang und prächtiger Großhirnrinde — rettungslos in bestialische Verrohung, in den rücksichtslosesten, doppelten Vernichtungskampf der Starken gegen die Schwachen und der Starken unter sich verfallen würden.

Im Laufe der Jahrhunderte sehen wir diese geistige Menschheitsentropie oft schwanken und gefährdet. Das bedeutet dann immer Rückschritt in der Humanität und Rückkehr zur Bestialität. Es hat nie gefehlt und fehlt heute nicht an finsteren Gesellen, welche aus dem versammelten Schatze der Menschlichkeit eine Mördergrube zu machen, diese vornehme Entropie mit dem Gifte der Niedertracht erblich zu belasten bereit sind. Möge das kommende Jahrtausend die Menschheit nicht nur von Alkohol und Syphilis, sondern auch von der Erbsünde der Volksverdummung befreien und an deren Stelle die Erbtugenden der Gerechtigkeit, Freiheit und Nächstenliebe setzen. Es wird ein langes Jahrtausend sein, zehnmal länger als das letzte und hundertmal länger als das vorletzte, weil kein Tag ohne Schule, Zeitung und öffentliche Verhandlungen, keine Stunde ohne den intensivsten Verkehr der Geister sein wird. Es wird das Jahrtausend der Publizität sein, in der auf die Dauer nur das sich erhalten kann, was die schärfste Beleuchtung erträgt. Hexenprozesse und Ketzerflammen werden nicht mehr zum Himmel stinken.

Aber auch die psychische Entropie jedes Einzelnen wird eine ganz andre sein können als vor tausend Jahren, wo zweifelhafte Wissenschaften hinter Klostermauern ihr mühsames Dasein fristeten. Die „Merksysteme" der Menschen werden einen ungeahnten Um- und Aufschwung erfahren. Die Idealisten und Optimisten werden nicht mehr verhöhnt, sondern als die praktischen Pioniere des neuen Lebens verehrt werden. Ein besonderer Luxus wird mit der Inventarisierung der Menschheitsentropie getrieben werden, nämlich mit den „gebundenen" Energiespeichern, nun nicht mehr in Schweinsleder, sondern meistens in Kaliko und Halbfranz; ein im Verhältnis zu seiner Vornehmheit lächerlich billiger Luxus, der (wie Mach trefflich bemerkt hat) es uns gestattet, uns jederzeit auch ohne Spiritismus, und sogar besser, mit den hervorragendsten Geistern aller Völker und Zeiten in der intimsten Weise zu unterhalten. Requiescant in pace nos dum vivimus in illis.

* * *

Der wohlwollende Leser wird in dem vorstehenden Versuche, den Entropiebegriff auf das Gebiet der Instinkte und Gedächtnisse, der Merksysteme, der Wissenschaften und der gesamten menschlichen Kultur auszudehnen, nichts anderes erkannt haben, als vorsichtige Maßnahmen eines guten Hausvaters: der Vater einer Hypothese darf sich nicht damit begnügen, sie als Drachen in die Lüfte aufsteigen zu lassen, — er muß ihre Lebensfähigkeit nach allen Richtungen, zu Wasser und zu Lande, erproben. Nehmen wir an, ein isoliert lebender Menschenurvater, ein Philosoph und doch in sexualibus noch ein reiner Thor, hätte, längst vor der Entdeckung der Ehe, eine große Schar mannbarer Weiblein aufgefunden und die bis dahin unerhört gewagte Hypothese aufgestellt, daß

er mit weiblicher Beihülfe kleine Menschen erzeugen könne, — hätte er nicht wohl gethan, diese Hypothese mit mehreren, ja nach und nach mit allen diesen Damen auf ihre Richtigkeit zu prüfen?

Wer aber dennoch geneigt wäre, nicht nur in diesem bukolischen Bilde, sondern auch in der oben skizzierten Kulturentropie lediglich Ausgeburten meiner überreizten Phantasie zu erblicken, den möchte ich doch fragen: wie will Er denn die Konservierung psychischer Gleichgewichtszustände, wie will Er die instinktiven und überlieferten Regungen des Menschengeistes anders erklären denn als ektropische Ergüsse auf der gesicherten Basis materieller Gleichgewichte? Ohne die epigenetische Fortentwickelung und Vererbung der feinsten Struktur und Reaktionsfähigkeit unseres Zentralnervensystems wäre keinerlei kulturelle Kontinuität möglich; die Erhaltung dieser Struktur ist wiederum von dem Gleichgewicht der Bedingungswärme, des Blutumlaufs, der nutritiven und formativen Prozesse u. s. w. abhängig. Wohin wir auch sehen, überall sind es die vorübergehend an das System gebundenen Energien, sind es die normalen, mehr oder weniger konstanten Verhältnisse der Energieträger und Energiespeicher als solcher, welche nicht nur die materielle Existenz und Fortpflanzung, sondern auch die Gesamtheit der motorischen und psychischen Funktionen des Systems, einschließlich aller räumlichen und zeitlichen Beziehungen der Teilsysteme untereinander ermöglichen.

Die Kulturentropie bildet gewissermaßen einen Gegenpol zur Wärmeentropie der umkehrbaren Prozesse. Man könnte ja auch der theoretischen Physik den Vorwurf machen, daß sie hier mit Vorstellungen operiert, welche keinen nachweisbaren Untergrund haben, denn in der Wirklichkeit gibt es keine im vollen Sinne des Wortes reversiblen Prozesse.

(S. 236, 237.) Die Bedeutung dieser idealen, phantastischen Prozesse liegt, wie Graetz treffend bemerkt, gar nicht in ihrer Ausführbarkeit, sondern darin, daß sie die thatsächlich bestehenden Beziehungen zwischen den thermischen und mechanischen Eigenschaften abzuleiten gestatten, — und zwar, wie ich hinzufügen möchte, mit mathematischer Genauigkeit.

Wenn nun auch in Bezug auf mathematische Genauigkeit die psychische Entropie der Entropie der umkehrbaren Prozesse — bei denen sozusagen jedem Fortschritt ein genau so großer Rückschritt entspricht! — nicht das Wasser reichen kann, so hat sie doch einen nicht gering zu veranschlagenden Vorzug vor der letzteren voraus: nämlich daß sie nicht nur ausführbar, sondern thatsächlich vorhanden ist! Die psychischen Gleichgewichtszustände sind kein leerer Wahn. Sie können Rückschritte machen, aber die Fortschritte können größer sein und werden als die Rückschritte. Auf diesem Axiom beruht die epigenetische Entwickelungslehre, beruht der Idealismus und Optimismus, beruhen alle höheren Lebenserwartungen und treibenden Kräfte unseres Geschlechtes.

* * *

Eine der Hauptschwierigkeiten, welche der energetischen Auffassung der Keimsysteme bisher entgegenstanden und noch entgegenstehen, liegt in der Eigenart des materiellen Aufbaues dieser Systeme. Das Bindemittel aller Energieträger und Energiespeicher besteht hier aus vielfach spezifizierten Formen der Gruppe Eiweiß, und da man die Konstitution dieses Körpers in keiner einzigen seiner Tausende von lebendigen Formen so genau kennt, daß man ihn lebensfähig nachbauen kann, so ist auch die genaue Beschreibung seiner spezifisch energetischen Wirkungsweisen noch unmöglich. Denn mit bloßen

Konstatierungen, wie z. B. daß die Geschmackszellen der Zunge beziehungsweise die Gehirnzellen des zugehörigen Zentrums auf so verschiedene Körper wie Zucker, Arsenik und übermangansaures Kali mit der Empfindung des „Süßen" antworten, — mit solchen Konstatierungen wird ja zunächst gar nichts aufgeklärt, im Gegenteil, die Geschichte wird dadurch zunächst nur noch rätselhafter, wenn auch darin künftig wertvolle Fingerzeige gefunden werden sollten.

Die viel größere Labilität, durch welche sich das Gleichgewicht des lebendigen Eiweißes oder Biogens (wie Verworn es zur Vermeidung vitalistischer Mißverständnisse nennt) vor demjenigen des toten, gefällten Eiweißes auszeichnet, kann uns nicht abhalten, auch in den Körpergruppen des ersteren Unterthanen der Funktion S zu erblicken. Die Zeit, die von der chemischen Bindung bis zur Bildung eines Arbeitspotentials und von da bis zur Explosion oder zum Zerfall verstreicht, spielt hier keine Rolle. Auch Prinzessin Eboli war fünf Minuten vor ihrer Unterredung mit Don Carlos schon (oder noch) eine — Eboli. Um der Entropie der Keimsysteme gerecht zu werden, müssen wir für ihre Gleichgewichtszustände auch die minimalsten Zeiträume zulassen. Beim lebenden Eiweiß liegt die Stabilität vielmehr in der Beharrlichkeit ununterbrochener Neubildung (Umlagerung) derjenigen Stoffe und Verbindungen, welche dieser Art von Körpern ihre unerhörte, sozusagen lebenslänglich konstante Labilität verleihen.

Auf die tiefgreifenden Unterschiede zwischen lebendigem und totem Eiweiß hat bekanntlich zuerst Pflüger aufmerksam gemacht; er findet den Grund dieser Unterschiede hauptsächlich darin, daß im lebenden Eiweiß der Kohlenstoff und der Stickstoff zu Cyan vereinigt erscheinen, welches Radikal im abgestorbenen (auch in dem durch Kochen gefällten) Eiweiß sich

nicht vorfindet. Es ist aber wohl kaum auszuschließen, daß auch die übrigen Bestandteile der Albumine, nämlich Wasserstoff, Sauerstoff und Schwefel, teils unter sich, teils im Verhältnis zu jener Cyanverbindung im lebenden Eiweiß eine etwas andere Konstitution haben als im toten. Mit dem Tode des Eiweißes findet eine mehr oder weniger rasche Umlagerung zu den stabileren Verbindungen statt, — ein mehr oder weniger schneller Eiweißtod. In der Pflanzenzelle scheinen die Unterschiede zwischen lebendem und totem Eiweiß keinen so hohen Grad zu erreichen, wie in der Tierzelle, in welcher die Labilität sich zur Nervosität steigern kann. Trotzdem sind die Umbildungen und Überführungen des toten pflanzlichen in das lebende tierische Eiweiß immerhin noch verständlicher, als die Urbildung des lebenden pflanzlichen aus anorganischen Stoffen, weil es sich dort, abgesehen von der größeren Anzahl von konstitutionellen Differenzierungen, gewissermaßen nur um Steigerungen der Labilität handelt.

Sehr aufklärend wirkt die Vorstellung *jeder einzelnen Zelle als eines Teilsystems* mit eigenartiger *entropischer Tektonik* und *verschiedenen Labilitätsgraden* der molekularen Bestandteile. Namentlich bei der tierischen Muskel- und Nervenzelle mit ihrer starken und beständigen Individualität können wir uns die hochgradige tropische Labilität nicht ohne entropisch stabilere Gleichgewichtszustände, nicht ohne „Gerüst" denken. Da nun doch die ganze Zelle aus labilen Substanzen besteht, so bleibt nur die Annahme eines *komplizierten* Molekularbaues und *verschiedener* Labilitätsgrade. Sehr sympathisch ist mir daher gegenüber der älteren *Pflüger*schen Annahme *stetiger* Dissoziation und Regeneration aller Plasmaproteïne die Auffassung *Oscar Loew's*, wonach die Proteïne der lebenden Substanz doch relativ feste Gerüste bilden, in welchen nur einzelne labile Atome unter dem Einfluß der

Wärme bedeutendere Pendelschwingungen ausführen; infolgedessen würden im Protoplasma sowohl chemische Reactionen beschleunigt, als auch gewisse empfängliche Substanzen (Zucker, Fettsäuren) in einen Zustand erhöhter Reagierfähigkeit versetzt, besonders mit dem sonst so indifferenten Sauerstoff der Luft; es würden mit anderen Worten durch Übertragung chemischer Energie katalytische Wirkungen ermöglicht.

Diese Auffassung intimster Zellvorgänge deckt sich vollständig mit meiner ganz allgemeinen und aus allgemein naturwissenschaftlichen Erwägungen stammenden Annahme, daß die gesamte Entropie der Keimsysteme „mit Ektropie durchsetzt" sei (S. 256); durch sie wird namentlich auch der Löwenanteil der Allmutter Wärme an der Entstehung des Lebens plausibel gemacht, den ich aus rein physikalischen Erwägungen behaupte (S. 239); und endlich wird die lebenerhaltende Rolle des Sauerstoffes und der Atmung zugleich in ihrer Unentbehrlichkeit hervorgehoben und auf das richtige Maß beschränkt, denn es wäre schrecklich, wenn alle Molekeln unseres Organismus unausgesetzt mit der gleichen Vehemenz der Verbrennung zusteuerten. Wir erhalten so die Möglichkeit, uns eine ungefähre Vorstellung von den tausenderlei Variationen zu machen, in welchen das Verhältnis zwischen Entropie und Ektropie in den mannigfachen Konstitutionen der pflanzlichen und Tierzelle auftreten kann; wie es erklärt werden kann, daß in dem einen Falle (Elfenbein, Zahnschmelz, Eisenholz) das tote Entropieresiduum Jahrtausenden zu trotzen vermag, während in anderen Fällen (halbflüssigen Tierzellen) auch ohne wesentliche mechanische Eingriffe, Temperaturveränderungen ꝛc. ꝛc. schon nach Stunden keine Spur mehr von seinem Lebensbau vorhanden ist.

Diese Auffassungen sind auch mit denen Carl Weigert's vereinbar, worauf ich großen Wert lege. Mit Recht betont er den gegensätzlichen Unterschied zwischen den bioplastischen

Prozessen, unter welchem Namen er die nutritiven und formativen Zelleistungen zusammenfaßt, und den katabiotischen Prozessen, unter welchen Titel sämtliche spezifische Funktionen fallen. Seinen Vortrag auf der 1899er Naturforscher-Versammlung zu München schloß Weigert mit der treffenden Bemerkung: „Wäre unsere Auffassung auch für die phylogenetische Variation zutreffend, so wäre der Mensch in demselben Sinne ein geschädigtes Urplasma, wie Danneker's Ariadne ein geschädigter Marmorblock ist." — Wir Menschen freilich sind mit solchen „Schädigungen" sehr zufrieden; wir begreifen den Standpunkt des „Marmorblocks ohne Seele"; wenn wir ihn aber beseelen, so geschieht es so, wie es uns Menschen paßt.

* * *

Nur ganz beiläufig will ich hier einer Idee Ausdruck geben, welche vielleicht nicht neu, aber sicher nicht abzuweisen ist: Das Tierleben beginnt damit, daß das neue Individuum zunächst aus lebendem Eiweiß, aus Biogen, aufgebaut wird (Keimbildung, Ernährung im Ei, als Embryo). Bei den Säugetieren findet nun die Geburt zu einer Zeit statt, wo der Verdauungsapparat (Assimilation, Endosmose ꝛc.) noch nicht auf totes Eiweiß geaicht ist; normalerweise muß daher auch außerhalb des Mutterleibes die Ernährung zunächst mit lebenden Eiweißstoffen fortgesetzt werden — mit lebenswarmer lebendiger Muttermilch, ohne zwischenliegende Abkühlung und Wiedererwärmung oder gar Abkochung, — bis der kindliche Verdauungsapparat die Leistungsfähigkeit erreicht hat, welche zur vollkommenen Assimilation toter Eiweißkörper erforderlich ist. Es gibt Individuen, welche letzteres sofort nach der Geburt scheinbar ohne wesentliche Einbuße an ihrer ferneren Gesundheit leisten können, während andere (sowohl

bei Tieren als bei Menschen) darüber entweder zu Grunde gehen oder doch sofort sichtbaren oder später zu Tage tretenden Schaden erleiden. Und vielleicht liegt dies an den Schwierigkeiten, welche die Wiederherstellung der spezifischen Lebenseigenschaften des Eiweißes im früh kindlichen Organismus, ebenso wie bei später rhachitisch und bleichsüchtig werdenden Individuen begegnet. Ob das nun die Pflüger'schen Cyanverbindungen (S. 268) oder andere Eigenschaften sind, ist eine Frage für sich; daß durch das Abkochen der Milch auch die zur Knochenbildung erforderlichen Salze gefällt werden, wurde bereits (S. 254) erwähnt. So erkläre ich mir die Gebrechen des künstlichen Ersatzes der mutterwarmen Muttermilch, für welchen man vielleicht das Rezept aufstellen kann: Lieber kuhwarme Kuhmilch als abgekochte Muttermilch!

* * *

Gewiß ist die Chemie in erster Linie berufen, dem Eiweißrätsel auf den Leib zu rücken. Es mag richtig sein, daß die Bedingungs- und Gleichgewichts-Energien der Keimsysteme zum weitaus größten Teile auf chemischem Gebiete zu suchen sind. Die chemischen Energien sind schwerfälliger, fixer, tiefer greifend und örtlicher als die physikalischen (Mach). Dementsprechend finden wir auch in der chemischen Tropie andere und vielleicht auch mannigfaltigere Niveauwerte als in der anorganischen und insbesondere in der kosmischen Physik. Aber gerade weil dies so ist, darum sollten wir nicht vergessen, daß in den Keimsystemen doch auch vielerlei physikalische Kräfte, teils latent, teils sichtbar (sogar meßbar) wirksam sind; zumal in den Vielheitssystemen mit zahlreichen Verkoppelungen und entsprechend multiplen Koordinaten und Parametern. Als Mittelglied zwischen geordnet chemischen und

geordnet physikalischen Energien können wir vielleicht die Wimmelwärme ansehen, welche in der That sowohl die Chemiker als die Physiker für sich in Anspruch nehmen können, je nachdem sie sich als entropisches Residuum aus einem Verwandlungsprozeß mit chemischem oder mit physikalischem Anfang ergibt.

Sehen wir aber auch von dieser gewissermaßen neutralen Energieform ab, welche für die Keimsysteme von der allergrößten vielleicht sogar schöpferischer Bedeutung ist (S. 239), so begegnen wir immer noch verschiedenen rein physikalisch-mechanischen Energieformen, der Schwere und des Luftdrucks, der Adhäsion und Kapillarität, der Kohäsion und Elastizität, der Volum- und Flächenenergie u. s. w. (S. 242), wozu dann noch die inneren und äußeren Bewegungen verschiedenster Art kommen, so bei der Endosmose und Resorption, dann die Wachstumsbewegungen, die Muskelkontraktionen, die Herzthätigkeit und Blutzirkulation, die amöboïden Bewegungen der Zellen, der Blut- und Lymphkörperchen, die Flimmerbewegungen ꝛc.; endlich die inneren und äußeren Reibungen (der Muskeln und Gelenke bei den Bewegungen, der Atmungsluft und des Blutes in ihren resp. Kanälen u. s. w.). Wenn wir auch die innere Wärmebildung den chemischen Prozessen zurechnen, so gehören doch zu den physikalischen noch die Wärmeaufnahme und -Ausgabe von und nach Außen (Strahlung, Ausatmung, Leitung und Verdunstung von der Haut, Erwärmung der Atemluft, der Darmingesta ꝛc.).

Aber damit scheint das „Physikalische" in uns noch lange nicht abgeschlossen. So würde ja wohl nur ein Leichtsinniger zustimmen, wenn man ihm selbst für eine Million seine elektrische Ladung „abkaufen" wollte, weil kein Einsichtiger zu sagen weiß, was aus uns in dem Augenblicke werden würde, wo wir dieser Ladung beraubt mitten in einer elektrisch durchfluteten Welt,

sozusagen als diëlektrische Waisenknaben dastehen würden. Ich denke mir den Effekt ähnlich verhängnisvoll, als wenn wir plötzlich dem über uns lastenden Luftdruck widerstandslos preisgegeben wären, oder als wenn wir ohne Kleider und ohne Haut eine längere Schlittenfahrt machen, oder als wenn wir statt unserer gewohnten „Maß" Abends einen Liter flüssige Luft zu uns nehmen müßten. Und was ist es mit dem hypothetischen Aether, der als Leiter der strahlenden Energie auch die festen, flüssigen und gasförmigen Körper erfüllen soll? Auch die bloße Leitungsfähigkeit für Strahlen aller Art gehört doch zu den physikalischen Eigenschaften!

* * *

Zum Schlusse gestatte ich mir nochmals — vgl. S. 247 — die Frage zu stellen:

Wie können wir für die belebten Systeme einen ebenso theoretisch wie praktisch befriedigenden Anschluß an die unbelebten Systeme der Physik und Chemie gewinnen, wenn wir ihre Gleichgewichtszustände nicht unter den Begriff der Funktion S, der Entropie bringen?

Das Gehirn unsrer lieben Schwestern.

Unter allen höheren Regungen und Bewegungen unserer Zeit erscheint mir, rein menschlich betrachtet, als die schönste und interessanteste der Kampf unserer Schwestern um Gleichstellung mit dem starken, dem herrschenden und unterdrückenden Geschlecht; ja ich halte es für möglich, daß nicht etwa die sozialen und wirtschaftlichen Dissidien der Männerwelt — zum Teil recht dumme Sachen — dem kommenden Jahrhundert seinen eigentümlichen Stempel aufdrücken werden, sondern daß dieses Jahrhundert seine Weltsignatur recht eigentlich von der Lösung der „Frauenfrage" erhalten wird.

Denn was wir bisher davon erlebt, das war und ist nur erst Vorpostengefecht. Man kann zwar nicht leugnen, daß unsere Schwestern schon manche Positionen errungen haben, die früher uneinnehmbar schienen, und daß sie diese mit großem Geschick verteidigen und befestigen, aber die eigentlichen „Sperrforts" der Gleichberechtigung — denn sie wollen „uns" ja nicht verdrängen, sie begehren nur Einlaß! — diese Sperrforts sind noch ausschließlich in den Händen der Männer, und immer noch, wenn die mutige Schaar mit hellklingendem Kriegsgeschrei neuen Ansturm wagt, ertönt ihr im tiefsten Basse das „Zurück" der Thorwächter entgegen.

Im tiefsten Basse wissenschaftlicher Ueberzeugungstreue! Dies „Zurück" klingt so wahr und so bieder, und ist doch oft, ja zumeist nichts als geschlechtsegoistische Ueberhebung, mit der

wir ſeit Adams Zeiten unſere ach! ſo lieben und ach! ſo unentbehrlichen Schweſtern der Schlangenrolle zu verdächtigen und zur Strafe dafür auch noch zu terroriſieren, mit Eiferſucht zu quälen, zu haremiſieren und zu kemenatiſieren gewohnt ſind, immer unter dem heuchleriſchen Vorwande der ritterlichen Fürſorge. Als ob *ſie* was davon hätten, daß ſie uns — wie wir ſo gerne ſingen — himmliſche Roſen in's irdiſche Leben flechten!

Da iſt denn das Sperrfort der Univerſität. Zum hundertſten Male wird den wiſſensdurſtigen Frauen von Einem im Talar geſagt: „Da habt Ihr nichts zu ſuchen!“ Und um dem Worte den rechten zeitgemäßen Nachdruck zu geben, wird mit wichtigthuendem Pathos hinzugefügt: „Wie ſolltet Ihr auch? Euer *Gehirn* iſt zu klein, um *unſere* Wiſſenſchaft zu faſſen, was *Männer* erdachten, kann nur von *Männern* begriffen werden. Das iſt göttliche Ordnung[1]) — mulier taceat in ecclesia.“

Das eben, liebe Schweſtern, will ich heute zu Eurem Frommen an den Pranger ſtellen, auf die Gefahr hin, als Verräter am Geheimnis „männlicher Wiſſenſchaft“ betrachtet zu werden: *Die ganze Lehre von der Inferiorität des weiblichen Gehirns iſt eine fromme Mär*, ein wiſſenſchaftliches Quiproquo, das eben nur beweiſt, wie lange und hartnäckig Männer zu irren imſtande ſind. Dieſe Lehre beruht auf zwei falſchen Vorausſetzungen, nämlich erſtens, daß das *Gewicht* des geſamten Gehirnes ganz direkt als Maßſtab für die Intelligenz zu nehmen ſei, und zweitens, daß es ſtatthaft ſei, mit *ſtatiſtiſchen Durchſchnitten* aus Maſſenbeobachtungen einer Frage auf den Leib zu rücken, in welcher nur mit individuellen Begabungen gerechnet werden darf.

---

[1]) Eigenſte Worte eines berühmten Profeſſors der Anatomie.

Beginnen wir mit dem zweiten Trugschluß, so ist es doch zunächst klar, daß auch unter Denen vom starken Geschlecht gewiß nur ein mäßiger Prozentsatz zu wissenschaftlichen Studien und Berufsübungen befähigt ist. Dieser Satz ist sogar ziemlich gering, er mag 5 bis 10 Prozent ausmachen, kaum mehr. Nehmen wir nun an, bei den Weiblein seien es nur 2 bis 3, ja nur 1 Prozent, — mit welchem Rechte will man dieser Minderzahl die Beteiligung an den wissenschaftlichen Studien, die der Staat ermöglicht, wehren? Lehrt nicht Jeden schon die persönliche Erfahrung, daß es viele Frauen gibt, die an Intelligenz ihre männliche Umgebung weit überragen? Und ist nicht schon von vielen Frauen der Beweis geliefert, daß sie mit Erfolg der Erforschung und Verkündigung der Wahrheit zu dienen vermögen?

Was aber das ominöse Gewicht des Gehirns anbelangt, so ist es ja richtig, daß im Großen und Ganzen das weibliche um ein paar Hundert Gramm leichter ist als das männliche, — was nicht ausschließt, daß Millionen männlicher Spatzengehirne von Millionen weiblichen Gehirnen auch an Gewicht weit übertroffen werden. Aber die Hauptsache ist, daß nach den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete das Gesamtgewicht des Gehirns für die Beurteilung der Intelligenz überhaupt keine nennenswerte Bedeutung hat. Solche Bedeutung kommt nur verhältnismäßig kleinen Partieen des Gehirns, vor Allem der „Großhirnrinde" zu, und auch hier stehen die dem höheren Denken dienenden Nervenkörper neben solchen, welche ganz direkt die Sinneswerkzeuge und die Muskulatur im Zentralorgan vertreten. Die genaue Unterscheidung aller dieser Elemente ist äußerst schwierig und erst im Werden begriffen. Das Gesamtgewicht des Gehirns aber steht normaler Weise viel eher zur Körpergröße, zur leiblichen Entwicklung und Kraft, als zur Intelligenz im Ver-

hältnis. Das Rieſengehirn eines Bismarck erklärt ſich zum größten Teile aus der ganzen wuchtigen Perſönlichkeit des ungewöhnlich großen und ſtarken Mannes; daß darin die Denkzentren einen verhältnismäßig großen Raum einnehmen, iſt zweifellos. Im übrigen kann auch ein großer dummer Kerl ein ſehr ſchweres und großes, ein zartes und geſcheidtes Männlein ein ſehr kleines Gehirn beſitzen, und genau ſo verhält es ſich bei unſeren Schweſtern. Da die meiſten unter dieſen von kleinerer Statur und weniger raubtierartig beſchaffen ſind, als die Männer, ſo haben auch die meiſten ein leichteres Gehirn, — nicht weil ſie dümmer ſind, als die Männer!

Jene Gehirnpartien aber, welche ſpeziell der Intelligenz als Grundlage dienen, ſind in ihrer Ausbreitung nicht bloß das Produkt der Erbanlage, ſondern auch der Uebung und der durch dieſe bedingten ſpezifiſchen Ernährung. Man verſtatte dem zu höherer geiſtiger Thätigkeit veranlagten Frauenhirn die rechtzeitige Uebung, und die ſtolzen Thorwächter der Sperrforts werden ſich wundern, wie viele geſchickte Kolleginnen ſich ihnen an die Seite ſtellen werden.

Was der Mann trotzdem im allgemeinen in faſt allen geiſtigen Thätigkeiten vor der Frau voraus hat und wohl immer voraus haben wird, das beruht in der ſtärkeren Angriffsfähigkeit, welche ihrerſeits weſentlich von geſchlechtlichen Verhältniſſen abhängt, — von jenen Verhältniſſen, aus denen ſich u. a. auch unſere Stimme zum Baß entwickelt, und welche jenen Bruſtton der Ueberzeugung zeitigen, der ſo oft nur leerer Schall iſt. Ueberall wo raubtierartige Energie, rohe Kraft, Leidenſchaft, Brüllen ꝛc. am Platze ſind, da wird der Mann der Frau ſtets überlegen bleiben; er iſt kühner und verwegener in allen Dingen, auch im Denken und Phantaſieren. Dafür iſt die Frau feiner, geduldiger, ſorglicher, mitleidsvoller. Wenn

sie nicht alle physischen und die meisten moralischen Lasten der Fortpflanzung zu tragen hätte — wer weiß, ob sie nicht längst unsere gefährliche Rivalin auch im staatlichen Leben wäre!

Wer aber meint, daß das „hysteroïde Denken“ (wie ich ganz allgemein das sprunghafte und durchlöcherte Denken nennen möchte) ein trauriges Vorrecht unserer lieben Schwestern sei, der ist gewaltig im Irrtum. Wir müßten denn, — wollten wir gewisse Unzulänglichkeiten in Bau, Ernährung und Verknüpfung der Denkzellen als „weibliches Prinzip“ bezeichnen, — uns zu dem ungeheuerlichen, aber tiefsinnigen Satze versteigen: „Es gibt unter den Männern mehr Weiber, als unter den Weibern Männer.“ Ist doch die Geschichte menschlicher Grausamkeit und Zerstörungswut, menschlichen Irrtums und Aberglaubens im wesentlichen nur eine Geschichte männlicher Geistesumnachtung!

Also, verehrte liebe Schwestern, vertrauen Sie getrost dem göttlichen Funken, mit dem auch Ihr Gehirn geladen ist; aber vergessen Sie nicht, daß die Lehre „von dem Rechte, das mit uns geboren“, in der männlichen Rechtsphilosophie niemals für die Frau gegolten hat. Was Sie in der Gleichberechtigung mit uns Männern auf den Gebieten geistigen Schaffens erreichen werden, werden Sie uns abtrotzen müssen in heißem Kampfe und unter Anwendung aller erdenklichen Kriegslisten. Und darin sind Sie uns ja überlegen, — wenn Sie wollen.

München, März 1896.

Faustrecht oder — Gretchenrecht?

Die doppelsinnige Antithese wurde irgendwo von dem Prager Hygieniker Hueppe aufgestellt. Sie fiel mir wieder ein, als ich in Zeitungen an demselben Tage las 1) die Ankündigung einer Sammlung von verurteilenden Aussprüchen über die Frauen, welche ein russischer Weiberfeind aus den Literaturen aller Zeiten und Völker zusammengebracht, 2) die Anzeige einer Schrift unter dem Titel: „Der physiologische Schwachsinn des Weibes", welches billigerweise einen deutschen Professor zum Verfasser hat, und 3) den letzten Brief eines Selbstmörders, der im Kaukasus eine durch verschiedene Hände gegangene, offenbar psychologisch sehr merkwürdige Norwegerin umgebracht hatte. Namentlich die dritte Pièce ist charakteristisch: der Mörder sagte darin, als ob es sich von selbst verstände, er habe „triftige Gründe" gehabt, denen man nicht nachforschen möge. Aber wohlbemerkt: nicht einmal seine Frau war sie gewesen!

Das alte Lied: das Raubtier „Mann" tötet, wenn ihm die Verleumdung oder die schimpfliche Mißhandlung nicht mehr die erforderliche Befriedigung gewähren. Jawohl, von der Beschimpfung zum Mord ist nicht weit weg, beide fließen aus derselben Quelle, nämlich aus der Anmaßung. Diese

aber bildet eine Art geistigen Defekts. Man kann daher sagen: wirklich hochbegabte und gerechte Männer werden Frauen weder beschimpfen noch morden, sie werden sie nur wägen. Dann aber werden sie es auch unterlassen, ihren Auseinandersetzungen den Beigeschmack der Beschimpfung zu geben, wie er in dem Titel jenes mit wissenschaftlichen Allüren auftretenden Buches vom „physiologischen Schwachsinn" enthalten ist. Wissenschaftlich ist das ganz und gar nicht; mag auch der Prozentsatz der Schwachsinnigen bei den Frauen etwas größer sein als bei den Männern — große Esel und Schafsköpfe gibt es hier mindestens ebensoviele, wie dort dumme Gänse. Wenn hier auf der Konfiguration gewisser Windungen der Großhirnrinde bei einigen niedrigstehenden Individuen ein ganzes misogynes Lehrgebäude errichtet wird, so muß ich das unwissenschaftlich nennen, erstens weil die Bedeutung der Rindenausbreitung für die Intelligenz noch sehr im Dunkeln ist, und zweitens, weil der Begriff des „Schwachsinns" nicht bloß mit dem Maßstabe der freien Intelligenz, sondern vor allem auch mit demjenigen der gebundenen Seelenkräfte, der Gleichgewichtszustände und Hemmungen gemessen werden muß. Die Frau ist konservativer, normaler, natürlicher, menschlicher als der Mann; wo sie schlecht und unmenschlich wird — cherchez l'homme! Das Geschlecht, das uns Männern in puncto Geduld und Beständigkeit, im Ertragen von Schmerzen und im unentwegten Hoffen, überhaupt in der psychischen Entropie so sehr überlegen ist, haben wir kein Recht schwachsinnig zu nennen! Ich möchte einmal die weiberfeindlichen Professoren im Wochenbette sehen, — schwachsinnige Wöchner!

Man könnte sogar den Spieß umkehren. Da nämlich alle Abweichungen von der Richtschnur der Vernunft und Menschlichkeit, so das Stehlen und Morden,

das Raufen und Stechen, das Saufen und Hazardspielen, das Louistum und das Defraudieren, der Größenwahn der Cäsaren und Anarchisten u. s. w. auf geistigen Defekten, auf mindestens partiellem Schwachsinn beruhen, so erscheint das mit dem Verbrechertum geradezu erblich belastete männliche Geschlecht entschieden im Nachteil. Aber nehmen wir immerhin an, daß diese Minusposten durch die Tugenden unserer Richter und Dichter, unserer Krieger und Forscher ausgeglichen werden, so hätte doch der Mann keinen Grund, auf diese Tugenden in unbescheidener Weise zu pochen.

Es ist zweifellos, daß Erziehung und Beispiel bei der Wertschätzung des Weibes eine große Rolle spielen, und nicht minder die persönlichen Erlebnisse. Ein Mann, der so glücklich war, nur Angenehmes und Erfreuliches mit und durch Frauen zu erleben, oder der gerecht genug ist, die etwa erlebten Unannehmlichkeiten soweit billig auch auf sein Konto zu buchen, wird schwerlich auf die Idee kommen, ein ganzes Buch gegen die Frauen zu schreiben. Wenn Einer anmaßende Urteile über Frauen im allgemeinen fällt, so liegt stets die Vermutung nahe, daß er entweder viel Mißbrauch mit Frauen getrieben hat, oder daß er überhaupt nicht das Zeug besitzt, richtigen Gebrauch von Frauen zu machen.

Ich bitte, letzteres Wort nicht „mißbräuchlich" zu verstehen; von dem anderen Geschlechte den rechten Gebrauch machen, heiße ich das eigene harmonisch ergänzen, nicht etwa blos sexuell, sondern in Bezug auf die gesamte Lebenshaltung. Aber dazu gehören freilich zwei ganze Hälften — ein ganzer Mann und eine ganze Frau, — geradeso wie zu vollendetem Sehen zwei gesunde Augen erforderlich sind. Es mag sein, daß infolge unserer verschrobenen, mammonistischen Gesellschaftsordnung in siebzig von hundert Fällen eine leidlich gute männliche Hälfte nicht die

zugehörige gute weibliche findet; das ist ein Malheur, welches uns jedoch kein Recht gibt, „die weiblichen Hälften" *als solche schlechtweg* für minderwertig und unfähig zur Ergänzung unserer edlen, hochnasigen Männlichkeit auszugeben.

Wenn wir die Bosheiten und Nichtswürdigkeiten, die seit Erschaffung der Welt vom sogenannten „*starken*" gegen das angeblich „*schwache*" Geschlecht ausgeübt worden sind, auf einen Haufen thun könnten, so würde ein Berg entstehen, dessen Spitze das Firmament berührte. Wohin wir greifen — überall dieser abscheuliche männliche Egoismus, diese elende Undankbarkeit — denn was wären wir ohne unser Mütterlein! Aber es wäre falsch, *diese* Überlegenheit des männlichen über das weibliche Geschlecht ohne Weiteres für das *Gegenteil von Schwachsinn* auszugeben. Der Mann ist ganz zweifellos das größere Raubtier; überall, als Familienoberhaupt wie als Gesetzgeber, als Dichter wie als Geschäftsmann, ist er rücksichtsloser als die Frau. Ich kenne keine durchgegangenen Kassiererinnen, keine weiblichen Schlachtfeldhyänen, keine Lustmörderinnen, keine Verbrecherinnen an unreifer Männerjugend; wo die Frau über den Mann „siegt", wie auf dem Gebiet der Pantoffelherrschaft, da geschieht es nicht durch Mittel roher Gewaltthätigkeit, sondern vielmehr durch überlegene Intelligenz, durch geschickte Ausnützung von Umständen, Charaktereigenschaften, Schwächen. Es ist ein Kleinkrieg im Frieden, der nicht einmal des Humors entbehrt.

Wollen wir Männer ganz ehrlich sein, so müssen wir sagen, daß wir uns bisher gegen unsere Schwestern *sehr unanständig* und *schäbig* aufgeführt haben. Schon die Fabel vom *Sündenfall* zeigt uns die männliche Niedertracht im hellsten Lichte: als ob es für uns des „Apfels" und der „Schlange" bedurfte! Dummes Zeug! Das haben die eifersüchtigen Semiten nur erfunden, um einen Vorwand für

die Absperrung ihrer Weiber zu haben. Folgerichtig gibt es im Paradies nur männliche Engel. Die Geschichte aller Zeiten und Völker ist, bei Licht besehen, nichts als ein großer Triumphzug des Raubtieres „Mann". Er hat es auch mit Hilfe seiner weisen Gesetzgebung vermocht, bis auf den heutigen Tag — zum Danke dafür, daß er mit Schmerzen geboren ward! — alle Not und Sorge und Schande für das außer den Pferchen der Ehe entstandene Kind der unglücklichen Mutter aufzuhalsen. Alle wirklich großangelegten Schlechtigkeiten der Weltgeschichte, die Vernichtungskriege, die Kindermassenmorde (Bethlehem, Transvaal!), aber auch alle großen Dummheiten und blindwütigen Zerstörungen, Hexenprozesse, Inquisition, Folterkammern, Jesuitismus, Muckerei, Heuchelei, Speichelleckerei u. s. w., — alles das stammt von Männern, wogegen den Frauen im großen und ganzen die schönere Aufgabe zugefallen ist, Schmerzen zu lindern, begangenes Unrecht wieder gut zu machen.

Die geistige Überlegenheit des Menschen über das Tier beruht im Wesentlichen auf der Veredlung, Bereicherung und willkürlichen Beherrschung, mit einem Worte auf der Idealisierung der Sinne und Triebe. Die Idealisierung der Sinne, welche die bildende Phantasie und das höhere Denken begreift, mag dem Manne im allgemeinen etwas leichter fallen als der Frau, dafür aber ist die Frau in der Idealisierung der Erhaltungstriebe dem Manne entschieden überlegen. Beide Arten von Idealisierung müssen sich ergänzen, aber ihre Träger müssen frei und gleichberechtigt sein. Die endliche Befreiung des weiblichen Geschlechts aus der vieltausendjährigen Sklaverei des an roher Kraft und Selbstsucht überlegenen Mannes bedeutet daher ein neues Morgenrot der Menschlichkeit.

Sollte aber künftig ein misogyner Heißsporn wieder auf

die Idee kommen, ein Buch über den Schwachsinn der Frau zu schreiben, oder ein Weib, das er nicht begreift, umzubringen, so möge er sich der ewig brauchbaren Mahnung vom Theater der Witwe Magnus erinnern: „Herr Ritter, nehmt Euch in Acht, daß Euch Euer Schwert nicht am Gehen hindert!“

München, August 1901.

Wir Feministen!

Der physiologische Schwachsinn, den Herr P. J. Möbius unseren lieben Schwestern andichten zu müssen geglaubt, hat seine Schuldigkeit gethan: er ist „gegangen." Zwar in seiner vierten Auflage nennt der Verfasser meine Antithese „Faustrecht oder Gretchenrecht?"[1]) die schwächste Kritik, die über seine Schrift erschienen sei, und er bedauert, daß sie von einem Manne herrühre. Aber er wagt es doch nicht, sie neben den andern abzudrucken, einfach, weil sie niederschmetternd war, weil ich ihn daran erinnert hatte, daß alle großen Schwachsinnigkeiten der Welt- und Kulturgeschichte, von den heidnischen Menschenopfern bis zu den christlichen Hexenprozessen und Jesuitereien, daß alle groß angelegten Bosheiten und Imbezillitäten, daß alle Ausgeburten des blindesten Fanatismus wie der gemeinsten Speichelleckerei, fast ausschließlich auf das männliche Konto zu setzen sind. Das hatte Herrn Möbius auf das Tiefste verletzt, darum salbte er meine Kritik mit dem Oele des feministischen Schwachsinns.

Aber dieses ausschließlich Möbius'sche Fabrikat hat seine Rolle ausgespielt. Die Gegenüberstellung der beiden Geschlechter als solcher, im Großen und Ganzen, ist als unzureichend befunden worden, um den geistig Begabten

---

[1]) Vgl. „Jugend", 1901 Nr. 32.

unter unseren Schwestern das Recht des Wettbewerbes mit der Männerwelt zu versagen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Denken existiert nicht. Es gibt geistreiche und starke Frauen genug, die es mit Hunderten und Tausenden männlicher Knirpse aufnehmen. Die Statistik der mittleren Hirngewichte, welche Th. v. Bischoff in seiner Studie so gründlich als möglich behandelt hat, thut dieser Wahrheit keinen Eintrag. Legt man alle Männer auf die eine, und alle Frauen auf die andre Wagschale, dann ergibt sich für die ersteren ein Gewichtsplus von ca. 20 Prozent. Da die Gehirne der Männer und Frauen im Durchschnitt nur eine Gewichtsdifferenz von 11 Prozent zu Gunsten der Männer ergeben, so könnten wir sagen, das weibliche Gehirn sei relativ schwerer. Döllinger (der Physiolog) und Gambetta, zwei sehr gescheite Männer, blieben mit ihren Gehirnen sogar unter dem weiblichen Durchschnitt! Wenn mein verstorbener Gönner Professor Rüdinger, auf den sich Herr Dr. Möbius beruft, einzelne Partien der Großhirnrinde, namentlich den Scheitellappen, am Manne schöner entwickelt gefunden hat, als am Weibe, so lag das an seinem „Material." Denn er hatte wohl Gehirne geistig hochstehender Männer zur Verfügung, aber nicht ein einziges von einer geistreichen Frau. Diese empfindliche Lücke in der Gehirnanatomie auszufüllen, wäre eine wirklich verdienstliche That unserer Frauenrechtlerinnen.

Und wenn nun auch der Scheitellappen, wenn nun auch die Windungen des Stirn- und Schläfenlappens beim Weibe in der Regel nicht so gut entwickelt sein sollten, als beim Manne, — was wäre damit erwiesen? Nichts, rein gar nichts! Man kann noch so leidenschaftlich auf die Prinzipien der Lokalisationspsychologie schwören, noch so sehr für die Ideen Flechsig's eingenommen sein, — in solcher Weise,

wie Herr Möbius will, mit phrenologischen Aburteilungen vorzugehen, das ist ein zur Zeit verbotener Weg. Schon das ist sehr verdächtig, daß die angeblichen Defekte bei Mädchen schon von Geburt an bestehen sollen, während sie bei neugebornen Knaben nicht bemerkbar seien; gerade dieser Umstand weist darauf hin, daß sie — ihr allgemeines Vorhandensein vorausgesetzt — für die geistige Entwickelung belanglos sein müssen, da bis zur Mannbarkeit die Mädels den Buben geistig entschieden „über" sind.

Aber wozu das Alles? In psychologischen Dingen ist mit der Statistik der großen Zahlen gar nichts auszurichten, sonst wäre es ja viel einfacher, die Kandidaten der Medizin und Juristerei zu wiegen, statt sie in so peinlicher Weise auszufragen.

Da aber wirklich die Majorität der Männer der Majorität der Frauen physisch überlegen ist, und da die höchsten psychischen Leistungen des Menschengeschlechtes ebenso wie die größten Brutalitäten wirklich von einigen Hundert oder Tausend Männern ausgegangen sind, so hat man sich daran gewöhnt, alles geistig Bedeutende und Gewaltige als spezifisch männlich zu bezeichnen, und wir sagen daher auch von einer Frau, welche irgendwie Hervorragendes und Starkes leistet, daß „an ihr ein Mann verloren gegangen sei." Wir meinen das im guten wie im schlimmen Sinne, von wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen ebensowohl als von Bethätigungen der rohen Kraft und der niederen Triebe, d. h. des in jedem Menschen schlummernden Raubtiers.

Wollen wir durchaus von der Individualisierung, die in psychischen Fragen das allein Zulässige ist, absehen, und statistischen Phantomen nachjagen, so können wir höchstens sagen: unter den Frauen gibt es nicht so viele, die männlich denken, wie unter den Männern solche, die

weibisch denken. Mit anderen Worten: es gibt viel mehr schwachsinnige Männer, als starksinnige Weiber. Die leicht erklärliche Ueberlegenheit der Männer in der höchsten geistigen Energie schließt nicht aus, daß es Tausende von Frauen gibt, die weit über dem Durchschnittsniveau männlicher Geistesanlagen stehen, und jenen Tausenden das Recht des Mitbewerbs nur deshalb streitig machen wollen, weil sie bei der eventuellen Fortpflanzung die passive Rolle spielen, ist nicht nur ungerecht, sondern auch unwissenschaftlich.

Ueberhaupt wird bei der Beurteilung geistiger Befähigungen den Faktoren des Geschlechtslebens ein viel zu großer Einfluß gegönnt. Ich gehöre wahrlich nicht zu Denen, welche der Verwischung der Sexualität in der einen oder andern Form das Wort reden; im Gegenteil, ich habe mich sogar literarisch für die Verherrlichung der Mutterbrust in's Zeug gelegt, und ich habe es abgelehnt, die Eingabe betr. die Aufhebung des § 175 zu unterschreiben. In geschlechtlichen Dingen scheint mir die natürliche und reinliche Scheidung das einzig Ersprießliche, jedes Zugeständnis an die Abnormalität eine verwerfliche Beihilfe zur Entartung zu sein. Aber der Mensch besteht, Gottlob, nicht bloß aus Sexuellem; unser Nervensystem, namentlich das eigentliche Denkorgan, weist große und mächtige Provinzen auf, die mit der Fortpflanzung und der libido nicht das Allermindeste zu thun haben. Die Idealisierung der Sinne in der Richtung der Selbstherrlichkeit, wodurch der Mensch sich so gewaltig vom Tiere unterscheidet, schreitet bei Mann und Weib nach denselben Gesetzen voran, ist bei beiden Geschlechtern in derselben Weise der Erziehung und Vervollkommnung zugänglich. Dasselbe gilt von der Assoziation der Sinnesgedächtnisse und der Schulung des höheren Denkens.

Ist es schon bedenklich, die sekundären Geschlechtsmerkmale zu Meilensteinen der geistigen Entwickelung zu machen — denn wie viele brave Männer laufen mit Körperpartien herum, die sich an Frauen schöner ausnehmen würden! — so muß der Versuch, für die Ausschließlichkeit tertiärer Merkmale Schule zu machen, auf das schärfste verurteilt werden. Man braucht gar nicht, wie die Unterzeichner der vorhin erwähnten Eingabe es thun, auf die bisexuelle Uranlage des Menschen hinzuweisen, wovon wir doch auch nichts Genaues wissen; sondern man kann sich einfach auf die Forderung der gerechten Beurteilung des Individuums beschränken, um so allgemeine Kränkungen, wie sie der angebliche „physiologische Schwachsinn des Weibes" enthält, von unseren ohnehin oft recht unhöflichen öffentlichen Erörterungen fernzuhalten. Ob ein männlicher Beamter unausgesetzt mit Neurasthenie, oder eine Professorin alle vier Wochen mit den menses geplagt ist, das ist — wie man bei uns sagt — gehupft wie gesprungen. Wenn aber gar Herr Möbius die großen Tugenden der Frau im Ertragen unumgänglicher Leiden, ihre wirklich bewunderungswerte Entschlußfähigkeit bei schmerzhaften und lebensgefährlichen Operationen u. dgl. als Ausfluß ihrer „mehr tierischen" Natur hinzustellen wagt, so hat er wohl die Vorsichtsmaßregeln bei der Vivisektion vergessen. Da genügt schon nicht mehr der Maulkorb, da müssen Schnauze und Krallen verbunden und an den Tisch gefesselt werden. Nein, verehrtester Herr Doktor, die allervornehmste menschliche Intelligenz und Selbstbeherrschung wollen wir uns doch nicht animalisieren lassen!

Feministen nennt man uns, die wir uns nicht dazu hergeben wollen, unsere Schwestern nur wegen ihres Geschlechtes zu Menschen zweiter Klasse zu stempeln, sie von dem Wettbewerb mit uns Männern auf den Gebieten geistigen

Schaffens auszuschließen. Wohlan, wir nehmen den Ehrennamen mit Freuden an. Hoiho Feministen! Auf zum Kampf! Nieder mit der heuchlerischen Statistik, die unsere Schwestern ausschließlich zu Gattinnen und Müttern machen will, ohne ihnen die dazugehörigen Gatten und Ernährer zu geben! Zeigen wir vielmehr unseren männlichen Stolz und die dankbare Erinnerung an unsere Mutter dadurch, daß wir im Kampf um's Dasein vor der geistig gleich begabten Schwester ehrerbietig zurücktreten, falls sie sich nicht dazu herbeiläßt, unsere Oberhoheit — standesamtlich anzuerkennen. Denn wir sind doch die physisch Stärkeren und können uns mit unserer elastischeren Geschlechtsmoral sorgloser in das Weltgetümmel stürzen.

Den Herren aber, die sich trotz alledem berufen fühlen, das gute Recht unserer Schwestern auch fernerhin mit scheinphysiologischen Knütteln zu belästigen und zu verhöhnen, möchte ich die Worte in's Stammbuch wünschen, welche Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch (die Schwiegertochter des Altmeisters), einst an einen befreundeten Schriftsteller richtete, und denen auch der boshafteste Antifeminist ein vornehmes ingenium virile nicht absprechen kann: „Gedenken Sie meiner nie auf störende Weise. Nur wenn Sie im Begriff wären, eine Zeile zu schreiben, die Ihrer eigentlichen Natur nach unwürdig, möchte ich, es wäre Ihnen, als legte ich sanft meine Hand auf die Ihrige und hielte Ihre Feder zurück. Leben Sie wohl!"

München, Juni 1902.

Deutsche Frauenfrage.

Verehrte Freundin!

Sie können doch wohl nicht darüber klagen, daß sich die „Jugend" zu Ihren Bestrebungen ablehnend oder gar feindselig verhalte. Wie hoch wir das Gehirn unserer lieben Schwestern taxieren, haben wir schon im ersten Jahrgange gesagt, und daß wir auch sonst das ewig Weibliche lieben, beweist die stattliche Liste unserer Mitarbeiterinnen.

Aber wir wollen nicht verschweigen, daß Ihre Bestrebungen uns noch viel angenehmer sein würden, wenn Sie neben dem Rechte Ihres schönen Geschlechtes etwas mehr die Pflicht der deutschen Frau als solcher betonen würden. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in dieser politischen Hinsicht die Engländerin und Amerikanerin, die Französin und Dänin Euch deutschen Weiblein um mehr als eine Pferdelänge voraus ist. Man kann sogar behaupten: der Imperialismus wird in Amerika und England, der Chauvinismus in Frankreich von den Frauen wärmer verfochten als von den Männern, und diese sehr starke politische Leidenschaft ist es, welche in jenen Ländern auch der rein rechtlichen Frauenfrage einen festeren nationalen Rückhalt gibt. In der Türkei, wo die Frauen vom Staate nichts wissen, existiert naturgemäß auch keine Frauenfrage; das öffentliche Recht der Frau wird immer und überall gemessen mit dem Maßstabe ihrer Anteilnahme an der Allgemeinheit.

Es ist darum nicht nötig, daß die Frau mit Leidenschaft höhere oder auch nur niedere Politik treibt. Auch die Ausschreitungen im Abbusseln zweifelhafter Nationalhelden fordern nicht zur Nachahmung auf. Aber wahrlich, etwas mehr deutsches Rückgrat wäre unseren lieben Deutschinnen schon zu wünschen. Ich habe hier nicht bloß die breiten Massen des Volkes, sondern gerade die höheren und insbesondere die adeligen Kreise im Auge. Es gibt adelige Damen, namentlich unter den zahlreichen Schülerinnen des Sacré Coeur, die sich im Auslande am liebsten gar nicht als Deutsche bekennen und daheim mit Vorliebe eine gewisse Dummheit im Deutschen zur Schau tragen. Doppelt notwendig, den Finger an diese patriotische Wunde zu legen, erscheint es in dem Augenblicke, wo man sich anschickt, der Ordenserziehung neuen Vorschub zu leisten. Es ist System in der stiefmütterlichen, fast französierenden Behandlung der deutschen Erziehung unserer Frauen; ich will daraus den ehrenwerten Damen, welche den Unterricht geben, so gut sie es verstehen, keinen Vorwurf machen, aber eine wahre Affenschande ist es doch, wenn deutsche Geschichte den kleinen Mädchen in französischer Sprache vorgetragen wird. Woher sollen dann später die armen dummen Dinger das Zeug zu einer starken vaterländischen Gesinnung nehmen? Sie bleiben in diesem Punkte — Türkinnen. Dazu kommen dann noch die lebenslänglichen konfessionellen Einflüsse; ich bezweifle stark, daß irgendwann und -wo in deutschen Landen die Ohrenbeichte zu einer deutsch-patriotischen Ermahnung Anlaß gegeben hat!

Sie werden sagen, das gelte nur für gewisse ultramontane Bezirke. Hier allerdings erstreckt sich das Uebel in alle Volkskreise hinein. Aber auch im protestantischen Norden fehlt es nicht an nationaler Rückgratlosigkeit bei den Frauen. In den „feinsten Familien“ und bei mehr als einem „Edelsten der

Nation" wird noch immer mit engliſierendem Weſen kokettiert und nach franzöſiſchen Speiſekarten gegeſſen, ohne daß Engländer oder Franzoſen dabei zu Gaſte wären. Können Sie Sich denken, daß in einem pariſer großen Hauſe eine deutſche Speiſekarte aufläge ohne deutſche Gäſte? Und dann — ſind denn die Wortführerinnen Ihrer Bewegung durchweg ſo unanfechtbar in ihrer deutſchen Geſinnung? Sind nicht im Gegenteil viele von ihnen geradezu international angekränkelt? Wir Männer betrachten jeden unter uns, der nicht die geiſtige Kraft zur Entwickelung ſeines Volkstums aus der Mutterſprache beſitzt, als einen Hanswurſt; habt Ihr deutſchen Frauen Anlaß, in dieſer Hinſicht anders zu urteilen?

Alſo, meine Verehrte, ſeien Sie mir nicht böſe, wenn ich dem Avers Ihres frauenrechtleriſchen Zornes den Revers meiner deutſchen Bedenken entgegenhalte. Die deutſche Frau wird genau ſo viel Rechte haben, wie ſie auf den deutſchen Mann durch deutſche Geſinnung — denn das iſt ja uns deutſchen Männern das Höchſte — Eindruck zu machen weiß. Auf unſere angeborene Galanterie, die ja auch den Türken nicht ganz fremd ſein ſoll, dürft Ihr Euch ja nicht verlaſſen; ſie bemißt ſich gerade nicht nach Euren ſtarken Eigenſchaften. Rechte werden nur dem gegeben, der ſich Achtung erzwingt. Vor einer deutſchgeſinnten Frau haben wir mehr Reſpekt, als vor zehn dergleichen Männern, denn bei dieſen verſteht ſich das von ſelbſt, ohne ſolche Geſinnung wären wir ja Trottel; aber bei der Frau, die nicht berufen iſt, den Waffenrock zu tragen, erſcheint uns die deutſche Geſinnung als der Ruhm eines ſtarken, gerechten Herzens und einer höheren, der männlichen gleichkommenden Einſicht. Womit ich die Ehre habe, mich vor Ihnen tief zu verneigen als Ihr aufrichtig ergebener

Georg Hirth.

Anfang Januar 1900.

Die erste Schulmappe.

Eine hirnphysiologische Betrachtung.

Die erste Schulmappe wird von der Frau Mama mit seligen Hoffnungen gekauft, vom kleinen Besitzer mit Stolz getragen, — aber den Menschenfreund, den Arzt kann es nur mit Sorge erfüllen, wenn er solch' ein knirpsiges Menschlein würdevoll dahinschreiten sieht, als ob es ein Ministerportefeuille unterm Arme hätte. In Wirklichkeit steckt in so einer ersten Schulmappe oft der Bazillus der Nervosität, der geistigen Mißbildung, der Furchtsamkeit oder des Größenwahns. Von einsichtsvollen Pädagogen ist das auch, auf Grund reicher Erfahrungen, anerkannt; heute will ich versuchen, eine gemeinverständliche physiologische Erklärung des Schadens zu geben, den ein allzu früher Schulbesuch für die geistige Entwickelung hat. Denn in der Regel wird vom Publikum nur an den leiblichen Schaden gedacht; der Geist, so meint man wohl, sei ein unantastbares Ding für sich und werde später schon zu seinem Rechte kommen.

Jedermann weiß, daß und warum man einem Kinde keine schweren körperlichen Arbeiten zumuten darf, z. B. andauerndes Lasttragen, Holzhacken, Feldarbeit u. dgl. Man versteht es leicht, daß hiezu Knochen und Muskeln, Herz und Lungen noch nicht stark genug sind; daß auch zu solchen Arbeiten ein festgefügtes, ausgewachsenes Nervensystem gehört,

das fällt wohl den Meisten nicht ein. Aber in der Regel ganz und gar urteilslos ist man gegenüber den eigentlichen Gehirnleistungen. Man betrachtet, wenn's gut geht, das Gehirn als ein Organ, das auch bei Kindern nur ab und zu der Ruhe und Erholung bedürfe, um dann wieder „arbeiten" zu können. Wird dann diese Arbeit nicht geleistet, ist die nötige Aufmerksamkeit und Spannkraft nicht vorhanden, so nennt man das Kind „faul"; und kann es das dargebotene Unterrichtsmaterial auch beim besten Willen nicht begreifen und im Gedächtnis behalten, so ist das Kind „dumm". Punktum, Streusand drauf! Bringt aber der arme kleine Wurm solche Weisheit schwarz auf weiß mit nach Hause, so gibt es alberne Eltern genug, die dem Pfande ihrer Liebe mit ungebrannter Asche hinterrücks beibringen zu können wähnen, was die gütige Natur in ihrer unergründlichen Weisheit dem armen Schelm noch versagt hat. Alle Qualen, die der erwachsene Mensch sich und Seinesgleichen bereitet, erscheinen geringfügig gegenüber solcher Mißhandlung unschuldiger Kindlein, für Fehler, die, richtig erkannt, sehr oft als glückverheißend angesehen werden müßten.

Das Gehirn ist nämlich nicht ein einheitliches, gleichmäßig wachsendes und erstarkendes Organ, sondern es besteht aus einer größeren Anzahl von Organen, welche zwar meist sehr innige Beziehungen zu einander haben und dem unbewaffneten Auge als nahezu gleichartige Masse erscheinen, die aber dennoch eine verhältnismäßig große Selbständigkeit besitzen und in ihrem Wachstum sehr ungleiche Fortschritte zeigen. Da sind zunächst die Projektionsfelder (Empfindungsorte) der sogenannten „vegetativen" Organe: des Herzens, des Verdauungsapparates u. s. w.; dann die Projektionsfelder der äußeren Sinneswerkzeuge, der Augen und Ohren, der Nase und Zunge, der Tastnerven u. s. w.

Vom Gehirn gehen aber auch die zahlreichen Anregungen aus, durch welche der Angriffs- und Abwehrapparat unserer Knochen und Muskeln in Bewegung gesetzt wird; und das Gehirn bewirkt nicht nur die Sprache und Augenmimik, sondern es sendet auch Botschaften an Herz, Lungen, Sinnesorgane u. s. w., welche diese Organe oft sehr stark beeinflussen. Für alle diese, teils vom Gehirn ausgehenden (zentrifugalen, motorischen), teils nach dem Gehirn gerichteten (zentripetalen, sensiblen) Bahnungen hat nun das große Zentralorgan besondere Lokale. Und alle diese Lokale und besonderen Projektionsherde sind substantiell sehr feine Gebilde, welche je nach ererbter Anlage, nach der Ernährung und Uebung sich sehr ungleichmäßig zur vollen Reife entwickeln.

Eine zweite Reihe von substantiellen Gebilden machen die Nervenkörper (Zellen) und Bahnen aus, welche die verschiedenen Projektionsherde mit einander verbinden. Sie sind es, welche das Zusammenarbeiten der vegetativen, der sinnlichen und bewegenden Nervenzentren ermöglichen. Beim erwachsenen Menschen nehmen diese Gebilde einen sehr breiten Raum ein; ja die neueste Gehirnforschung lehrt, daß die menschliche Großhirnrinde, der eigentliche Schauplatz der Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Denkprozesse, verhältnismäßig große Gebiete aufweist, welche nur der Verknüpfung — der „Assoziation" — dienen. Diese Gebilde kommen naturgemäß erst dann zur vollen Reife, wenn alle übrigen nervösen Provinzen und Bahnen, welche der Mensch im wesentlichen mit den höheren Tieren gemein hat, vollständig ausgebildet sind. Ihre Entwickelung schreitet sogar noch in späteren Lebensaltern fort: wie der Jüngling durch Turnen u. dgl. seinen Muskelapparat vervollkommnen kann, so kann der reife Mann — die erforderliche Grundanlage vorausgesetzt — durch systematisch betriebene geistige Arbeit seine „Denkzentren" zu

immer höherer Entwickelung bringen.*) Aber das muß festgehalten werden: Diese Assoziationsgebilde stellen die letzte und höchste Errungenschaft im Zentralnervensystem dar, sie sind auch rein substanziell betrachtet die zartesten, besonderer Schonung bedürftigen Bildungen des Gehirns, was schon daraus hervorgeht, daß sie mehr als alle anderen den Zerstörungen durch Alkohol, der sogenannten „Gehirnerweichung" ꝛc. ausgesetzt und der eigentliche Sitz der verschiedensten Geisteskrankheiten und wohl auch der sogenannten Nervosität sind.

Es ist nun ein Gesetz, welches wir von der Mechanik direkt auf das organische Leben übertragen können, daß nämlich jeder Apparat erst dann seine volle Funktionsfähigkeit erreicht, wenn er — fertig ist; und daß eine vorzeitige starke Inanspruchnahme unfertiger Apparate nicht nur die Leistung, sondern auch den Apparat selbst gefährdet. Anstatt sich an und mit allmählich eintretender, der jeweiligen Leistungsfähigkeit entsprechender Übung weiter zu vervollkommnen, wird der Apparat vielmehr in seiner normalen Entwicklung gehemmt, er wird wackelig; anstatt zunehmender Geschmeidigkeit und Kraft tritt Schwäche und Stillstand im Wachstum ein, zum mindesten wird die normale Entwicklung gestört und, vielleicht bei scheinbaren äußeren Erfolgen, der Grund zu späterem Nachlassen der Spannkraft gelegt; — oder aber es tritt eine krankhafte, einseitige Entwicklung (Hypertrophie) gewisser Teile des Apparates auf Kosten seiner allgemeinen Entwicklung ein.

So und nicht anders verhält es sich mit den Assoziations-

---

*) Nach Flechsig sind es namentlich vier größere Partien der Großhirnrinde, nämlich: 1. Das eigentliche Stirnhirn, der hinter der freien Stirnfläche, unmittelbar über den Augen gelegene Hirnteil, 2. ein großer Teil der Schläfenlappen, 3. ein großer Bezirk im hinteren Scheitelteil, 4. die tief im Innern des Hirns versteckte Insula Reilii. Vgl. meine „Lokalisations-Psychologie" 2. Auflage, Seite 16.

und Denkzentren des Kindes, wenn es jenes kritische Alter des ersten Schulbesuchs erreicht hat. Dank der neuesten vergleichenden Gehirnerforschung (an Präparaten nach dem Tode) weiß man nämlich jetzt ziemlich genau, wie das kindliche Gehirn in seinen verschiedenen Teilen sich allmählich entwickelt. Wie der Magen des Neugeborenen nur erst dünne Milch vertragen kann, so ist auch sein Gehirn ein sehr zartes und schwaches, breiartiges Ding. Nirgends ist Reife vorhanden, nur etwa die niederen Gehirnteile und das Rückenmark bieten deutliche Angriffspunkte für die gleichfalls noch wenig entwickelten vegetativen Triebe dar. Allmälig werden die Bahnen von den äußeren Sinnesorganen (z. B. die Sehnerven) zur Großhirnrinde fertiggestellt, aber alles ist noch sehr unvollkommen, wie die betreffenden Funktionen; das meiste, was Mangel an Erfahrung zugeschrieben wird, beruht einfach auf der Unfertigkeit der Apparate. Das kindliche Gehirn ist eben noch Monate lang nach der Geburt in nahezu embryonalem Zustande, und noch Jahre lang ist es in sozusagen „rohem" Wachstum begriffen, denn die feinsten Strahlungen und Bahnungen stellen sich, ebenso wie die feinen Furchungen an der Oberfläche der Rinde in der Regel erst im zweiten und dritten Jahrzehnt ein. Es gibt ja auch frühreife Kinder, die „'nauf und 'nauf die Note I haben", Wunderkinder u. dgl., aber meistens teilen sie das Schicksal der Treibhauspflanzen: in der Freiheit siechen sie bald dahin.

Was uns aber bei der Frage: „Wann sollen unsere Kleinen die erste Schulmappe tragen?" am meisten interessieren muß, das ist die Entwicklung der eigentlichen Assoziationsmittel und der Denkzentren. Denn diese sind es, welche in der Schule, überhaupt bei systematischem Unterricht, in ganz hervorragender Weise in Anspruch genommen werden. Haben diese höchsten und zu allerletzt zur Reife

kommenden Gehirnpartien schon im sechsten oder siebenten Lebensjahre diejenige Kraft und Ausdauer, um die „Schulrüstung“ ohne Gefahr für die Gesundheit des Geistes und der Nerven zu tragen? — Ich möchte diese Frage lieber verneinen als bejahen, in Anbetracht namentlich des Umstandes, daß die Schule gern alle über einen Leisten schlägt, ja allzu weitgehende Rücksichten auf individuelle Begabungen kaum nehmen kann, daß die Ernährung des Gehirns in der miserablen Schulluft sehr geschädigt wird und daß der Lehrer gerade das fordert, was das wachsende Assoziationssystem nicht leisten kann — ständige, durch fremden Willen gefesselte Aufmerksamkeit.

Es sind nämlich nicht bloß die niederen vegetativen Organe, welche ihre „Triebe“ haben; auch die verschiedenen Gehirnteile haben ihr eigenes Triebleben, ihren besonderen Thätigkeitsdrang. In den höheren Denkzentren beginnt dieser Drang gerade um die Zeit des ersten Schulbesuchs; Hand in Hand mit dem Triebe geht aber die stärkere Ernährung und die substantielle Anlage der Grundlinien des Charakters, der Geistesrichtung, der Denkfähigkeit. Die Frage, ob hierbei auch erbliche Dispositionen ihre substantielle Grundlage finden, ob überhaupt besondere Zellen und Bahnen für einzelne biologische Denkprozesse ihre Ausbildung erfahren, mag dahingestellt bleiben; pathologische Beobachtungen sprechen eher dafür als dagegen. Jedenfalls wird durch den ersten Unterricht ein im ersten, der größten Schonung bedürftigen Wachstum begriffenes Gehirnorgan sehr stark und in einer durchgreifenden, sowohl dem einzelnen Kinde, wie der Entwicklung des menschlichen Organismus bisher fremden Weise „hergenommen“, wie man zu sagen pflegt. Denn die Schule in ihrer straffen Ausdehnung auf das frühe Kindesalter ist eine moderne Einrichtung; groß geworden

ist die menschliche Intelligenz und die Überlegenheit unseres Geschlechtes über Natur und Tierwelt sicherlich *ohne* den frühen Schulzwang. Und so sehr ich ein Freund der Modernität bin — ich muß sie verwerfen, sobald und wo sie aberwitzig die Hand anlegt an die *uralten Grundbedingungen* körperlicher und geistiger Gesundheit.

Wenn die eben ins Wachstum schießenden Assoziationszellen und -Bahnen des kleinen Menschen sofort in spanische Stiefel gezwängt werden sollen, so kommt mir das so vor, als ob man beim Hausbau zuerst ein massives Dach auf das Holzgerüst decken oder wenn man grünen Flachs durch die Hechel ziehen wollte. Alles, was die Gehirnphysiologie lehrt, bestärkt vielmehr die Forderung, daß man auch das Denkvermögen der Kleinen anfangs in möglichster Freiheit und Ungebundenheit sich entwickeln lassen, und daß man die Ausdauer in der Verfolgung bestimmter Ideen nicht durch Strenge erzwingen solle.

Wenn auch nur die geringsten Zweifel über die Tragfähigkeit eines kindlichen Gehirns bestehen, sollte man doch den *Hausarzt* zu Rate ziehen und ihm gerne folgen, wenn er für Hinausschiebung des Schulbesuchs stimmt. Auch die Schule selbst sollte offenbar schwächlichen Kindern so lange, als es das Gesetz gestattet, die Aufnahme versagen, oder doch solche Kinder, welche beim ersten Unterricht hochgradige Zerstreutheit an den Tag legen, wieder heimschicken, wenn sie nicht mit besonderer Rücksicht behandelt werden können. Gerade die Zerstreutheit, über welche von den Lehrern und Lehrerinnen so viel geklagt wird, ist der beste Beweis, daß das Kind noch nicht „kann", daß sein Gehirn noch nicht die nötige Ausbildung und Spannkraft erlangt hat. Wird aber diesem Übelstande nicht schon im ersten Schuljahre mit Nachsicht und Schonung begegnet, wird das Kind hier schon über seine

Kräfte angestrengt, so kann es leicht kommen, daß der arme kleine Mensch für die ganze Dauer des Schulbesuchs, wo nicht fürs Leben zum geistigen Schwächling gestempelt wird.

Eine physiologische Betrachtung über die erste Schulmappe darf nicht schließen ohne den alten, so oft gehörten und immer wieder verhallten Ruf nach Schulärzten. Der Staat, der auch mit seinem Schulzwang so tief in das Privatleben eingreift, hat meines Erachtens geradezu die Pflicht, für die geistige und leibliche Gesundheit der Kinder, insoweit diese durch die Schule beeinflußt wird, Sorge zu tragen, um so mehr, als viele Eltern weder die Einsicht noch die Mittel haben, den durch die Schule ihren Kindern etwa erwachsenen Schaden zu erkennen und zu verhindern. Daß aber hier in letzter Instanz nur fachmännisch gebildete und mit der erforderlichen Autorität ausgestattete Ärzte entscheiden können, liegt auf der Hand. Schon bei der Aufnahme des A-B-C-Schützen müßte der Schularzt prüfend und entscheidend mitwirken; er müßte sich bei der vorführenden Mutter nach den Krankheiten erkundigen, die das Kind durchgemacht, nötigenfalls beim behandelnden Arzte nachfragen. Wie manches unbeachtete, vielleicht vererbte Leiden würde sich da finden und der Heilung entgegengeführt werden können! Es ist kaum begreiflich, daß am Ende dieses „erleuchteten Jahrhunderts“ ein so offenbar notwendiges und segenbringendes Institut, wie dasjenige der „Schulärzte“, noch immer der Verwirklichung harrt.

21. August 1895.

Das Seelenbuch des Kindes.

Brief an eine junge Mutter.

Sehr geehrte gnädige Frau! Zu mir haben Sie das Vertrauen, daß ich Ihnen so wichtige Dinge klar machen könne? Da haben Sie sich leider sehr geirrt. Kein Mensch kann das. Ich kann es nur unternehmen, ein paar irrige Voraussetzungen zu beleuchten. Und zu diesen gehört vor allem Ihre Meinung, daß Ihr blondlockiger Einjährigunfreiwilliger noch ein unbeschriebenes Blatt sei: Nein, dieses Blatt — wenn es nur eines wäre — ist nicht mehr unbeschrieben, da es schon mit einer Masse von Runen und Keilschriften auf die Welt gekommen ist, die es Ihnen und dem von Ihnen auserwählten Herrn Papa verdankt, oder vielmehr den Tausenden von Urahnen, von denen Ihnen nur die letzten Generationen, und auch diese nur dem Namen, nicht dem Wesen nach bekannt sind. Wer vermöchte zu sagen, wann und unter welchen Einflüssen diese biochemischen Zauberschriften allmählig oder plötzlich zu Tage treten, und wie sie dann aussehen werden? Und was hat der kleine Weltbürger nicht alles schon erlebt und gemerkt! Glauben Sie mir, daß vom Atem Ihrer Seele, von der Wärme Ihres liebenden Gefühles und dem Ernste Ihrer Hoffnungen schon jetzt mehr als ein bloßer Hauch in das süße kleine Wesen übergegangen ist; sehen Sie doch, wie er morgens die Ärmchen gerade nach

Ihnen ausstreckt! Und beobachten Sie genau, wie er jedes fremde Gesicht mustert, wie er als angehender Menschenkenner seine Sympathien und Antipathien entwickelt.

Aber die Seele Ihres Kleinen ist beileibe kein einfaches „Blatt", sondern — wenn wir bei dem Bilde bleiben wollen — ein ganzes Buch. Und zwar ein sehr vielgestaltiges, mit Hunderten von Blättern aus Papieren aller Art, vom härtesten Pergament bis zum ungeleimten Fließpapier. Es ist unheimlich, aber kaum zweifelhaft: für jedes Merksystem und jeden Gedanken, für jede Tugend und jedes Laster ist ein Blatt vorausbestimmt; die einzelnen Blätter können verstärkt oder verdorben, aber nicht in ihrer Qualität wesentlich verändert werden. Pergament bleibt Pergament, und Löschpapier bleibt Löschpapier. Ist es nun schon schwer, diese zahlreichen Blätter zu unterscheiden und für jede neue Eintragung richtig zu wählen, so erhebt sich die fast noch schwierigere Frage: mit welchem der zehn oder zwanzig Griffel soll es geschehen? Auf Löschpapier soll man nicht mit Tinte, auf Pergament nicht mit Kohle schreiben. Schon allein Bleistifte haben Sie je nach der Härte vier oder fünf Nummern in Ihrem Köcher. Da heißt es probieren und wieder probieren, denn unter den vielen Tausenden solcher Kinderseelenbücher, die alltäglich auf dem weiten Erdenrunde „erscheinen", sind nicht zwei, die sich vollkommen gleichen. Studieren Sie dieses göttliche, lebendige Buch, und halten Sie die Griffel in gutem Zustande! Machen Sie Ihre Eintragungen mit liebender Hand, aber fest und deutlich, und verlassen Sie sich nicht auf spätere Korrekturen mit Radiergummi und Schabmesser! Es ist etwas Wunderbares um solches Buch, und wenn ich mir nicht schon als vielfacher Vater die Sporen verdient hätte, dann möchte ich wohl Mutter und sinnige Buch- und Griffelverwalterin sein. Sie haben da, meine

Gnädigste, ein Amt, dessen Erhabenheit von keinem Ministerportefeuille und keiner Mitra übertroffen wird.

Leider muß ich Ihnen aber noch etwas recht Peinliches sagen: Sie werden das Seelenbuch Ihres Lockenkopfes nicht allein redigieren! Jeder Esel und jede Ziege, die dem Träger Ihrer Hoffnungen begegnen, werden etwas von ihrer Art hineinschreiben, und wenn der Kleine erst schreiben gelernt hat, dann wird er selber zu oft recht unpassenden Griffeln langen und damit recht dumme Sachen auf ganz verkehrte Blätter eintragen. Das wird Ihnen vielleicht — Gott verhüte es! — manche Thräne kosten; aber vielleicht werden Sie auch freudige Überraschungen erleben und eines Tages mit dankerfülltem Mutterstolze zu einem ausgezeichneten Manne aufblicken, der Ihnen aus seinem Seelenbuche die Fragen beantworten kann, die Sie umsonst gestellt haben an

Ihren gehorsamst ergebenen

Georg Hirth.

Anfang Mai 1902.

Ludwig der Einsame.

Dankbarkeit drückt mir die Feder in Hand; platonische Dankbarkeit, nicht aus dem Reiche der Busennadeln stammend. Ich verehre in dem merkwürdigsten aller Könige vielmehr einen großen Kämpfer, der als unerfahrener Jüngling und ohne erziehliche Beeinflußung aus eigener fast übermenschlicher Kraft sich zum Schützer deutschester Hochkunst aufgeschwungen und aus eigener Eingebung und Einsicht den Kampf mit dem Drachen des Jesuitismus aufgenommen hat. Er war der erste gekrönte Kunstmäzen, dessen Erglühen einer großen lebenden, werdenden Kunst, dessen Heroenkultus einem schwer ringenden, vom Bildungsphilisterium nicht verstandenen, ja verhöhnten Künstler galt; und seit Josef II. von Österreich hat auch kein andrer deutscher Fürst so viel Einsicht für die Romgefahr an den Tag gelegt. In dieser Beziehung war Ludwig II. von Bayern vor 1870 sogar einem Bismarck überlegen, der bekanntlich trotz dem Warner Hohenlohe das hinterschlächtige Zusammentreffen des Unfehlbarkeitsdogmas mit der französischen Kriegserklärung erst nachträglich in seiner ganzen Tragweite begriffen hat.

Wenn Ludwig II. auch nichts hinterlassen hätte, als die Erinnerung an seine leidenschaftliche Vergötterung Richard Wagner's und an das felsenfeste Vertrauen eines kaum

Zwanzigjährigen auf Männer wie Döllinger und Chlodwig Hohenlohe — und wie einsam stand er mit diesem Vertrauen in dem Pinselwald seiner Granden und Räte! — so müßten wir schon deshalb den hohen Geist dieses Bayernfürsten sattsam bewundern, dessen Lichtgestalt die dunklen Wolken der alten und aller kommenden Gegenreformationen überstrahlt.

Heil Dir, Wittelsbach, daß Du uns Diesen geschenkt!

* * *

Sein Ansehen wird im Laufe der Jahrhunderte immer mehr wachsen in dem Maße, wie man sich daran gewöhnen wird, die eigenartige Kraft bedeutender Menschen nicht mehr an ihrer Konnivenz gegen den sogenannten Zeitgeist, sondern mit rein psychologischem Maßstabe als Naturphänomen zu messen. So erscheint allerdings Ludwigs Wagnerenthusiasmus als etwas höchst Wunderbares, um so mehr, als er weder gedrillter Musikverständiger war, noch überhaupt die Gefügigkeit besaß, um die zu jeder Kennerschaft nötigen Lehrlingstugenden zu entfalten. Alles an diesem Sonnenjüngling war vielmehr triebartige Intuition, leidenschaftliches Erbeben für übermenschliche Schönheit, als deren strahlenden Mittelpunkt er die eigene königliche Psyche wähnte. Erst als er erfahren mußte, daß seine Energie nicht ausreichte, um der realen Welt ein wahrlich sehr simples Festspielhaus und dem Moloch Rom Achtung vor dem Placetum regium abzuringen, als er sich des Irrwahnes der überlieferten Bundestagspolitik bewußt wurde und gar sein königliches Ansehen einsetzen mußte, um einem ungeliebten Mächtigeren auch noch den höheren Titel anzubieten, — erst dann sehen wir ihn erlahmen, verzweifeln.

* * *

Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß er trotz seines überschwänglichen Selbstbewußtseins doch vor der energischen Durchsetzung seines königlichen Willens zurückschreckte, sobald ihm von den privilegierten Bangemachern politische Wirrnisse vorgegaukelt wurden. Daß er in dieser Angst, die nur seiner Unerfahrenheit zuzuschreiben ist, Richard Wagner ziehen ließ, war zunächst nur für München von schlimmen Folgen und sozusagen nur ein lucrum cessans: denn es ist gar nicht zu sagen, was aus der Kunststadt München geworden wäre, wenn damals das Semper'sche Festspielhaus erstanden und der König selber — „Münchner" geblieben wäre. Dagegen war die Entlassung Hohenlohe's ein kolossales damnum emergens für Bayern, an dem das Land wie die Krone noch heute leidet und das in gewisser Beziehung überhaupt irreparabel ist.

Die Berufung Hohenlohe's zum Lenker der bayrischen Politik (Ende 1866 bis Anfang 1870) beruhte auf einer eben so vornehmen als kühnen Konzeption des jungen Königs. Der ehemals reichsunmittelbare Fürst galt in den Kreisen der Herrschenden als ein gefährlicher Demokrat und Preußengänger, als ein Freund der Presse und der öffentlichen Meinung, und da Ludwig II. im Grunde seiner Seele vor allem Nationalvereinlichen einen fast angeborenen Abscheu hatte, so war eigentlich sein Vertrauen zu Hohenlohe ein Rätsel. Es war ein Sieg des Idealismus, der schon so oft Wunder gewirkt, wo die Klugheit der Snobs in die Brüche gegangen war. In der That brachte Ludwig jenes Vertrauen nur dem unantastbaren ritterlichen Charakter, nebenbei wohl auch dem fürstlichen Range des bayerischen Granden entgegen.

Als der geängstigte König ihn fallen ließ, war nicht nur der Sieg Rom's ein leichtes Spiel, sondern an Hohenlohe's Stelle traten auch Persönlichkeiten, die der gewaltigen Ent-

wickelung der Dinge 1870 nicht gewachsen waren. Die von Bismarck in kluger Weise gehätschelte „Politik der Reservatrechte" entsprach zwar einem Bayern, das sich schmollend zurückziehen wollte, nicht aber einem mitregierungslustigen Bundesgenossen. Anstatt für den Bayernkönig eine Art von Stellvertretung des Kaisers auszubedingen, möglichst viele Reichsbehörden in's Land zu bekommen, Ernennungs- wie sonstige Hoheitsrechte zu kapern, stellte man sich mit einem Fuße in die Trotzecke; und aus Angst vor einer liberalen, allzu reichsfreundlichen zweiten Kammer unterließ man es, sofort nach Beendigung des Krieges Neuwahlen auszuschreiben, welche allerdings den Reservatrechten hätten gefährlich werden können. Die Folge dieser Unterlassung war, daß Bayern nicht nur um die ihm gebührende Mitregierung des Reiches kam, sondern auch in eine schleichende innere Krisis hineingeriet, welche in einem zur freien Entfaltung herrlichster Kräfte berufenen Lande doppelt schmerzlich sein muß. Was hätte Bayern in den letzten dreißig Jahren ohne diese Dunkelkammer (welche zwar die Majorität der Kopfzahl, nicht aber der kulturellen Bedeutung nach vertritt) sich und seinem Fürstenhause werden können! Voraussetzung wäre freilich gewesen, daß man der päpstlichen Infallibilität diejenige des Staates energisch und konsequent entgegengestellt und die ultramontane Auflehnung der eigenen mißleiteten Landeskinder im Keime erstickt hätte, — namentlich auch durch strengen Ausschluß der Geistlichen vom aktiven und passiven Wahlrecht und politischen Agitationen — was damals sehr leicht gewesen wäre. Statt dessen begünstigte man durch schwachmütiges Zaudern die Mobilisierung des römischen Heeres in Bayern — ein schwarzer, brandiger Pfahl im blühenden deutschen Fleische! Das war der Anfang der melancholischen Verstimmung Ludwigs II.

* * *

Im Laufe der 70er Jahre habe ich den König mehrmals zu beobachten Gelegenheit gehabt, sowohl bei öffentlichen Anlässen, als bei zufälligen Begegnungen in den Bergen. Hier grüßte er immer liebenswürdig, fast herzlich; war sein Wagen oder Schlitten verschwunden, so hatte man das Gefühl, etwas seltsam Bedeutendes erlebt zu haben. Als er wenige Tage vor der Schlacht von Weißenburg mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Münchner Hoftheater erschien, als der göttliche alte Kindermann mit gewaltig bebender Stimme das Reiterlied: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" gesungen, da brach ein Sturm der Begeisterung los, der auch den König tief zu ergreifen schien. Aber dann ärgerten ihn die Preußen mehr und mehr. Beim Truppeneinzug am 16. Juli 1871 bot er dem ihm ehrfurchtsvoll huldigenden Kronprinzen nicht einmal die Hand. Diese beiden Männer hatten kein Verständnis für einander, — wie schade! Der Kronprinz hat sich mir gegenüber einmal bitter über den König beklagt; andrerseits ist es bei der Gedankenrichtung Ludwigs leicht begreiflich, daß ihn die Inspektionsreisen des Kronprinzen nach Bayern und dessen freimütige Äußerungen über des Vetters französischen Kunstgeschmack sehr verletzen mußten. Der Kronprinz hatte dem König etwa gesagt: „Wie magst Du nur diesen Ludwig XIV. verherrlichen, der Deine herrliche Pfalz so unbarmherzig verwüsten ließ!" Aber diese Verherrlichung war doch ein ganz unpolitischer Königstraum, eine Art Ersatz für die Enttäuschungen seiner realen Lebenserwartung.

Unvergeßlich ist mir auch der Empfang Kaiser Wilhelms I. in Hohenschwangau am 8. Sept. 1871. Der Kaiser saß mit der Königin Mutter im Fond des Wagens, Ludwig II. allein ihnen gegenüber. Dieser schaute voll königlichen Zornes drein, als ihnen das Landvolk zujubelte. Nun sind sie Alle heim-

gegangen die großen Zeugen jener großen Zeit, auch „sein Bismarck"; denn diesen Riesen schätzte Ludwig sehr hoch, obschon auch er — ein Preuße war. Sie ruhen in Frieden, wir aber wollen sie alle lieben, und nicht zuletzt den Unglücklichsten unter ihnen — Ludwig den Einsamen!

* * *

Es ist mir vergönnt, den König selbst sprechen zu lassen über seine Gemütsverfassung zu einer Zeit, wo er schon ganz einsam geworden war, doch aber noch offenen Sinn für die berechtigten Interessen anderer hatte. Am 25. April 1876 „Nachts 2 Uhr" schrieb er in der königlichen Residenz zu München u. a. Folgendes an eine von ihm nicht nur verehrte, sondern geradezu geliebte Frau, welche auch ich zu den edelsten Persönlichkeiten rechnen muß, denen ich im Leben zu begegnen das Glück hatte:

„Sehr verehrte Frau! Gestern fühlte ich mich nicht vollkommen wohl, ich glaube, daß dies aus meiner Art zu sprechen unwillkürlich zu entnehmen war. Es drängt mich nun, manches mit Ihnen ausführlicher zu besprechen, wozu ich gestern nicht kam.

„Sie scheinen zu glauben, ich wäre überhaupt unglücklich; dem ist nicht so, im Großen und Ganzen bin ich froh und zufrieden, nämlich auf dem Lande, im herrlichen Gebirge: elend und betrübt, oft im höchsten Grade melancholisch bin ich einzig und allein in der unseligen Stadt! Ich kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte; mein Athem ist die Freiheit. Wie die Alpenrose bleicht und verkümmert in der Sumpfluft, so ist für mich kein Leben, als im Licht der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte! Lange hier (in [illegible]chen) zu sein, wäre mein Tod. —

[illegible]ine Mutter, die Königin, verehre ich, liebe sie, wie [illegible]; daß ein intimes Verhältnis absolut unmöglich

ist, bei einer solchen Natur wie die ihrige ist, dafür kann ich nichts. Daß mein Herz nicht allen Gefühlen abgestorben ist, empfinde ich stets, wenn ich Sie, verehrte Frau, sehe, mit Ihnen spreche und Ihre Briefe lese, aus denen mir wohlthuende Wärme, ein nur Ihnen eigener Zauber weht. Seien Sie fest, für immer unerschütterlich fest davon überzeugt, daß, wenn ich auch selten schreibe, nie und nimmer meine treuen Gesinnungen Ihnen gegenüber wandelbar seien.

„Aufrichtig werde ich mich immerdar mit Ihnen freuen, sowie ich auch stets betrübt bin, wenn Kummer und Sorge Sie drücken. Schonen Sie Ihre Nerven . . . denn die Erhaltung der Gesundheit ist auch eine heilige Pflicht.

„Unsere Seelen sind, ich glaube es durchzufühlen, in Einem Punkte, dem Hasse gegen das Niedrige, Unrechte, verwandt, und das freut mich.

„Daß ich oft von einem wahren Fieber des Zornes und des Hasses erfaßt und befallen werde, mich voll des Ingrimms abwende von der heillosen Außenwelt, die mir so wenig bietet, ist begreiflich, vielleicht mache ich einstens meinen Frieden mit der Erdenwelt, wenn alle Ideale, deren heiliges Feuer ich sorgsam nähre, zerstört sein werden. Doch — wünschen Sie das nie! — Ein ewiges Rätsel bleiben will ich mir und Anderen.

„Teuer sind und bleiben Sie mir! Werden Sie auch nie an mir irre. In treuester Freundschaft bleibe ich, sehr verehrte Frau, Ihr stets von Herzen geneigter König Ludwig."

Als ich diese ergreifenden Bekenntnisse zum ersten Male gelesen, war ich wohl sehr bewegt, doch dachte ich nicht daran, die menschenscheue Adressatin um das Recht der Veröffentlichung zu bitten. Aber der Brief hat mich seitdem wie ein Mahner aus der anderen Welt verfolgt; ich fand darin so

tiefgründige Aufschlüsse über den Einsamen, und zwar Aufschlüsse höchst sympathischer Art, daß es mir als eine Pflicht erschien, das Schriftstück zu publizieren. Die Adressatin hat schweren Herzens zugestimmt, aber ich bitte alle freundwilligen Leser dringend, nicht nach ihr zu forschen.

Eine vollständige Sammlung der Briefe Ludwigs II. müßte auch in rein psychologischer Hinsicht von größtem Interesse sein. Wann wird sich das Archiv von Wahnfried aufthun? In einem anderen Briefe des Königs an die erwähnte Freundin las ich die hoheitsvollen Worte: „Versprechen, die man einem Toten gegeben, sind doppelt heilig zu halten."

Ludwig II. war ein geborner Hochwähner erster Klasse, ein Überwahnmensch, und zwar mit grandioser Steigerung aller Ichgefühle bis zur Überempfindlichkeit. Der hergebrachten Schablone entsprechend ist der Normalphilister geneigt, solche Charaktere mit der psychopathischen Unheilbarkeit auszustatten; da heißt es: „Ende schlecht, Alles schlecht." Eine mehr naturwissenschaftliche Betrachtung lehrt uns dagegen, die gebornen Hochwähner als seltene Phänomene aufzufassen, deren Ablauf ganz wesentlich von dem Wohlwollen ihrer Geschicke abhängt. Ob ein solcher Heros des Wahnes als gefeierter Beglücker der Menschheit oder in geistiger Umnachtung endet, das hängt von seinen Schicksalen etwa ebenso ab, wie ein kühner Segler von den Winden und seiner eigenen Wetterhärte. Die Abhärtung aber ist mehr ein Resultat [e]r Erziehung als ein Erbe der Väter.

* * *

[N]icht nur jede höhere Begeisterung, auch alles Streben [D]enken, mag es hohe oder gemeine Ziele verfolgen, be[r]uf Wahn; nicht auf absolut sicherer Erkenntnis, sondern

nur auf relativ richtigen Bildern und Merksystemen, auf „Einbildung.“ Das ist wohl die wichtigste Errungenschaft einer naturwissenschaftlichen Seelenlehre. Wenn man bisher die Frage stellte, wieso es zu erkären, daß sich in die „logisch regelrechten Urteilsbildungen“ der Wahn einschleichen könne? — so müssen wir jetzt vielmehr fragen: wie ist es zu bewerkstelligen, daß sich in die unablässigen Wahngeburten der Menschenseele allmählich immer mehr Urteilsbildungen einschleichen, welche mit konkreten Erfahrungen an der sogenannten Wirklichkeit der Außenwelt zusammenhängen?

Aber auch hier ist nur Zusammenhang, keine absolute Sicherheit möglich; selbst die Forschungen der exakten Wissenschaft müssen sich fortwährend Korrekturen gefallen lassen. Der Mensch wird nie aufhören zu wähnen. Wohl aber kann eine vernünftige Erziehung Außerordentliches leisten, um den Einzelnen vor gefährlichen, mit der Kultur seiner Umgebung unvereinbaren Ausschreitungen seines Wahnlebens zu bewahren. Hierin liegt zugleich ein Trost und eine schmerzliche Lehre: wir sollen der schrankenlosen Begeisterung Fußschellen anlegen, um ihren Träger vor dem Untergang zu retten, die andern vor Schaden zu bewahren! Wie kleinlich und doch wie notwendig!

Man vergegenwärtige sich den Vorgang: Die Psyche des Hochwähners bemächtigt sich mit triebartigem, innerlich nur durch die Entwicklungsperioden beeinflußtem Ungestüm derjenigen Merksysteme, die ihr sympathisch sind. Diese Merksysteme setzen sich mit Polypenarmen fest, werden übermächtig gegenüber allen unsympathischen Eindrücken und Nötigungen, sie gestalten sich zu fixen Ideen. Wenn es einerseits erwiesen ist, daß krankhafte Stimmungen und Gedankengänge ganz direkt durch materielle Erkrankungen gewisser Organe und

Prozesse hervorgerufen werden, so können wir andererseits auch nicht eine reine Pathologie der Merksysteme*) abweisen, welche zunächst lediglich mit starken cerebralen Anlagen und dem Mangel an geeigneter, rechtzeitiger äußerer Repression zu rechnen hat. Aus der hemmungslosen Entwickelung einzelner Merksysteme kann dann allmählich nicht nur die Unfähigkeit zur Herrschaft über Affekte, sondern auch materielle Erkrankung des Nervensystems, ja sogar vegetativer Organe und Prozesse hervorgehen. Ich halte die Anzahl von Psychopathischen dieser Art für außerordentlich groß; sie sind oft nur Märtyrer unbesiegbarer sozialer Verhältnisse und verkehrter Erziehung, und selbst in schweren Fällen mit dem Ausgange der Unheilbarkeit brauchen wir das Fatum nicht immer in ursprünglich krankhafter Anlage zu suchen. Ein solcher Märtyrer war meines Erachtens König Ludwig II.

* * *

Alle Eltern hochbegabter, begeisterungsfähiger und leidenschaftlicher Kinder mögen es sich gesagt sein lassen: macht sie wetterhart! Lehrt sie zur rechten Zeit nicht nur Entbehrungen ertragen, ihren Körper stählen und den persönlichen Mut praktisch entwickeln, sondern lasset sie auch teilnehmend in die Not und Sorge ihrer Mitmenschen blicken, auf daß ihnen nichts Menschliches fremd bleibe und der Hochmut, die Selbstüberhebung im Keime erstickt werden. Die Auszeichnung des Hochwahnes, der schöpferische Idealismus ruhe auf einem mit allen Tiefen und Untiefen des Lebens innig vertrauten, ruhig abwägenden Intellekt, wie die Victoria regia auf den majestätischen Fluten des Amazonas.

*) Vgl. oben S. 57—85.

Eine ganz besondre Aufmerksamkeit erfordert das Großstadtkind mit literarisch-künstlerischen Neigungen. Hier muß der Gefahr der geistigen Frühreife und der Nervosität durch Einschränkung aller Gelegenheiten zur einseitigen Anregung der Phantasie vorgebeugt werden; möglichst wenig Theater, Roman und Lyrik, desto mehr Ermunterung zu naturwissenschaftlichen Liebhabereien, überhaupt Stärkung des objektivischen Idealismus; Abkühlung unreifer Liebeshitze durch Turnen, Schwimmen, Fechten und gesunden Schlaf. Es ist zwar die Meinung vieler Ärzte, daß die für den Organismus und die Entwickelung der normalen Gefühle so schädliche Selbstentzündung meistens erst eine Folge von psychopathischer Belastung sei. Aber selbst das angenommen, so erwächst gerade hier der Entlastung die dankbarste Aufgabe. Nur hüte man sich vor rauhbeinigen Schulmeistereien. Es wäre falsch gewesen, dem zwölfjährigen Kronprinzen von Bayern „seinen Schiller" aus der Hand zu reißen, in dessen Dramen er schon damals mit Vorliebe Alles aufsuchte, was die Hoheit und Tragik des Königseins betrifft. Aber man hätte ihn an einen Bienenstock führen und ihm zeigen sollen, wie die Königin von den Arbeitsbienen zum Eierlegen gewählt, gemästet und vermählt wird. Hätte sich Maria Stuart damit begnügt, so wäre sie kaum hingerichtet worden und hätte auch dem kleinen bayerischen Kronprinzen aufregenden Kummer erspart.

* * *

Für Ludwig II. war es ein Unglück, daß seine Erziehung bis zu dem Momente, wo er als Jüngling den Thron besteigen mußte, eine fast ausschließlich lehrhafte gewesen war, und daß die Eltern so wenig wie die Lehrer der Sonderart des hochbegabten Enkels Ludwigs I. das erforderliche

Verständnis entgegengebracht hatten. Er selbst hat das klar empfunden und oft beklagt. Es war ein Schicksalsexperiment, für das allerdings die stumpfsinnigen Rezepte der Pädagogik nicht ausreichten. Denn eigentlich sollte schon jeder König von gewöhnlichem Schrot und Korn und nun gar ein Überkönig wie dieser, nicht nur als psychophysischer Mann „fertig" sein, sondern er sollte auch Erfahrungen und intime Menschenkenntnisse besitzen, die ihm eben kein Lehrer beibringen kann. Hätte Ludwig II. jene Erfahrungen u. a. als bescheidener Reporter einer Tageszeitung, oder als veritabler Unteroffizier oder, wie Peter der Große, als schlichter Arbeiter auf einer Werft, oder als Präses einer Froschverbindung gemacht, in buntem Wechsel heute als primus, morgen als ultimus inter pares, dann wäre ihm wohl die ganze Jauche pfäffischer, büreaukratischer und spießbürgerlicher Entrüstung, mit der auch gekrönte Idealisten — ja diese erst recht! — begossen zu werden pflegen, zum Stahlbad geraten. So aber, da er plötzlich auf alle Staatsexamina und sonstigen Prüfungen pfeifen konnte und auch keine Leidensgenossen aus dem Froschteich um sich hatte — denn von Wagner, dem lebenserfahrenen, schöpferischen Überwähner, trennte ihn trotz alledem eine nie überbrückbare Kluft, — verfiel er nach den ersten Fehlvorstößen seiner Begeisterung alsbald dem Mißtrauen in seine eigene Kraft und Macht, einem wildblickenden Mißtrauen, das später zu einem förmlichen Hohne auf sein im Grunde so naiv wohlwollendes Herz wurde.

Das Mißtrauen der Herrscher in die eigene Kraft verleiht nicht nur dem Gottesgnadentum der Könige eine reinmenschliche Folie, es läßt auch manche fürstliche Ungerechtigkeit in milderem Lichte erscheinen. Denn es ist ein psychologisches Gesetz, daß Der, der sich selbst nicht traut, die Wurzeln seines Fehlers in der Umgebung sucht. Auch Ludwig II.

hat, obschon er pfäffischer Beeinflußung unentwegt abhold war, des öfteren Erleuchtung von der Gnade eines Höheren erfleht. Sein Mißtrauen gegen andere aber wuchs in dem Maße, wie seine phantastischen Pläne und Stimmungen sich von der Realität seines Berufes entfernten. Überall witterte er abfällige Beurteilung, unehrliche Liebedienerei, Undankbarkeit. Seine ehemalige Leutseligkeit verwandelte sich immer mehr in herrische, launische Beargwöhnung. Wer nicht in Ungnade verfallen wollte, durfte keinen Augenblick den Respekt vor der königlichen Majestät vergessen; ja nicht einmal lachen oder Mitleid zeigen, bevor er selbst den Anstoß dazu gegeben. Denn das ist auch ein Vorrecht der Könige, daß sie in allen rein menschlichen Regungen nicht übertroffen sein dürfen. Dagegen erfüllte auch ein kleines Übermaß an Respektbezeigung ihn wieder mit dem Argwohn, daß man ihm plump schmeicheln wolle; die Speichelleckerei war ihm tödlich verhaßt. So kam er nicht dazu, Mensch unter Menschen zu sein; seinem heiß lodernden, nach phantastischen Schönheiten dürstenden Herzen ward die menschliche Umgebung zu einer Welt von Schnee und Eis. Nur der Natur, seiner wunderbaren Alpenwelt, konnte er sonder Argwohn in die Augen schauen. Und er schaute selig und sicher. Eine so ideale, planmäßige und geniale Steigerung der Alpenliebe hat vor ihm kein Sterblicher, geschweige denn ein Herrschender vollbracht. Die urwüchsigen Bewohner der von ihm so sehr geliebten Bergwelt haben das instinktiv herausgefühlt, daher ihre fast abgöttische Verehrung für den einsamen Mann.

* * *

Um die zunehmende Vereinsamung dieser großen Seele zu verstehen, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß das Königsein als „Glück an sich" zu der geistigen Begabung des

Trägers der Krone im umgekehrten Verhältnis zu stehen pflegt. Eigentlich ist diese Glanz- und Machtfülle etwas geradezu Unmenschliches, Unnatürliches; bei einem Hochwähner muß sie zu schweren inneren und äußeren Konflikten führen, wenn er nicht durch die harte Schule des Lebens gegangen ist. Schon der Kronprinzendünkel — welches gefährliche Stimulans! — Zwischen einem Kronprinzen und seinem Bruder besteht ein größerer sozialer Unterschied, als zwischen einem Provinzialsteuerdirektor und einem Feldwebel. Um das zu ertragen, muß einer entweder sehr hausbacken oder spezifisch gewitzigt sein. Der alte Fritz hat seine Kronprinzendemut mit dem Anblick der Hinrichtung seines besten Freundes erkaufen müssen!

Daß übrigens nicht blos geborene Kronprinzen und Erbkönige der phantastischen Aufblähung ihrer Ichsynthese verfallen, sondern auch gekrönte selfmade men, das beweisen Napoleon I. und seine römischen Cäsarenmuster. Nur der vermag die Grenzen seiner Macht stets zu erkennen und sich vor dem Größenwahn und dessen Milchbruder, dem Kleinheitswahn, zu sichern, der sich in täglichem Bekenntnis seiner äußern Unfreiheit nach und nach die innere Freiheit erringt. Die an katholischen Höfen übliche Fußwaschung wäre ein gutes, freilich immer nur symbolisches Erziehungsmittel, wenn dabei nicht eine mit allen Wassern gewaschene — Hand herausschaute. Die Demut, mit der sich die Kirche abfindet, hat denn auch Ludwig II. niemals imponiert. In dieser Beziehung war er wirklich „innerlich frei".

* * *

Auch ohne seine hohe Geburt und bei sorgsamer Erziehung würde Ludwig II. ein ästhetischer Phantast mit entschiedener Selbstverherrlichung geworden sein; ganz sicher ein Wagnerianer und leidenschaftlicher Priester des Heroënkultus.

Aus der Quelle seines Hochstrebens zum Wunderbaren und Überragenden floß auch zum guten Teile seine Güte und Liebe. Er war kein Altruist im weitesten Sinne des Wortes, sondern nur insoweit das Aufgehen in Anderen die eigene Idealmission zur Voraussetzung hatte; auch seine Begeisterung für Musik, für schöne Formen- und Farbenharmonie, für Literatur und Theater war ganz wesentlich von jener Mission abhängig, die bei ihm keineswegs auf suggerierter Einbildung beruhte, sondern vielmehr den Charakter eines übermächtigen angeerbten Triebes hatte, daher auch schon frühzeitig seine Menschenbeurteilung beeinflußte. Er war zu geistreich und scharfsinnig, um nicht die logische Unhaltbarkeit seiner fixen Ideale und ihre teilweise Unvereinbarkeit mit dem Leben der Anderen und den Aufgaben seines Berufs zu erkennen oder doch zu ahnen; aber zu einer diätetischen Korrektur seines Verhaltens hätte es einer ganz anderen Erziehung und eines unablässigen äußeren Zwanges bedurft, dem eigensinnige Könige eben nicht unterliegen.

Namentlich war es bei der Eigenart seines Naturells ausgeschlossen, daß er sich die mit der Gewinnung eines durchgebildeten Kunstverständnisses verbundene Unterordnung unter Besserwissende hätte gefallen lassen. Er war überall Autodidakt, und als solcher hat er Erstaunliches erreicht. Seinem Interesse an künstlerischen Publikationen aller Art verdanke ich ein paar Orden, die einzigen, Gottlob, die sich zu mir verirrt haben. Der Wirt der „Post" in Vils zeigte mir einmal das Zimmer, in dem der König ab und zu sich aufgehalten: da lagen zahllose Blätter meines „Formenschatz" auf dem Tische umher, es war zweifellos, daß er darin mit Eifer studiert hatte. Aber ich bezweifle, ob er meinen Widerspruch gegen Vieles, was ich an seinen Bauten weder antiquarisch „ächt" noch künstlerisch geschmackvoll gefunden, ruhig

hätte anhören können. Hat er doch nicht einmal Männer wie Lenbach, Böcklin, Gedon u. a. an sich herankommen lassen. Aber diese waren eben damals „modern", und zu moderner bildender Kunst führte ja die Brücke nach Walhall nicht. Gerechterweise muß man dem Kunstmäcen Ludwig II. seine Zeit — es war eine Zeit des tastenden Eklektizismus — zu gute halten, und vergessen darf auch nicht werden, daß die ausgeführten Werke keineswegs immer seinen Ideen entsprachen.

Bewunderungswürdig ist trotz alledem die Konsequenz seines an sich großartigen Kunstschaffens, mit welchem er einerseits das Sonnenkönigtum eines Louis XIV., andererseits die Romantik des mittelalterlichen Rittertums zu verherrlichen gestrebt, beides in höchst origineller Verbindung mit der Natur. Und obschon man fast allen seinen Bauten auf den ersten Blick mehr den mißverstandenen Viollet-le-Duc und das Theater ansieht, — ein Mangel übrigens, der auch der verunglückten Wartburgrestaurierung anklebt, — so ist es doch bedauerlich, daß er seinen letzten Plan, die gotische Burg auf dem Falkenstein, nicht mehr ausführen konnte, und daß eine große Masse seiner kunstgewerblichen Schöpfungen in alle Winde verstreut wurde, anstatt in einem Museum „Ludwig's II." vereinigt zu werden. Alles, was die Geisterhand dieses Mannes berührt hatte, hätte man für Bayern erhalten sollen.

* * *

Und auch in der von ihm so wenig geliebten oder vielmehr gehaßten Politik kann man ihm eine ernsthafte Beharrlichkeit nicht absprechen. Es ist, als ob in ihm mehrere Seelen ihr eigenes Dasein gelebt hätten. Nichts wäre doch erklärlicher gewesen, als daß ein unerfüllbaren romantischen Idealen nachträumender Herrscher die klare Erkenntnis für

die Fragen der wirtschaftlichen und Gewissensfreiheit seiner Unterthanen verloren und als Landesvater eine Schwenkung nach der Seite der religiösen Mystik gemacht hätte. Man denke an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, von unbedeutenden Geistern gar nicht zu reden. Wäre Ludwig II. ein Pfaffenknecht geworden und, wie Kaiser Karl V., in ein Kloster gegangen, so hätte er vielleicht den tragischen Ausgang sich erspart, dafür aber sein Land in unsägliches Elend gestürzt. Aber nichts von alledem, wir sehen ihn vom Anfang bis zum Ende an den Grundsätzen der Aufklärung, Gewissensfreiheit und Parität festhalten. Seinen Purpur hat kein reaktionärer Schmutz befleckt.

Daß er, trotz seiner Abneigung gegen das Preußentum und seine Allüren, nicht nur 1870 der schneidigste Kampfgenosse war, sondern auch unentwegt eine gewissenhaft reichstreue Politik getrieben, mag uns über die Kapitalfehler hinwegtrösten, die 1871 auf dem Gebiete der bayerischen Machtentfaltung begangen wurden. Ich liebe diese Machtentfaltung, vorausgesetzt, daß dabei mehr die glücklichen Eigenschaften des bayerischen Volkes und Herrscherhauses, als gewisse lächerliche Separierungsgelüste zur Geltung kommen. Niemals war die bayerische Krone potentiell stärker, als zu Anfang 1871, und dennoch wußte man damals von dieser Macht weder dem Reiche noch Rom gegenüber den rechten Gebrauch zu machen. Hatte schon die ultramontane Mehrheit der zweiten Kammer bei der Abstimmung über den Anschluß an das Reich den Volkswünschen nachgeben müssen, so zeigte der Ausfall der ersten Reichstagswahlen (von 48 Abgeordneten nur 19 Ultramontane!) deutlich, wo und wie auch dem unbotmäßigen Klerikalismus beizukommen gewesen wäre. Aber da Hohenlohe nicht mehr am Ruder und auch sein Plan, die Kammer der Reichsräte den wirklichen Kultur-

faktoren gemäß in eine feste Burg des bayerischen Staatsgeistes zu verwandeln, in's Wasser gefallen war, so konnte der König allein den in seiner Hofgesellschaft herrschenden Strömungen nicht mehr die Spitze bieten. Wo sollte auch in diesen französisch parlierenden und österreichisch meditierenden, im altspanischen Zeremoniell gedrillten und — mit rühmlichen Ausnahmen — tief in das ultramontane Fluidum getauchten Kreisen das rechte Verständnis für eine historische Entwickelung herkommen, welche das gerade Gegenteil aller gegenreformatorischen Hoffnungen bedeutete? In jenen Kreisen, wo man noch heute, wenn von der beliebten „Wiedervereinigung der Konfessionen" die Rede ist, einem geschmeidigen Ketzerhammer den Vorzug vor einem ehrlichen Freigeist gibt?

Der bayerische Beamten- und Richterstand, ja, er steht dank seiner Abkunft aus dem trefflichsten aller Volksstämme und dank seiner freien Universitätsbildung auf dem Boden des modernen Staates. Aus ihm rekrutiert sich sozusagen von selbst eine verfassungs- und paritätstreue Staatsregierung, — aber auch eine jesuitische Regierung „findet sich", wenn man die Ansprüche an Intelligenz und Charakter etwas niedriger schraubt. Was dann? Sollen wir uns dann vielleicht aus Berlin telegraphisches Mitleid spenden lassen? Dagegen sträubt sich mein Bayernstolz („schier dreißig Jahre bist du alt") dermaßen, daß mir schon bei dem bloßen Gedanken gallig zu Mute wird. Und die Telegramme werden dann kommen, mit und ohne — Draht; ja vielleicht werden sie uns ein Trost sein, denn an was klammert sich nicht der Mensch, wenn er in's schwarze Meer gefallen ist?

Wenn man nicht genau wüßte, wie unheilbar verwirrend die jesuitische Erziehung, die ja trotz des Niederlassungsverbotes in den einflußreichsten Kreisen immer noch praktiziert wird, auf das politische Denkvermögen wirkt, dann könnte

man kaum begreifen, daß der Alp des Ultramontanismus auch heute noch auf Bayern lastet. Dieser trügerische Wahngeist, tausendmal schlimmer als derjenige Ludwigs II., hat seit vierthalb Jahrhunderten das schönste deutsche Land an der Nase geführt, in schreckliche Kriege verwickelt und mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht, ganz abgesehen von der Volksverdummung. Ohne die Gegenreformation würde heute wohl nicht Hohenzollern, sondern Wittelsbach die Kaiserkrone tragen. Wär' auch nicht schlecht! — Wie weit aber Bayern von seiner natürlichen Machtentfaltung noch entfernt ist, das zeigt uns die unerhörte Thatsache, daß schon dreißig Jahre nach der Revolte gegen das Placetum regium die ersten Böllerschüsse aus der Dunkelkammer auf das notgedrungene Lebensprinzip der Wittelsbacher — den freiheitlichen und Kunstgeist — abgefeuert worden sind, dieses in großer Weisheit von Max Joseph I. begründete und den Landesbedürfnissen angepaßte moderne Staatsprinzip, das jeder kommende Bayernfürst hochhalten muß, wenn er nicht — — pour le roi de Prusse arbeiten will. Der König von Bayern mag der ehrlichste Christ seines Landes sein, wenn man ihm aber mit pfäffischen Machtansprüchen an den Staat kommt, muß er mit Stentorstimme den Begehrlichen zurufen: „Hand von der Butten!" In diesem Sinne muß er über den Konfessionen stehen, auch über der römischen; er muß, mag er wollen oder nicht. Je mehr er auch will, desto angesehener wird seine Krone im Lande und im Reiche, desto glücklicher und zufriedener wird auch sein Volk sein, ausgenommen etwa das, nur durch künstliche Jungfernzeugung (Parthenogenesis) gezüchtete Geschlecht der Hetzkapläne, die sich ja ohnehin mehr zu Rom, als zu Bayern halten.

Ludwig II. hat zwar die seltene Gelegenheit, das Staatsprinzip seines klugen Urgroßvaters auf eine breite sichere

Basis zu stellen, nur an der Stirnlocke, nicht auch fest am Schopfe erfaßt; aber dem Prinzipe selbst ist er bis zuletzt nicht untreu geworden. Und sein Abendstern ward Bayern zum Morgenstern! Es war ein großes Glück für Bayern und Deutschland, daß bei der unvermeidlichen Katastrophe — unvermeidlich, weil ein Ludwig II. so enden mußte — die Zügel der Regierung von einem ebenso kunstliebenden und in Treue festen, wie gemütvollen und wohlwollenden Herrn ergriffen werden konnten, als der sich der dritte Sohn Ludwigs I. seither glänzend bewährt hat. Für mich war dieses Glück im Unglück kein Zweifel, als ich — es ist mir ewig unvergeßlich — den Regenten am 14. Juni 1886 schmerzliche Thränen weinen sah. Es waren Schicksalsthränen, vergossen von einem wetterharten deutschen Manne der grünen Farbe, der die Freiheit der heimatlichen Bergeshöhen kaum minder liebt, als sein unglücklicher Neffe, ebenso fest in dem Bewußtsein seiner monarchischen Unabhängigkeit wie Verantwortlichkeit, und dennoch wieder so ganz anders in der Geschlossenheit seines gereiften Charakters und in der Art sich schlicht und einfach als Mensch zu geben. Welch ein merkwürdiges Geschlecht, das nach tausend Jahren der Herrschaft über weite Lande so verschiedenartig starke Sprossen treibt!

Unterbuchberg, Sommer 1902.

Prinzregent Luitpold von Bayern.

Rede beim Festessen der Münchner literarischen Vereinigungen am 10. März 1901.

Hochansehnliche Festversammlung! Geehrte Freunde und Kollegen!

Man braucht weder Arzt noch Philosoph zu sein, um von dem Beispiele eines geistig und körperlich frischen Achtzigjährigen auf das lebhafteste ergriffen, auf das tiefste gerührt zu werden. Und nun gar in unserer Zeit der höchsten Anspannung, ja Überspannung aller Nervenkräfte, wo wir so viel vorzeitigen Zusammenbruch mit ansehen müssen!

Jawohl, es ist schon vom Standpunkte rein hygienischer Hoffnung ein geradezu beglückendes Phänomen, das sogar die ehrwürdigen Beispiele des alten Testamentes in Schatten stellt, denn von Erzvätern, die etwa im Libanon oder auf dem Sinaï mit Erfolg die Antilopenjagd betrieben, wird uns nirgends berichtet. Unübertroffen in der Geschichte aller Zeiten steht unser Prinzregent da als Vorbild germanischer Kraft, als Vorbild für unsere Kinder und Kindeskinder, da wir selbst leider — wie soll ich sagen — den Anschluß versäumt haben. Oder hat etwa irgend einer von uns die Erwartung, als Achtzigjähriger es dem Regenten gleich zu thun? Wir fürchten uns vor den Gebrechen dieses Alters, und Er, der Wetter-

harte, nimmt es im Bergsteigen und Schwimmen mit jedem Jüngling auf!

Diese phänomenale Krafterhaltung bis in das patriarchalische Alter ist kein Zufall, sie ist nicht bloß ein Erbstück kerngesunder Abstammung, sondern auch das Resultat tüchtiger Erziehung und vor allem unablässiger *mannesmutiger, sittenreiner Selbstzucht*. Dieses Wort wollen wir gegenüber den wachsenden Gefahren des modernen Lebens und der entnervenden Großstadtkultur *dreimal betonen*. Mögen Eltern und Lehrer es der heranwachsenden Jugend als wertvollste Lebensregel einimpfen: *Die Entsagung ist die Mutter aller Tugenden*, weil sie mit den Pflichten gegen uns selbst auch Raum für die Pflichten gegen unsere Mitmenschen, gegen Staat, Gesellschaft und Familie schafft.

So gebührt unser erster Dank dem *Pflichtmenschen* Luitpold von Wittelsbach. Der Dank würde Ihm wie jedem Ehrengreis gebühren, auch wenn Er nicht als Landesvater wirkte. Tausendmal danken müssen wir Ihm aber, daß er mit seiner kraftvollen, herrlichen Manneszucht den Anfechtungen und Verführungen einer glänzenden Lebensstellung siegreich Stand gehalten hat. Dadurch ist sein Beispiel zu einem weithin leuchtenden und aufmunternden geworden, und wenn dadurch, wie wir hoffen, hunderttausende von Knaben und Jünglingen angespornt werden, hinter dem fürstlichen Selbstbezwinger und Pflichtmenschen nicht zurückzustehen, so ist der Gewinn an hohen Menschheitsgütern ein unberechenbar großer, auf ferne Geschlechter fortwirkender.

Hochgeehrte Festversammlung! Ich habe bei der rein *menschlichen Seite* dieses auf rechtzeitiger Entsagung und Selbsterziehung beruhenden Lebens so lange verweilt, weil ich glaube, daß alle staatlichen und gesellschaftlichen Tugenden, auch der engere und weitere Patriotismus, *mit Sicherheit*

nur aus der Pflege männlicher Gesinnung und Gesundheit erwachsen können. Von den militärischen Tugenden versteht sich das von selbst. Es ist auch selbstverständlich, daß ein in sich und durch sich so gefestigter Charakter, zumal als Sproß eines tausendjährigen Fürstengeschlechtes, mit willensstarker Zähigkeit an den Überlieferungen wie an der Eigenart seines Volksstammes festhält.

Nun, verehrte Freunde, als geborener Thüringer und erst im Verlaufe von dreißig Jahren naturalisierter Bayer darf ich es wohl sagen, ohne des Eigenlobes bezichtigt zu werden: Die Baiwaren waren von jeher und sind noch heute die Deutschesten aller Deutschen! Die Nord- und Westdeutschen werden mir das nicht übel nehmen. Die Preußen haben als Waffenschmiede der Einheit die Führung übernommen, und es ist recht so; aber wenn sie sich an urdeutschem, biederbem und sangesfrohem Deutschtum, sozusagen an althochdeutschem Gemüt erlaben wollen, dann kommen sie doch zu uns! Hier in den deutschen Alpen und im Vorland vom Lech bis zum Marchfeld, da weht noch schneidige Luft der Völkerwanderung, da vernehmen wir noch die Ursprache der alten Barden, unvermischt durch slavische und wälsche Accente. „Hier ist frisch und grün", wie Siegfried sagt, aber nicht bloß in Harzwaldmitten, nein, auch in den Herzen der Menschen. Es ist noch dasselbe deutsche Herz wie vor fünfzehnhundert Jahren, da die Baiwaren, angezogen durch das von römischer Kultur berührte Bergland südlich von der Donau, ihre Wohnsitze in der Moldauebene verließen, nicht ahnend, daß sie dadurch dem Deutschtum in späteren Zeiten eine schwere Wunde schlugen: denn nachdem ihre markomanische Urheimat hundert Jahre lang unbewohnt geblieben war, zogen dort die Czechen ein, ohne Kampf, heute mit Undank lohnend, was sie deutscher Sorglosigkeit verdankten.

Man hat, auch in diesen Tagen wieder, mit großem Stolze unseres Prinzregenten deutsch-nationale Gesinnung gepriesen. Aber ich finde, daß diese für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres deutschen Staatswesens so wichtige Gesinnung wiederum nur ein natürlicher und selbstverständlicher Ausfluß seines geschlossenen männlichen Charakters ist; suche ich das Wesen und Werden dieses Charakters zu ergründen, so erscheint es mir ganz undenkbar, daß ein anderes als deutsches Herz in dieser starken Bayernbrust schlagen könnte. Wie können wir uns diesen Bayernfürsten anders denn als deutschesten Fürsten vorstellen?

Fast bewundernswerter erscheint mir in dieser Kraftnatur das wohlwollende, fast möchte ich sagen, behutsame und rücksichtsvolle Eingehen auf alle Bedürfnisse des modernen Staats- und Gesellschaftslebens, dessen Hast und Auswüchse — seien wir nur ganz offen — auch minder starken Männern zum Teil recht ernste Bedenken erregen müssen. Hier nun feiern wir Sein gutes Herz, dieses goldene Herz, das sich schmerzlich zusammenzieht, wenn es sich unter die Notwendigkeit beugt, die erflehte Gnade zu versagen; dieses kindliche Herz, das alle beglücken, keinem wehthun möchte; dieses dankbare Herz, das jede Pflichterfüllung reichlich belohnen, jede Treue auszeichnen möchte. Wie oft mußte dieses edle Herz in Konflikt kommen mit den Erwägungen der Staatsraison, wie oft mußte es ungern versagen, wo es lieber gewährt hätte! Und gerade die ruhige Selbstbeherrschung, die der hohe Herr bei solchen inneren Konflikten an den Tag gelegt, die ritterliche Art, mit der Er die widerstreitenden Interessen gerecht abwägte, sichern Ihm unsere tiefsten Sympathien, unser aufrichtiges Vertrauen.

Verehrte Kollegen! Wir nennen uns „Soldaten der Feder", und wenn wir nicht schon den Drachentöter St. Georg

zu unserem Schutzpatron erwählt hätten, so würden wir wohl die heilige Barbara küren, die Schutzpatronin des schweren Geschützes, der ultima ratio regum, welcher unser allverehrter Regent von Jugend auf seine militärische Laufbahn gewidmet hat. Freilich stehen wir nicht in Reih und Glied, das bringt nun einmal das Metier so mit sich, denn wir haben ja immer Krieg untereinander; ja wir gehören nicht einmal zu einer Hofrangklasse und die Sterne sind — Gottlob möchte ich sagen — gezählt auf unserer Soldatenbrust. Aber heute sind wir ohne Unterschied der Waffen und der Kriegsziele hier in frohester Runde versammelt und ich darf es aussprechen: Es ist nicht bloß rein menschliche, allgemein staatsbürgerliche und patriotische Verehrung, die uns heute beseelt, es ist auch unseres Standes Dankbarkeit.

Allerdings leben wir in einem Lande der gesetzlichen Preßfreiheit und es wäre eine Beleidigung für unseren Regenten, wenn wir Ihm, dessen Wiege friedlich im Schatten der ersten deutschen Verfassung gestanden, irgend eine Geringschätzung jenes Grundrechtes zutrauen wollten. Aber zwischen der äußeren Achtung eines Rechtes und der peinlichsten Wertschätzung seines Geistes ist, wie wir alle wissen, noch ein großer Unterschied. So darf ich wohl sagen: die größte Auszeichnung, die der Stand der Journalisten und Schriftsteller, der „Soldaten der Feder", seitens des Regenten erfahren konnte, ist der Umstand, daß es dem Justizministerium beim besten Willen nicht möglich war, die Jubiläumsamnestie auch auf politische Preßunholde auszudehnen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man keine auf Lager hatte. Und warum? Nicht etwa bloß wegen unentwegten Wohlverhaltens der Presse aller Schattierungen, sondern vor allem, weil sich der Geist der Freiheitsachtung, des „Zugutehaltens" der Freiheit von der höchsten Stelle wie ein balsamisches Fluidum über alle

ausführenden Organe, von den Schwurgerichten gar nicht zu reden, ergossen hat. Es ist im Grunde der Geist der Versöhnung, der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, des Vertrauens in die guten Instinkte des Volkes, es ist mit einem Worte der Geist, der vom beschränkten Unterthanenverstand vergangener Zeiten nichts mehr wissen will.

So feiern wir in unserem Staatsoberhaupte zuletzt summa cum laude den Friedensfürsten, dem das öffentliche Wohl noch höher steht als sein königlicher Wille. Wir sind tiefbewegt über die wohlthuende Folgerichtigkeit in der Entwickelung dieses abgeklärten, echt deutschen und männlichen Charakters, und indem wir unserem verehrten und geliebten Regenten ein frohgemutes »in multos annos« zurufen, hoffen wir, daß sein Bild in der Geschichte des bayerischen und deutschen Volkes ein segensreiches Vorbild sein und bleiben möge!

Erheben Sie mit mir die Gläser! Wir zerbrechen sie nicht, weil wir sie, so Gott will, in zehn Jahren wieder brauchen werden. Seine königliche Hoheit, unser verehrter und geliebter Regent, Er lebe hoch!

Reichsgesetzliche Regelung der Schichtzeit.

Ein Vorschlag zur Lösung der Bergwerkkrisis.

In den Bergwerkdistrikten hat die Spannung ihren Höhegrad erreicht. Auf der einen Seite die um Leben und Gesundheit kämpfenden Arbeiter, welche von der Hand in den Mund leben und sehr bald nur noch die Wahl zwischen Unterwerfung und Verzweiflung haben werden — auf der anderen Seite die Kohlenbarone und zum Teil im Auslande wohnenden, von deutscher Not unbewegten Aktionäre, deren schwarze Millionen drunten im Erdenschoße sicherer geborgen sind, als ihre Goldbarren in der englischen Bank. Die Kohlen streiken ja nicht! Und daneben Tausende deutscher Bajonette, bereit, jeden Ausbruch der herannahenden Verzweiflung blutig niederzuwerfen.

Welch' ein Widerspruch: Die gesamte öffentliche Meinung Deutschlands, — Kaiser, Kanzler, Reichstag und alle Billigdenkenden, voran die oft verkannte Wundenheilerin „Presse", — sie alle stehen nicht bloß mit ihren Sympathien, sondern mit ihrer Rechtsüberzeugung auf Seiten der Arbeiter, und trotzdem sieht dieselbe öffentliche Meinung zwar kummervoll, aber mit verschränkten Armen dem ungleichen Kampfe der Armen und Reichen zu, ohne einen andern Trost als den, daß Ruhe und Ordnung nicht gestört werden dürfen!

Dieser hypnotische Zustand der öffentlichen Meinung kann aber unmöglich bis an's Ende aller Tage dauern — es könnte

sonst unserer Gesellschaft endlich einmal ergehen, wie dem altgermanischen Walhall; und was nützte es dann der Menschheit, wenn zuletzt „noch einmal lächelte ewig der Gott!“ — Nein, Staat und Gesellschaft haben zweifellos nicht bloß die Mittel, sondern auch die Pflicht, thätig in den wild entbrannten Kampf um's Recht einzugreifen, ihre übermächtigen Stimmen in die Wagschale der Gerechtigkeit — auch jener höheren, noch in den Sternen geschriebenen Gerechtigkeit — zu werfen. Die Freiheit, und vor Allem die wirtschaftliche Freiheit wird zur widerlich grinsenden Fratze, wenn sie aufhört, menschlich zu sein und wenn der Staat in die unerhörte Notlage kommt, die Ausbeutung gegen die Menschlichkeit in Schutz nehmen zu müssen.

Man sage nicht: das ist sozialistisch empfunden. Nein, das ist eigentlich recht konservativ. Denn die freie Entfaltung der Kräfte ist nur möglich in einem durchaus gesunden Staatswesen, unter Freien und Mündigen, nicht aber in einer Gesellschaft, deren Gesetz dem Stärkeren gegen den Schwächeren beisteht. „Gleiche Berechtigung Aller,“ mit diesem Fundamentalsatze des freiheitlichen Rechtsstaates verträgt es sich schlecht, daß die Arbeiter gewissermaßen als „Untergebene,“ als solche, die sich ducken müssen, angesehen werden. Unsere praktischen Stammesgenossen überm Kanal fassen solche Dinge natürlicher, echt freihändlerisch-praktisch an: nirgends sind die Einigungsämter und Schiedsgerichte so sehr auf den menschenwürdigen Grund der Gleichberechtigung aufgebaut, wie in England. Und als es dort die öffentliche Meinung als unerträglich erkannt hatte, daß der unbemittelte Mann langsamer fahren müsse, als der Reiche, da wurden die Eisenbahngesellschaften vom Parlamente verurteilt, bei allen Schnellzügen auch Wagen dritter Klasse einzustellen.

Wohlan, Deutsche, Männer, Freie! Führen wir in

den Kohlenbergwerken eine Reichstagsschicht ein! Geben wir den braven Arbeitern, die tagtäglich ihr Leben auf's Spiel setzen, die — Krieger im furchtbarsten Sinne des Wortes — bei jeder Fahrt in die Unterwelt dem Erstickungstode in's Antlitz schauen und nicht wissen, ob am Abend nicht unversorgte Kinder an den Leichen der Väter weinen, geben wir den braven Pionieren, die uns aus der traurigen, lungenmordenden Finsternis den Lichterglanz unserer großstädtischen Herrlichkeit und die Kraft für unsere Lichtarbeit hervorholen, — geben wir den Arbeitern der ewigen Nacht das Reichsgesetz, daß sie nicht länger als acht Stunden die freie Luft der Höhen entbehren müssen!

Und ist es nicht auch unser Aller lebhaftes Interesse, daß diese tüchtigen Männer an Leib und Gesundheit, an Kraft und Freudigkeit geschont werden? Wem hat nicht das Herz höher und erwartungsvoller geschlagen, als er von den ehrenden Feldzeichen gelesen, die die Brust der vor dem Kaiser erschienenen Bergleute schmückten! Die Zeiten sind vorbei, für immer vorbei, wo Söhne unseres Volkes als Kanonenfutter an ausländische Mächte verschachert werden konnten. Heute wird jeder grad gewachsene deutsche Junge von Gott und Rechtswegen ein unentbehrlicher Mann unseres deutschen Heeres, und als solcher soll er stolz den Kopf heben und ein ganzer, fester Kerl sein. Der Staat, so behaupte ich, hat kein Recht, diese wertvolle Volkskraft, deren Wehrbarmachung überdies ein kostspieliges und mühevolles Werk ist, — er hat kein Recht, sie durch das Dividendenbedürfnis dienstuntauglicher oder nicht einmal dienstpflichtiger Aktionäre dezimieren und schwächen zu lassen!

Wenn Regierungen und Reichstag sich entschließen, eine Maximal-Schichtzeit für Kohlenbergwerke festzusetzen und dadurch den wesentlichen Streitpunkt zwischen Zechen und Beleg-

schaften mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen, so ist dies nur eine weitere Konsequenz des bisher schon oft bethätigten Schutzes der Arbeiter gegen gesundheitsschädliche Einflüsse. Es ist kein Gesetz, das die freie Vereinbarung über Löhne, Gewinnanteil ꝛc. stört, sondern eine im allgemeinen staatlichen und gesellschaftlichen Interesse liegende, ganz direkt sogar die Wehrpflicht berührende hygienische Maßregel. Wollte man solche Festsetzungen als der Freiheit und dem Selbstbestimmungsrecht zuwiderlaufend verurteilen, so müßte man auch den Schulzwang und Aehnliches aus unserem Staatsleben verbannen. Mit demselben Rechte, mit dem der Staat von der Industrie die Schonung der Töchter und Mütter des Volkes verlangt, kann und muß er auch die Schonung der Wehrpflichtigen, — ja jedes Staatsbürgers durchsetzen, und wäre es selbst, um nicht unser Geschlecht ganz und gar in Blutarmut verkommen zu lassen. Es kann ihm doch nicht gleichgiltig sein, ob der junge, frische Bergmann als Kraftmensch in die Landwehr und in den Landsturm eintritt, oder ob er in jungen Jahren den kombinierten Anstrengungen seines Berufes und der Militärpflicht erliegt.

Ich weiß, man wird diesen Vorschlag als die Morgenröte des vielgefürchteten Normalarbeitstages verketzern. Wenn dieser „Tag“ wirklich einmal kommen sollte, so kann es doch nur ein vielgestaltiger Tag sein — und hier handelt es sich in Wirklichkeit um eine Normalarbeitsnacht! Eine simple Novelle zur Gewerbeordnung; Motive: Aerztliche Gutachten.

Freilich: es wäre für den Augenblick wieder ein Ausnahmegesetz. Fatales Wort, — doch eben nur ein Wort! Aber es wäre auch ein Notgesetz! Und möge es vom deutschen Reiche und den Wächtern über seine Wohlfahrt allezeit heißen: Wo die Not am größten, da ist die Hilfe am nächsten!

24. Mai 1889.

Ueber Preßfreiheit.

Begrüßungsrede beim Festessen des allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentages im alten Rathaus-Saale zu München am 9. Juli 1893.

Hochverehrte Versammlung!

Als der Festsaal, in welchem wir heute zu einem deutschen Zweckessen versammelt sind, von den guten Bürgern der Stadt München erbaut ward, da war die Buchdruckerkunst noch nicht geboren und kein Mensch konnte ahnen, daß fünf Jahrhunderte *später* in diesem Raume Vertreter der deutschen Presse auf den Lorbeern eines § 193 rasten würden.

Das uralte kostbare Gefäß hat sich mit neuem Inhalt gefüllt. Jawohl, die lustigen Narren des Meisters Erasmus Graßer, die in den zierlichsten Posen der gotischen Zeit auf uns herabblicken, sie geben uns Zeugnis von der alten Herkunft deutscher Kunst und deutschen Humors, — *wir selbst aber* sind moderne Menschen, Kinder des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters der Eisenbahnen und Telegraphen.

Fürwahr, in *solchem Raume* und in *solcher Stunde* sollen wir uns sammeln zu einem frohen Rückblick auf die gute alte Zeit und zu einem *noch froheren Ausblick* auf die Zukunft; hier sollen die Klagen und Seufzer über die Ungunst der Zeit und über die Undankbarkeit der Menschen verstummen, mit denen wir — echte Deutsche auch *hierin* — nach gethaner Arbeit unsere Redaktionsstuben zu verlassen

pflegen. Und indem wir uns so mit dem Geiste der Jahrhunderte, d. h. mit Geduld und Hoffnung erfüllen, wollen wir heute für eine Stunde uns ganz und gar der Befriedigung über das Werk hingeben, das wir in diesen Tagen hier in München erstrebt und begründet haben: der Befriedigung über die erste wirtschaftliche Organisation der deutschen Schriftsteller- und Journalistenwelt, welche dazu bestimmt ist, unser Alter vor Not und Demütigung zu schützen.

Nun, über die Bedeutung — auch die ideale und ethische Bedeutung — dieses Werkes ist schon so viel Treffliches gesprochen worden, daß ich dem nichts Neues hinzuzufügen weiß. Nur das möchte ich betonen, daß mit der Schöpfung dieses Werkes die Kette unserer Hoffnungen noch nicht geschlossen ist! Denn indem die öffentlichen Interessen an Zahl und Gewicht immerfort wachsen, muß auch die Presse eine fortwährende Erweiterung ihrer Aufgaben und ihrer Rechtssphäre erfahren; und zwar nicht bloß in der Richtung der Pflicht, sondern auch des Rechtsschutzes.

Meine verehrten Kollegen und Kolleginnen!

Wir alle stehen unter dem frischen Eindrucke der trefflichen Worte, welche gestern ein Mann zu uns gesprochen hat, der dazu berufen ist, dereinst die Königskrone dieses Landes zu tragen. Besonders wohlthuend für uns Zeitungsleute war in seiner Rede die menschenfreundliche Rücksichtnahme auf die Schwierigkeiten unseres Berufes, auf die Hast und Überstürzung, mit der wir oft arbeiten müssen. Möchten diese freundlichen Worte nicht bloß von den Herren Staatsanwälten, sondern auch vom verehrlichen Publico beherzigt werden. Denn während gar viele Leute, die sich weise dünken, nicht müde werden, über die Presse weidlich zu schimpfen und ihr wohl gar die Existenzberechtigung abzusprechen, sagt uns Prinz Ludwig in seiner klaren, den gesunden Menschen-

verstand so außerordentlich sympathisch verkörpernden Weise: „Das Zeitungslesen ist eine Kunst, und für hochstehende und höchststehende Personen im Staate ist diese Kunst, die gewiß nicht leicht ist, auch die, sich von den Einflüssen ihrer Umgebung frei zu machen und Dinge zu erfahren und zu hören, die ihnen sonst bei ihrer unvermeidlichen Isolierung mehr oder weniger verborgen bleiben."

Nun, verehrte Kollegen, in solchen Worten aus solchem Munde liegt eine wirklich herzerquickende Entschädigung für alle Verkennungen, denen unser Beruf, denen die Lauterkeit unserer Bestrebungen zum allgemeinen Besten, denen unsere Personen selbst ausgesetzt sind. Wir erwarten keine Orden, keine amtlichen Belobigungen, keinen gleißenden Dank, wir wollen und — dürfen nicht „hoffähig" werden, schon um nicht bei unserer Klientin, der öffentlichen Meinung, das Ansehen der Unabhängigkeit einzubüßen, — aber solche Worte, wie sie Prinz Ludwig gesprochen, thuen wohl und vor allem: sie sind ermunternd und ermutigend, indem sie uns von den Zweifeln an der Notwendigkeit und Ersprießlichkeit unseres dornenvollen Berufes befreien, von jenen pessimistischen Zweifeln, welchen jeder Idealist vorübergehend erliegt, wenn er sein Herzblut in die Tinte ergossen und das eine mit der andern vergeblich verspritzt hat. Solche Worte aus solchem Munde sind uns lieber als alle jene schöntönenden Phrasen von der Großmachtstellung der Presse! Früher sollten wir die sechste Großmacht sein, seit der Einigung Italiens die siebente; aber wir bedanken uns recht schön für derartigen Humbug. Fragen Sie nur das geräuschlose Pflaster Münchens, dann werden Sie von dieser angeblichen Großmacht mit Goethe sagen: „Unter allen Wipfeln" und — „warte nur, balde!" Nein, wir sind keine Großmacht; viel eher paßt auf uns das Bild des Sisyphus; ja

wir ſitzen nicht einmal am Webſtuhl der Zeit, denn das meiſte, was wir zu ſtande bringen, iſt Flickarbeit, — aber ehrliche und notwendige Flickarbeit! Wer leiſtet heutzutage überhaupt mehr als Flickarbeit? Sind doch ſelbſt unſere Parlamente dazu verurteilt!

Ja, Prinz Ludwig hat ganz Recht: das Zeitungsleſen iſt eine Kunſt! Um ſo mehr, als ſehr oft das Beſte und Wichtigſte zwiſchen den Zeilen geleſen werden muß. Denn die nackte Wahrheit dürfen wir, gut ſächſiſch geſprochen, „meerſchdendeels“ nicht ſagen, teils wegen der Schicklichkeit (ich meine nicht wegen der lex Heinze), teils weil wir unſere heißen Redaktionsſtuben immer noch jenen vergitterten Räumen vorziehen, in welche der dankbare Staat die Wächter der Freiheit ſo gerne einzuſperren bereit iſt. Das iſt ſehr fatal, aber es iſt nun einmal ſo. Aber darum ſollte man die Zeitungen doppelt und dreifach aufmerkſam leſen.

Friedrich der Große hat bekanntlich geſagt: „daß Gazetten, wenn ſie intereſſant ſein ſollen, nicht geniret werden dürfen“. Wenn wir dieſem ſchönen Ausſpruch hinzufügen, was geſtern Prinz Ludwig von Bayern geſagt hat, dann haben wir ein ideales Recht der Preſſe; dieſes ideale Recht immer mehr in ein reales umzumünzen, das muß und wird unſere Aufgabe, wird die Aufgabe aller ſtaaterhaltenden Elemente der Geſellſchaft ſein müſſen. Denn die Preßfreiheit iſt nicht bloß die in eine menſchenwürdige Wirklichkeit übertragene Gedankenfreiheit, ſondern geradezu ein unentbehrliches Rad im Getriebe unſeres ſozialen und ſtaatlichen Lebens. Die Preſſe nimmt aber hier zugleich eine höchſt eigenartige Stellung ein: während wir uns die heute ſo beliebte Verſtaatlichung bei faſt allen Einrichtungen des öffentlichen und bei ſehr vielen des Privatlebens immerhin, — wenn auch mit Widerwillen, — „denken“ können, iſt allein

die Verstaatlichung der Presse ein undenkbares Monstrum. Auch der sozialistische oder kommunistische Staat, ja dieser erst recht, bedürfte zu seiner Erhaltung einer freien unabhängigen Presse und einer weitgehenden Preßfreiheit. Was aber die bestehenden Verhältnisse anbelangt, so möchte ich den Wunsch aussprechen, daß die maßgebenden Kreise in Staat und Gesellschaft sich etwas mehr, als bisher, mit den Lebensbedingungen der Presse vertraut machen, mit dieser mehr Fühlung zu gewinnen suchen sollten, wie wir ja solche Fühlung mit der breiten Masse des Volkes schon längst haben. In dieser Beziehung können unsere Staatsmänner und Parlamentarier namentlich von der englischen Presse viel lernen, welche allerdings auf eine längere Entwickelung zurückblicken kann. Es ist nur eine Idee, aber so übel wär es wahrlich nicht, wenn man unseren Verwaltungsbeamten die Zeit, die sie in einem Redaktionsbureau zugebracht haben, als Dienstzeit anrechnen würde.

Welcher Art die Schicksale der deutschen Presse und ihrer Teilnahme an der Kulturarbeit des deutschen Volkes in nächster und in ferneren Zeiten auch sein mögen, — wir wollen ausharren, wir wollen freimütig und vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Darum erheben wir das Glas und trinken wir auf das Blühen und Gedeihen der deutschen Schriftsteller- und Journalistenwelt. Möge sie unentwegt Saaten des Wohlwollens ausstreuen, und mögen diese Saaten reiche Früchte tragen!

Ueber Beamtengrobheit.

Die Vorgänge in Fuchsmühl bergen eine beherzigenswerte Lehre auch für den sogenannten „Zusammenschluß" aller ordnungsliebenden Elemente zum Kampfe gegen die umstürzlerischen Bestrebungen der Gegenwart.

Wenn nämlich, wie billig, in erster Linie zu jenen Elementen die gesamte Beamtenwelt in Staat und Gemeinde zu rechnen ist, so fragt es sich: geschieht hier, nämlich in den Gerichtsstuben, bei den Bezirksämtern und Polizeibureaux, seitens der Eisenbahn-, Post-, Steuer-, Zoll- und Forstbeamten u. s. w., sowie bei den städtischen Behörden auch wirklich Alles, um dem in den unteren Volksschichten mit vollem Rechte sich mehr und mehr ausbreitenden Selbstbewußtsein Rechnung zu tragen und der wachsenden Unzufriedenheit den Boden zu entziehen? — Wird hier wirklich Alles vermieden, was den kleinen Mann, der ja auch „Wähler" ist, in der Meinung bestärken könnte, daß man an maßgebenden Stellen die Leute mit zweierlei Maß mißt, mit zweierlei Augen ansieht und mit zweierlei Zungen anredet, je nachdem sie im schlichten Arbeitskittel daherkommen oder als feine Herren mit Titel und Orden, Vermögen, Einfluß und hohen Konnexionen?

Wir wollen uns, indem wir diese Fragen aufwerfen, heute nicht in Einzelheiten verlieren. Das Material ist ein ungeheuer großes. Wir geben auch gern zu, daß gewisse Gepflogen-

heiten in der unterschiedlichen Behandlung des „Publikums", in der mehr oder weniger raschen Erledigung von Klagen, in der größeren oder geringeren Höflichkeit u. s. w. sehr alten Datums, gewissermaßen vererbt und daher sehr schwer mit Rumpf und Stumpf auszurotten sind.

Wenn man aber neuerdings so gern die Pflichten der Gebildeten und Begüterten, der Arbeitgeber und Kapitalisten gegenüber dem kleinen Mann betont und sich eine wesentliche Besserung der sozialen Verhältnisse von noch größerer privater Opferfreudigkeit verspricht, so sollte man auch nicht die Aufgaben übersehen, welche in ganz analoger Weise den Organen der herrschenden Gewalt zufallen. Gar mancher brave Mann ist schon mit einem „sozialistischen Keim" im Herzen davongegangen, wenn er da oder dort, wo er sein gutes Recht als Staatsbürger und Steuerzahler erwartete, angeschnauzt und in unhöflicher Weise zurückgewiesen ward. Auch da, wo wir im Irrtume sind, können wir von den Angestellten des Staates — unseres Staates, also gewissermaßen unseren berufenen Beratern! — nicht bloß gleiches Recht für Alle, sondern auch wohlwollendes Entgegenkommen und freundliche Belehrung verlangen. Hiezu rechnen wir auch rasche Erledigung unserer Anliegen und gebührende Achtung vor unseren bürgerlichen Interessen, Ersparung unnützer Zeitversäumnisse und Laufereien u. dgl., — lauter Rücksichten, die schon die allgemeine Nächstenliebe vorschreibt, die aber der Beamte, eben weil er dazu angestellt ist, in erhöhtem Maße walten lassen sollte.

Es schmerzt uns, wenn wir durch das Aufwerfen dieser hochwichtigen Frage vielleicht manchem Beamten wehe thun, der in aufopfernder Pflichttreue und indem er seine Pflicht in wirklich bürger- und menschenfreundlicher Weise erfüllt, schon bisher Alles gethan hat, was er in dieser Richtung thun konnte und durfte. Aber das darf uns nicht abhalten, zu

konstatieren, daß wir fortgesetzt zur Kenntnis einer Masse von Fällen kommen, in denen eben die amtlichen Organe im Verkehr mit den Staatsbürgern sich nicht der nötigen Rücksichten und der sozialen Konsequenzen ihrer Unterlassung bewußt waren, — oder sein wollten. Ja wir haben leider die Ueberzeugung, daß in vielen Beamtenköpfen über diese Dinge noch Anschauungen herrschen, welche der hier vorgetragenen diametral entgegengesetzt sind.

Das mag zum Teil an angeborener Gemütsart liegen, sicher aber auch zum großen Teile an dem Mangel einschlägiger Instruktionen und Kontrolle. Wer da erwägt, wie schwierig es trotz dem allerbesten Willen der Befehlshaber ist, im Militär alle und jede Ungerechtigkeit und unnütze Plagerei zu verhüten, der kann sich leicht denken, wie schwer der Geist der Herrschsucht und Geringschätzung aus Beamtenkreisen zu verbannen ist, wo im Verkehre mit dem Publikum meistens keinerlei Kontrolle durch Vorgesetzte existiert. Ob dem Beamten bezügliche Belehrungen und Ermahnungen zu Teil werden, das hängt wohl in der Regel nur von dem Befinden Derjenigen ab, welche ihn in sein Amt einführen; bei den eigentlichen Staatsprüfungen spielen derlei wichtige Dinge keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Man bemüht sich, um es kurz zu sagen, viel zu wenig, um dem Beamten die veraltete Meinung zu nehmen, daß er gewissermaßen der Vorgesetzte des Publikums sei, und daß das Publikum um die Geneigtheit des Beamten wie um einen Akt der Gnade und Herablassung petitionieren müsse. Diese Anschauung herrscht vielmehr sogar noch in manchen höheren Beamten aus der alten Schule, welche, mutatis mutandis, auch in ihren höheren Stellungen allerlei „unterschiedliche Rücksichten“ zu nehmen pflegen, am meisten natürlich gegenüber solchen noch höher stehenden Persönlichkeiten, wo ihr Vorgesetztendünkel kläglich in die Brüche geht.

Wenn es also gewiß zuweit gehen würde, wollten wir hier geradezu von einem herrschendem „System“ sprechen, so müssen wir doch behaupten, daß seitens der maßgebenden Stellen nicht genug geschieht, um auch im gesamten Beamtenkörper die humanen Grundsätze, deren Befolgung man den Privaten so warm empfiehlt, zu gunsten des sozialen Friedens und der Versöhnung des Volkes zu befestigen und zu fruktifizieren. Um hier die letzten Vorurteile vergangener Zeiten zu beseitigen und den modernen Anschauungen zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen, bedarf es mehr als gelegentlicher Vorhaltungen; vielmehr müßte die Frage zum Gegenstande sehr ernster Erwägungen und Kontrollen gemacht und auch das Beschwerdewesen in zweckdienlicher Weise geregelt werden. Nur erwarte man von letzterem nicht zu viel, solange nicht der Schwerpunkt auf die Beamtenheranbildung gelegt wird: wo die Beschwerde prinzipiell unbeliebt und lästig ist, da wird sie auch nichts helfen, im Gegenteil oft die Sache noch schlimmer machen. Das weiß das Publikum und namentlich der kleine Mann, der Arbeiter und Bauer, sehr wohl, und darum erträgt er lieber allerlei Ungemach und hält sich „schadlos“, indem er — Sozialdemokrat wird! Sehr bedauerlich, aber eine gewisse Logik ist dem nicht abzusprechen.

Um ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, betonen wir ausdrücklich, daß unsere Beamtenwelt im Großen und Ganzen, neben der selbst im Auslande anerkannten Integrität und Unbestechlichkeit, auch im Verkehre mit dem Publikum jene Humanität und jenes Wohlwollen walten läßt, welches dem Grundcharakter und der allgemeinen Bildung des deutschen Volkes entspricht. Unsere Bemerkungen richten sich nur gegen die, leider sehr häufigen Ausnahmen. Gerade die bürgerfreundlichen Beamten werden es uns nur Dank wissen, daß wir den Finger an diese Wunde gelegt haben, denn sie haben

ja selbst unter den Fehlern, die von ihren Kollegen begangen werden, mit zu leiden, da das Publikum nur allzu sehr geneigt ist, zu generalisieren und dem Stande aufzubürden, was Einzelne verschuldet haben. Man hört ja, was ebenfalls nicht verschwiegen sein darf, auch oft die Klage, daß manche Elemente des Publikums durch ihr ungebührliches Benehmen eine strengere und kürzere Behandlung Seitens der Beamten „herausfordern". Wir meinen aber, daß gerade diese Erscheinung großenteils im engsten Zusammenhange mit der alten Gepflogenheit steht: Die Leute sind es eben von früher her gewohnt, als „Untergebene" angesehen zu werden; das wollen sie sich nicht mehr gefallen lassen, sie spielen das Prävenire und „begehren auf", wie man zu sagen pflegt, auch da, wo man die beste Absicht hat, ihre Anliegen freundlich aufzunehmen. Mögen sich daher die Beamten nicht irre machen lassen in ihrem Bestreben, „Saaten des Wohlwollens auszustreuen", — sie leisten dadurch dem Staate und dem sozialen Frieden große, in ihrer Tragweite unberechenbare Dienste!

Und nun zum Schlusse eine Betrachtung, die an den höchsten Stellen gewiß nicht mißverstanden wird:

Jedes Weh, das einem noch so einfachen und unansehnlichen Staatsbürger von der Seite zugefügt wird, wo er eigentlich Schutz und Hilfe erwarten und verlangen darf, ist aber auch ein Hammerschlag an den rocher de bronze, in welchem die Krone ihr Fundament erkennt. Es ist ja wohl nicht richtig, wenn schließlich der Herrscher für Alles verantwortlich gemacht wird, was in seinem Namen geschieht; aber daß auch er unter Vielem zu leiden hat, woran er keine Schuld hat, — es sei denn die Schuld der mangelhaften Unterrichtung durch freimütige Ratgeber und durch unabhängige Zeitungen — das ist eine feststehende Thatsache.

8. November 1894.

Das deutsche Volk und sein Kaiser.

„Es muß ein eigentümlicher Zauber
in dem Worte Deutsch liegen."
Otto v. Bismarck
im preußischen Abgeordnetenhaus (1864).

In den Auseinandersetzungen der jüngsten Zeit findet sich das staatsrechtliche Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem deutschen Volke kaum gestreift. Und doch ist es von ausschlaggebender Wichtigkeit. Von den Gründern des Reiches ebenso wie von den Staatsrechtslehrern gerne unerörtert gelassen, bildet gerade dieses ganz eigenartige Verhältnis mit seinen Licht- und Schattenseiten den Kern großer Hoffnungen, Befürchtungen und Irrtümer.

Es ist eine staatsrechtliche Nuß, auf welche die Politiker und Diplomaten nicht gerne beißen, weil beim Knacken für die einen zu wenig, für die anderen zu viel herauskommt. Aber während um die verzwickte Frage die Publizisten herumgehen wie die Katze um den heißen Brei, hat das Volk, der schlichte Bürger und Bauer — wenigstens bei uns in Süddeutschland — klares Verständnis und oft ein treffendes Wort dafür.

Bei den bayerischen Manövern vor drei Jahren, denen Kaiser Wilhelm II. nach der einen Version als „Gast", nach der andern als „Inspekteur" beiwohnte, hörte ich ein Bäuerlein aus der Dachauer Gegend rufen: „Da geht's her, da siecht mer unsern Herrn Kaiser am besten." Bei allem

Respekt vor dem hohen „Herrn" nimmt das Volk den Kaiser für sich in Anspruch: an ein umgekehrtes Hörigkeitsverhältnis denkt es kaum. Vom höchsten Glanze des kaiserlichen Namens sind — so meint das Volk im berechtigten Festhalten an uralter Überlieferung — die Pflichten des Kaisers gegen Reich und Volk unzertrennlich: Der Kaiser ist für das deutsche Volk da, nicht das deutsche Volk für den Kaiser, — so meint das Volk.

Und die Thatsachen? Gegeben ist das Deutsche Reich, ein „ewiger Bund", wie die Reichsverfassung sagt, geschlossen von den Fürsten „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben giltigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des Deutschen Volkes." Auch bei den Vorbereitungen zum 18. Januar 1871 und bei der Proklamation in Versailles wurde der „Fürstenbund" als solcher gern in den Vordergrund gestellt. Aber wer die innere Geschichte dieses Werdeprozesses einigermaßen kennt, der wird sich doch wahrlich darüber keine Illusionen machen: das Deutsche Reich und der Deutsche Kaiser sind so sicher dem deutschen Volksgeiste entsprungen und auf ihn gebaut, wie es sicher ist, daß der in Ungnade gefallene Baumeister damals erklärt hat, daß er ohne deutsche Volksvertretung und ohne allgemeines direktes Wahlrecht für den Bestand seines Werkes nicht garantieren könne. So ist es denn auch kein Zufall, sondern von tiefer Bedeutung, daß die Vertretung der Fürsten und Regierungen „Bundesrat", die Vertretung des Volkes aber „Reichstag" genannt wurde.

In der That: Der Deutsche Kaiser hat als solcher keinen einzigen „Unterthanen". Sein Verhältnis zu den Fürsten ist dasjenige eines Ersten unter Gleichen; was aber das deutsche Volk anbelangt, ohne dessen Gunst und Drang dem Könige von Preußen nimmermehr die Kaiserwürde angeboten worden

wäre (wir in München wissen das!), so ist sein Verhältnis mit dem Kaiser auf gegenseitige Achtung und Liebe gegründet. Diesen Kitt in beiderlei Gestalt zu befestigen, muß daher die Aufgabe nicht allein jedes ehrlichen Deutschen, sondern auch jedes treuen kaiserlichen Ratgebers und des Kaisers selbst sein! Ohne die Liebe des deutschen Volkes wird die Kaiseridee zum inhaltlosen Gespenst, das sich zu gegebener Unglücksstunde vor beherztem feudalem Anruf in eitel Dunst auflöst. Darum kann man, ohne sich dem Vorwurf dilettantischer Kannegießerei auszusetzen, wohl sagen: Ein Deutscher Kaiser, der die Liebe des deutschen Volkes nicht zu gewinnen und sich zu erhalten wüßte, würde nicht nur Grundlage und Grenze seines Ansehens und seiner Macht verkennen, sondern auch von dem Liebeserbe seiner Väter zehren und auf Kosten des kaiserlichen Namens seiner Nachkommen leben, — von dem Unrecht, das er dem deutschen Volke anthäte, ganz abgesehen! Denn die Ehe, die zwischen dem Kaiser und der Nation besteht, beruht auf einem zwar ungeschriebenen, aber tief in die Herzen eingegrabenen Vertrage, den Wilhelm I. gutgeheißen und Bismarck beschworen hat.

In der hohen Idealität dieser Beziehungen kann nur Derjenige eine Abschwächung der Kaiseridee erblicken, der das Heil der Staaten in der Richtung des Absolutismus sucht. Jedenfalls kommen hier die althergebrachten dynastischen Anschauungen ganz und gar nicht in Betracht, ja es ist ganz zweifellos, daß schon jeder Versuch, solche Anschauungen selbst in modernem Aufputz zur Geltung zu bringen, sofort auf lebhaften Widerstand stoßen würde und zwar nicht etwa bloß bei den auf ihre Herrscherrechte eifersüchtigen Fürsten, sondern auch und vielleicht in noch erhöhtem Maße beim deutschen Volke. Denn gerade von seinem Kaiser, in welchem es die ideale Verkörperung seiner eigenen Größe erblickt,

will das deutsche Volk nicht beherrscht, sondern nur geliebt sein. Dafür aber bietet es ihm — Zug um Zug — reiche Gegenliebe, und hierin beruht die kolossale Stärke des deutschen Kaisertums: getragen von der Liebe eines großen Kulturvolkes leuchtet es als hohe Friedenswarte, zu der alle Völker des Erdballes mit Vertrauen aufzublicken genötigt sind. Und die den Deutschen so gefährliche Parole „Partikularismus ist Trumpf" wird sich nie mehr aus ihrem Versteck hervorwagen, so lange Kaiser und Volk einig sind!

Selbstverständlich ist durch diese kurzen Betrachtungen das Thema nicht erschöpft. Weittragend ist die geschilderte Wesenheit des Kaisertums auch für Preußen und alle Einzelstaaten; dort ist, wegen der Personalunion, die Reaktion für alle Zeiten unmöglich geworden, denn ein König von Preußen, der als solcher die Prinzipien der heiligen Allianz durchführen wollte, würde dereinst in der Geschichte den Beinamen des Reichstotengräbers erhalten. Wie die konsequent geübte Freiheit den sichersten Schutz vor Revolutionen bietet, so gewährleistet das deutsche Kaisertum die beste Gewähr gegen die Vernichtung der Freiheit — vorausgesetzt, daß es sich zu dem auswächst, was es nach dem Geiste der Verfassung sein muß: zum volkstümlichen Kaisertum.

Nun kann man billig fragen, ob denn wirklich Anlaß gegeben sei, an eine Störung des Liebesverhältnisses zwischen Kaiser und Volk zu glauben? Ob der Kaiser im Laufe kurzer Regierungsjahre, vielleicht schon vorher sich Anschauungen hingegeben habe, welche von den Wegen der gleichen Liebe zu allen Klassen, Ständen und Kreisen des deutschen Volkes ablenken? Denn die gleiche Liebe zu jedem Deutschen ohne Unterscheidung nach Edlen und Unedlen, nach Bewaffneten und Nichtbewaffneten ist es ja, die wir Deutsche von unserem Kaiser verlangen.

Lassen wir einmal diese Fragen noch unentschieden, lasse wir den „Strick im Reichstage" und dergleichen nicht volks tümliche Aktualitäten ganz bei Seite. Aber nehmen wir an es könnte mit der Zeit zu einem sehr tiefen Riß in dem Liebesverhältnis zwischen dem deutschen Volk und seinem Kaise kommen.

Es kann gar nicht fehlen: eines Tages müßte der Irr tum, daß es möglich sei, einen Bund von Staaten auf di Dauer ohne die Liebe ihrer „Völker" zu regieren, offenba werden. Wenn nun dieser Tag gekommen sein würde — wa könnte geschehen? Es gibt drei Wege, wie uns die Geschicht sattsam gezeigt hat: Entweder entschlösse man sich, des Kämpfens und Irrens müde, das Szepter in ein „unbeschriebenes Blatt" zu hüllen; — oder man entschlösse sich, den Irrtum persön lich zu bekennen und somit zu einer mutigen Umkehr in Worten, Werken und — Gedanken; — oder endlich man schaffte die Wege zu einer großen „historischen Ablenkung", deren Effekt die Unzufriedenen und Murrenden niederschmettern, deren Ruhm die kleinen Mahner für immer verstummen machen und — so meinte man vielleicht — das Verhältnis zwischen Fürst und Volk auf eine neue, noch nie dagewesene Basis stellen werde.

Daß der letzte — sozusagen der „französische" — Weg, gleichviel ob es sich um blutige oder unblutige Lösungen, um Staatsstreich oder Krieg handelte, nicht nur der allerschlimmste und gefährlichste, sondern auch dem deutschen Volke in tiefster Seele zuwider wäre, ist offenbar; ebenso zweifellos ist es, daß ein so tiefernster, vielleicht allzu ernster Mann, wie unser Kaiser, dessen bisherige Friedenspolitik anzuzweifeln geradezu Frevel wäre, niemals Ratschlägen sein Ohr leihen würde, welche auf internationale und verfassungswidrige Abenteuer gerichtet wären.

Es nützt aber nichts, vor solchen Perspektiven, über welche

kein ernsthafter und gebildeter Politiker im Unklaren sein kann, die Augen zu verschließen. Im Gegenteil, das wäre ein Verbrechen, nicht nur an uns selber, sondern auch an unseren Kindern und Kindeskindern und an dem Andenken aller Jener, welche opferfreudig ihr Herzblut, ihr Hoffen, ihre Kraft für die Errichtung des neuen deutschen Staatswesens eingesetzt haben. Das neue Reich deutscher Nation ist und soll stets sein ein Reich des Friedens unter den Völkern des Erdballs, aber auch ein Reich der inneren nationalen Beglückung und Befriedigung. Wir wollen arbeiten und schaffen auf allen Gebieten der Kultur in gegenseitiger Achtung und Liebe; wir wollen gern Steuern zahlen und den Waffendienst für uns und unsere Söhne auf uns nehmen, wir wollen uns willig den Gesetzen fügen und Alles respektieren, was respektiert zu werden ein Recht hat, — aber sonst wollen wir nicht über die Achsel angesehen, wollen frei sein. Dann, nur dann, wenn das Deutsche Reich als wahrer Hort edler Menschenkultur dem Geringsten unter uns gestattet, sich seiner Reichszugehörigkeit zu freuen und sich seiner Menschenwürde ohne bittere Empfindung bewußt zu werden, nur dann erfüllt das Reich seine Mission voll und ganz. Auf daß aber dies möglich sei, müssen Kaiser und Volk allezeit gegenseitig sich lieben und verehren!

Das sollte Seiner Majestät, zu deren hoher Intelligenz man überall Vertrauen hegt, von allen Räten und in allen Tonarten, vor allen Dingen im Reichstage und in den Zeitungen immer und immer wieder gesagt werden. Jawohl, namentlich in der Presse, von welcher der alte Metternich in köstlicher Selbstironie behauptet hat: „Sie ist das nimmer schlummernde Argusauge des Volkes und haftet mit eifersüchtiger Wachsamkeit an dem Throne, dessen Stufen nun aufgehört haben, der Opferaltar eines frommen Kultus der

Loyalität zu sein, auf den die Nationen einst die Gaben eines einfältigen Gemüts niedergelegt haben". Dann, wenn Alle, Alle ihre Pflicht thun, dann besteht die Hoffnung, daß unser ritterlicher Kaiser, der Enkel des großen Wilhelm, der Sohn des unvergeßlichen Friedrich, den mittleren Weg einschlagen wird, den Weg der Liebe, zumal zur Beschreitung dieses Weges am meisten Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung und Mut gehört, — „Mut" des Tapferen im edelsten Sinne des Wortes; — den Weg des Friedens, als dessen mächtigsten Schildhalter ohnehin alle Nationen unseren jungen Kaiser verehren. Das walte Gott!

11. Januar 1895.

Kaiserlich deutsche Republik.

Die Reichsverdrossenheit ist zweifellos vorhanden. Aber sie ist vielgestaltig und vielgradig und kaum in wenigen Sätzen zu beschreiben. Und was würde hier eine genaue Beschreibung nützen? Dadurch würde die Kluft, die sich zwischen den Erben der Macht und den Idealisten des Volkstums aufgethan, nur noch tiefer erscheinen. Um diese beiden Pole handelt es sich ausschließlich. Krank ist das Reich nur dann, wenn die Idealisten daran verzweifeln; die anderen, die Mitläufer, die gemeinen Interessenten, die roten und schwarzen Berufsnörgler, die Schranzen, die Pfaffenknechte und sonstigen Partikulartrottel mögen jammern und schimpfen, soviel sie wollen, wenn nur die Idealisten guten Mutes sind. Und daran eben, an diesem guten Mute, fehlt es uns einigermaßen.

Vielleicht hat daran die liebe deutsche Leisetreterei eine gewisse Schuld. „Staatenbund oder Bundesstaat" — unfruchtbarer Professorenstreit um des Kaisers Bart! Seien wir ehrlich: Wir haben thatsächlich eine Republik, allerdings eine sehr komplizierte Fürsten-, Staaten- und Volksrepublik, aber doch ganz zweifellos eine Republik in allen Punkten und Fragen, wo Kaiser und Reich in Betracht kommen. Denn von einer Monarchie kann im Reiche nicht die Rede sein, da dem Bundesrate keineswegs die Rolle eines Oberhauses,

sondern einer wesentlich mitregierenden Vertretung der Fürsten und Staaten zukommt. Aber der Hauptgrund liegt wo anders.

Ich habe schon vor Jahren, als uns die „Edelsten der Nation" und manche andere Schaugerichte aus der alten Reaktionsküche zugemutet wurden, in sehr energischer Weise darauf hingewiesen, daß der Kaiser als solcher in deutschen Landen keinen einzigen Unterthanen hat, nicht einmal in Preußen, auch nicht in den Reichslanden.*) Daß das Kaisertum eigentlich nur von der Liebe der Freien des deutschen Volkes abhängig ist, daß die „Zuneigung" der Fürsten und der Regierungen und gesetzgebenden Faktoren der Einzelstaaten ganz wesentlich von jener freien Liebe der Idealisten bestimmt wird, das könnte uns als ein teleologischer Meisterstreich erster Klasse erscheinen, wenn wir nicht aus der Gründungsgeschichte des Reiches sattsam wüßten, wie sehr man schon damals beflissen war, den Nimbus des Kaisermantels nicht sowohl aus der Liebe der Freien, als vielmehr aus der Requisitenkammer des Gottesgnadentums zu bestreiten.

Aber an den ehernen Mauern des Bismarckschen Baues läßt sich nichts deuteln. Der Kaiser als solcher ist und bleibt unterthanenlos, er ist als solcher ein Kollege der Herren Mac Kinley und Loubet, nur daß seine Würde erblich und mit der Macht des jeweiligen Königs von Preußen umgürtet ist, und daß seine „Präsidentschaft" aus dreierlei Rechtsquellen stammt: dem Willen der Fürsten, der Staaten und des deutschen Volkes. Ein republikanischer Dreiklang, in welchem nicht etwa irgend eine dynastische Absicht, sondern „die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes"

*) Vgl. „Das deutsche Volk und sein Kaiser", in den „Münchner Neuesten Nachrichten", vom 11. Januar 1895. Abgedruckt oben Seite 346—352.

den Grundton angibt. Die republikanische Natur dieses höchst eigentümlichen Staatsgebildes konnte unausgesprochen, und die fable convenue des kaiserlichen Gottesgnadentums unangetastet bleiben, solange sich der Träger der höchsten Würde nicht durch Worte oder Werke in Widerspruch mit den Ideen setzte, welche die deutschen Idealisten aus der Reichsverfassung zu schöpfen berechtigt sind. Dieser Widerspruch ist nun vorhanden, er ist glücklicherweise mehr in Reden als in Thaten zu Tage getreten, deshalb läßt sich darüber reden. Aber die Auseinandersetzung ist unerläßlich.

Und so muß denn auch dieses endlich einmal gesagt sein: republikanische Ideen sind es, die den Kitt des Kaisertums ausmachen, und deren grundsätzliche und fortgesetzte Verachtung Bestand wie Ansehen unseres deutschen Reiches erschüttern würde. Von der Kühnheit und Geschicklichkeit, mit der die Könige von Preußen sich in Zukunft jener Ideen bemächtigen werden, wird vieles, vielleicht alles abhängen. Erleichtert wird ihnen dies durch den löblichen Hang der Deutschen, sich zu freuen, wenn sie Gegenliebe finden, und durch die klar vorgezeichneten Wege. Es sind die Wege der Freiheit; man braucht nur auf die Idealisten zu schauen, welche immer die sicherste Witterung haben. Ich wiederhole es, die große Masse der Mitläufer, denen die deutsche Leidenschaft fremd ist, kommt dabei nicht in Betracht, — sie müssen mitlaufen, wenn der Kaiser an das deutsche Herz appelliert. Unsere Ideen sind deutsche, republikanisch zwar im allervornehmsten Sinne des Wortes, aber weder amerikanische noch französische; Ideen, wie sie weder in der antiken, noch in der modernen Welt geschmiedet wurden. Vor diesen Ideen haben die Gewaltigsten kapitulieren müssen. Wie sagte doch der ehemalige preußische Junker Otto von Bismarck 1864 im Abgeordnetenhause? — „Es muß ein eigentümlicher Zauber in dem Worte

deutſch liegen.“ — Und er machte ſich daran, mit ſeinem Siegfriedhammer den Notung der kaiſerlich deutſchen Republik zu ſchweißen.

Noch eines! Wenn in Preußen unſympathiſche Dinge vorgehen, dann ſollte man den Namen des Kaiſers nicht damit verquicken. Derlei Perſonalunion iſt erſtens falſch und zweitens ſehr unklug. Suum cuique — die boruſſiſchen Fatalitäten dem Könige von Preußen! Des Kaiſernamens lichten Sonnenglanz ſoll uns kein preußiſcher Nebel trüben. Allewege deutſch und gut kaiſerlich! Proſit!

Mitte Mai 1901.

Zu Münchens Bismarckfeier.

Mitternacht ist vorüber — München schläft; kein Laut ringsum; draußen ragen in tiefe Schatten gehüllt König Ludwigs Tempelbauten. Und verhüllt noch steht unter dem mächtigen Säulenwall der Propyläen in riesengroßem Abbild Deutschland's Säule, der eiserne Kanzler.

Ist es kein Traum, daß am Abend dieses Tages Neumünchen seinen begeisterten Dank dem Manne darbringen will, der den deutschen Namen zu höchsten Ehren gebracht, — der auch dem bayerischen Namen unversieglichen Glanz verliehen hat? Nein, es ist Wirklichkeit — freut Euch, Ihr Lebenden und hört es, Ihr Toten! Hört es, Ihr Könige und Ihr ungezählten Patrioten, die Ihr, die deutsche Wunde im Herzen, zu Grabe gestiegen seid, hört es: Eure Sehnsucht ist That geworden!

Was sagt uns das leuchtende Bild auf dem Königsplatze? Es sagt uns zunächst, daß die Zeiten vorüber — für immer vorüber sind, in denen das Volk der Bayern der Spielball fremder Interessen und fremder Habgier war. Denn mehr als einmal war dieses schönen deutschen Landes Fortbestand ernstlich in Gefahr, und die Geschichte meldet uns nichts davon, daß gerade jene Mächte im Süden und Osten, die uns so oft als Schutzpatrone empfohlen wurden, auch nur einen Finger gerührt hätten zur Rettung unseres Staates. Bayern

hat sich selbst gefunden. Einem Ludwig von Bayern verdanken die Bismarcke ihre erste Erhebung in den Marken; ein Bismarck hat, in Treue fest gegen festes Vertrauen, unserem weisen König Ludwig gewährleistet, was in schweren Zeiten so oft gefährdet war: Bayern steht fester denn je im Rate der Völker! Darum Dank und Ehre unserem König, Dank und Ehre seinem deutschen Kanzler!

Das ernste Bild auf dem Königsplatze mahnt uns aber auch an die Wahrheit, daß Bayern und Deutschland für immer unzertrennlich vereinigt sind. Wehe den Thoren, die in wahnwitziger Verblendung jemals das Band der ewigen Blutbrüderschaft zu zerreißen wagen sollten! Denn die Kraft des Reiches ist auch die Kraft seiner Teile, und mit dem Verrat an der großen Gemeinschaft sinkt der mächtige Zauber, der auch dem einzelnen Achtung und Ansehen verleiht. Möge uns deshalb die Erscheinung des großen Mannes, den wir heute zu unserer eigenen Ehre feiern, eine Mahnung sein, daß wir über die Kämpfe der kleinen Tagesmeinungen und im Getriebe des Erwerbslebens keinen Augenblick des deutschen Vaterlandes vergessen. Reißen wir der Lüge, die für gute Überzeugung ausgibt, was nur aus unlauterer Herrschsucht entsprungen ist, die Larve vom Gesicht; verabscheuen wir politische Rechthaberei, die, den Deutschen so sehr gefährlich, leichten Herzens das Große dem Kleinen opfert; treiben wir mehr Geschichte als Parteipolitik! Mit solchem Gelöbnis der Pflichttreue und Entsagung nahen wir uns dem Bilde des Gefeierten: Ehre und Dank dem Kaiser, der ihn uns gegeben, Ehre und Dank dem Kanzler!

Der Tag bricht an, zwar nicht sonnenhell, aber ein merkwürdiger, glückverheißender Tag in der Geschichte Münchens. Es wird sehr schön werden heute Abend auf dem Königsplatze, wenn die hehren Säulenhallen Ludwig's des Ersten, von elek-

trischem Lichte umflutet, vom tausendstimmigen Chor der begeisterten Menge erbeben werden. Ihr werten Mitbürger aber — laßt uns diesen Tag im Geiste begehen; laßt es nicht bewenden bei dem Schaugepränge und der Feststimmung! Einkehr, freier Hinausblick, ein Schwur: „In deutscher Treue ihm nach — ein Pereat der Lüge und Heuchelei!“ Unsere Söhne aber, die deutschen Waffen- und Ehrenträger der Zukunft, führen wir zur feierlichen Stätte, und sorgen wir, daß das Licht dieses Abends zum Symbol der kommenden Geschlechter werde!

28. März 1885.

Was werden Reichstag und Bundesrat zur Ehrung des Altreichskanzlers thun?

Diese Frage drängt sich jedem deutschen Patrioten auf, — nicht *ob* vonseiten jener Vertretungen deutscher Nation zum achtzigsten Geburtstag Bismarck's etwas geschehen müsse, sondern nur *was*, das ist die Frage. Und dieses „Was" kann und darf nichts Gewöhnliches, nichts Banales sein: eine Glückwunschdeputation mehr oder weniger, mit oder ohne kalligraphisches Diplom, Lorberkranz und weißgekleidete Jungfrauen, — was kann das dem Alten im Sachsenwald frommen! Nein, die Ehrung, die der *Reichstag* und der *Bundesrat* ihrem Schöpfer, ihrem Schildhalter und dem ersten Streiter für den deutschen Staat zu Teil werden lassen, *diese* Ehrung muß aus der Schablone der Friedrichsruher Wallfahrtskundgebungen glänzend heraustreten: sie muß nicht nur den Alten, sondern vor allem den Reichstag und den Bundesrat *selbst* ehren, sie muß die volle und große *Dankbarkeit* dieser nationalen Vertretungen in's rechte Licht stellen und den *Empfindungen des deutschen Volkes* hehren Ausdruck geben, — sie muß *für alle Zeiten* unseren Nachkommen sagen, daß die Deutschen der großen Bismarckzeit den nationalen Heros richtig erkannt und seine unsterblichen Verdienste feurig dankbaren Herzens gewürdigt haben.

In dieser Überzeugung sind, wie wir glauben, alle Parteien und Stände einig, insoweit ihnen Verständnis für die Wichtigkeit und Bedeutung des Reiches für unser gesamtes nationales und Kulturleben innewohnt.

Aber was können Reichstag und Bundesrat dem großen Manne geben, was er nicht schon besäße? Welches äußere Zeichen der Liebe und Verehrung können sie ihm am 1. April anbieten?

Nun, es könnte wohl nur ein ideales Denkmal sein, aber ein solches, das, über alle Zeiten hinausragend, einzig dasteht und bleibt in seiner Art, — eine Auszeichnung, wie sie etwa die Würde des Connétable in den frühesten Zeiten in Frankreich war, ein historischer Beiname in modernvolkstümlichem Geiste. Und da meinen wir, wenn die Herren nur wollten, so ließe sich etwas machen, das jedem reichsfreudigen Deutschen aus der Seele genommen wäre. Daß jeder einzelne Bundesstaat dem Gründer des Deutschen Reiches das Ehren-Indigenat verleiht, wäre vom Bundesrat leicht zu bewerkstelligen; aber es gibt noch etwas, was alle gesetzgebenden Faktoren zusammen leicht beschließen könnten, nämlich die erste, einzige und vielleicht nie wiederkehrende Verleihung des Titels eines

Ehrenbürgers des Deutschen Reiches!

Man komme uns nicht mit „staatsrechtlichen" Bedenken kleiner Geister. Es wäre sehr traurig um die Macht des Reiches bestellt, wenn seine höchsten Vertretungen nicht erklären könnten, daß sie das Reichsbürgerrecht für den Einen und Einzigen mit den höchsten Ehren bekleiden!

Aber wer noch besseres weiß, der sage es frei heraus: es kommt uns nicht auf das Wort und den Namen an, wir wollten heute nur der in weitesten Kreisen des deutschen

Volkes, namentlich in Süddeutschland, bestehenden Erwartung Ausdruck geben, das das Reich als solches durch seine berufenen Vertretungen etwas Außerordentliches thun werde und müsse, um den ersten Kanzler des neuen Reiches bei Lebzeiten so zu ehren, wie er es verdient.

Februar 1895.

Der ewige Michel.

Er wird immer wieder neu geboren. Das erhält ihn sozusagen jung, hat aber auch die große Schattenseite, daß er immer wieder von vorne anfangen muß zu lernen, die angeborne Querköpfigkeit abzulegen, überhaupt ein vernünftiger Mensch zu werden. Sonst ist er ein Prachtkerl; aber das Ewigvonvornanfangen ist wirklich zum Teufelholen. Darin ist ihm der ewige Jude entschieden überlegen: als ausgelernter kluger Weltgreis herumzulaufen ist freilich auch recht fad, aber der Mann weiß doch immer was er will, und meistens kommt er dahin, wohin er zu kommen wünscht.

Diesmal, so um das Ende der 50er dieses nun auf die Neige gehenden Jahrhunderts war unser ewiger Michel wieder heiratsfähig geworden; kaum der Kinderschule entwachsen, hatte er die Schinderkule des abermaligen Zusammenbruchs aller nationalen Hoffnungen durchgemacht und war, vaterlandsmüde und zornentbrannt, in die Neue Welt gegangen, zu denen Amerikanern, wo die Freiheit nicht tropfenweise als Medizin gegeben, sondern in Maßkrügen vom Faß verzapft wurde.

Das thut er gern, nämlich in's Weite schweifen, wenn's ihm daheim ungemütlich wird. Er erbaut sich dann an den Herrlichkeiten fremder Nationen, die er anfangs über den Schellenkönig lobt, bis ihm zum hundertstenmale klar wird, daß er es mit kalten Egoisten zu thun hat. Er sucht draußen

die Freiheit, die er meint, die sein Herz erfüllt. Ja Prosit! Was nützte ihm denen ihre Freiheit, da man ihm auf Schritt und Tritt zu verstehen gab: „Halt's Maul, deutscher Michel, Mensch zweiter Klasse!" Die unablässigen Demütigungen ließen ihn drüben nicht froh werden. Das Heimweh packte ihn gewaltig.

Es war in der Nacht des 18. Oktober 1859. Er hatte, wie alljährlich an diesem Abend, die Leipziger Schlacht gefeiert, mit Binzers traurigem Liede „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" und einer ehrwürdigen Pistole von anno Dazumal. Aber es waren keine Freudenschüsse, denn nach dem letzten, und als der Schluß des Liedes verhallt war:

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unser Burg ist Gott!

— da liefen ihm die hellen Thränen die Wangen hinab. Dann schlief er sachte ein. Da erschien ihm im Traume seine hehre Schwester, die Jungfrau Germania. Sie hatte die schwarzrotgoldene Fahne an einen mächtigen Eichbaum gelehnt und setzte sich nun gemütlich zu unserem Michel in's Gras.

„Sag' mal, lieber Michel, warum bist Du eigentlich so traurig? Hat Dich das Bischen Reaktion so ganz aus Rand und Band gebracht? Ich meine doch, an derlei Dummheiten könntest Du von früher gewöhnt sein. Allerdings, da Du alle hundert Jahre zwei bis dreimal neu geboren wirst, so vergißt Du das alte Elend, und ich muß Dir immer auf's neue klar machen, wie thöricht es ist, wegen solcher Lappalien den Mut zu verlieren. In der Geschichte, namentlich in der deutschen, und ihrer Nutzanwendung warst Du von jeher sehr schwach, mein lieber Michel. Schwelgst zu sehr in rosigen

Legenden, die Dich allzu weich ſtimmen; die „gute alte Zeit," die ja nur in Deiner überreizten Phantaſie exiſtiert, nimmt Dir die Kraft, das Ungemach der Gegenwart und Zukunft mit Würde zu bekämpfen."

„Aber Du kluge Schweſter, woher den Mut nehmen, wenn alle und jede Gelegenheit, wobei wir endlich ein angeſehenes und ſtarkes Volk werden könnten, Einem wie Sand durch die Finger rinnt? Du gibſt mir immer gute Lehren, ich ſolle mich ermannen, ſolle aus der Geſchichte lernen und die Stirnlocke des Jahrhunderts erfaſſen. Aber wenn ich dann zufaſſe, — plumbs, da habe ich die Locke in der Hand und die Gelegenheit iſt futſch. Ich bin eben ein zerriſſener und zerſchliſſener Menſch, ein armer Pechvogel, der nie auf einen grünen Zweig kommt."

„Jawohl, weil Du den vielerlei Seelen zu ſehr nachgibſt, die in Deiner Bruſt wohnen. Ich habe ja nichts dawider, daß Du friſch, frei, fröhlich und fromm, zugleich ein Sänger und ein Held, ein Forſcher und ein Träumer ſein willſt. Behalte nur Dein großes, leicht gerührtes Herz! Darin biſt Du allen anderen überlegen und darum beneiden ſie Dich. Aber in politiſchen Dingen, ſiehſt Du, lieber Michel, da darfſt Du nicht zu gleicher Zeit römiſch und deutſch, preußiſch und öſterreichiſch, fortſchrittlich und konſervativ, freiheitlich und muckeriſch, republikaniſch und monarchiſch ſein wollen. Du ſtehſt auf zu vielen und verſchieden hohen Standpunkten, denen Du bis auf's i-Tüpferl gerecht werden willſt. Kannſt ja alle dieſe Standpunkte begreifen, aber darfſt darüber nicht das große Eine vergeſſen — die deutſche Macht! Ohne ſie keine Einigkeit, kein Anſehen, kein Zuſammenhalt, kein ehrenvoller Frieden, natürlich auch keine gemeinſame Freiheit. Um ſie aber zu erreichen und zu erhalten, da heißt's eben in manchen ſauren Apfel beißen, und namentlich nicht zu viel jammern

und den Beleidigten ſpielen, wenn nicht gleich Alles nach Deinem mit widerſprechenden Idealen vollgepfropften Dickſchädel geht."

„Schweſter, Du wirſt grob," ſagte der Michel, „doch ich höre Dich gern. Ich bewundere Deinen überlegenen Geiſt, aber ſchau! ich weiß mir gar nicht zu helfen. Mein Karren iſt gründlich verfahren. Jeder will was anderes. Der Bundestag iſt worden zur ſtockfinſteren Bundesnacht. Die brennende Sehnſucht fühle ich wohl, aber nirgends, wohin ich auch ſchaue, ein Lichtblick in der Finſternis des Jahrhunderts."

„Doch, Michel, es tagt! Wie und woher, das ſage ich Dir lieber noch nicht, ſonſt wirſt Du mir vor der Zeit rebelliſch und machſt mir am Ende gar noch einen Strich durch die Rechnung. Ich rate Dir gut: Fahre mit mir nach Deutſchland. Wenn Dich unterwegs friert, kannſt Du Dich in die ſchwarzrotgoldene Fahne einwickeln; ſie wird ſo nicht mehr lange halten, und ſich's gefallen laſſen müſſen, durch eine andre, mit etwas Weiß, erſetzt zu werden —"

„Was ſagſt Du da, Schweſter, eine andre Fahne? Nein, da thue ich nicht mit! Das wäre charakterlos, da freut mich die ganze Geſchichte nicht!"

„Hab's mir doch gedacht! Siehſt Du, Michel, mit ſolchem dummem Zeug haſt Du Dir die ſchönſten Gelegenheiten verpatzt. Was geht Dich die Farbe des Mantels an, wenn er nur warm hält? Und haſt Du's vergeſſen, daß der alte Fuchs Palmerſton unſere alte Flagge als Zeichen der Seeräuber gebrandmarkt hat? Komm mit mir, in drei Wochen feiern ſie daheim den 100. Geburtstag Schiller's; das iſt günſtig, da werden ſie warm. „Freu' dich, ſchöner Götterfunken, Tochter aus Elyſium," — „an's Vaterland, an's teure, ſchließ' dich an!" Dann wird einige Jahre geſungen, geturnt und geſchoſſen, alles begeiſtert und feſtlich natürlich. Die Veteranen von 1813

werden feste mitthun und ihre helle Freude dran haben. Aber das dicke Ende kommt nach. Doch was soll ich Dir den Kopf schwer machen? Wenn Du erst das Eisen erfaßt und den ganzen Zauber begriffen hast, dann wird's schon gehen."

„Schwester, ich verstehe nichts; mit all dem Singen, Turnen und Schießen werden wir nicht viel ausrichten. Und dann bangt mir vor der deutschen Wurstigkeit — weißt ja, auch unter den „Gebildeten" gibt es eine schwere Masse Gesinnungstrottel, teils aus Unverstand, teils aus Herzensschwäche. Wenn Du da nicht einen ganzen, gewaltigen Kerl auf Lager hast, sozusagen einen Riesenhecht, der im Karpfenteiche des Bundestags gehörig aufräumt —"

„Habe ich, Michel!" Und dabei lachte die Jungfrau Germania verschmitzt. „Aber ein Mehreres darf ich Dir nicht sagen."

„Auch nicht einmal, wie er heißt?"

„Doch; er heißt Otto."

„Hm, Otto; an den Namen will ich mich gewöhnen. Meinst wohl den Eisernen von Stendal? Schau, Schwester, dem traue ich noch nicht recht. Wenn nur durch diesen Bismarck nicht unsre heilige Ostmark zu Schaden kommt. Die fröhlichen, sangeslustigen Markomanen draußen verderben sehen, pfui Teufel! Oh Du mein Österreich, uraltes Heimatland, dich schnöd verraten, — ich sterbet' vor Schand'!"

„So meint's der Otto nicht; er glaubet fest, das Österreich, an Ehren und an Siegen reich, das könne gar nicht anders als deutsch sein und deutsch bleiben, ein fester Schutzwall unsres Volkstums. Freilich, in Otto's eisernen Plänen ist ein romantisches Loch. Er rechnet mit Rudolf von Habsburg und übersieht, daß heute so manche Deutsche da drüben nur noch deutsch sprechen, nicht mehr deutsch denken. Er ahnet nicht, daß Österreichs Bündnistreue die deutsche Treue der Österreicher auf die härteste Probe stellen wird. Aber unsere

Brüder werden dieſe Probe glänzend beſtehen. Habe nur Geduld, braver Junge, und halte Du allezeit die Augen offen und die Rechte am Schwertknauf. In einer ſtürmiſchen Nacht um die Wende des Jahrhunderts werde ich Dir auf dem Marchfeld, unweit von Aſpern, ein Stelldichein geben; wenn der Stephansturm von weitem morgendlich leuchtet, dann ſollſt Du alles erfahren."

Und nun dampften ſie als beſcheidene Zwiſchendeckpaſſagiere nach Bremen. Als ſie in die Jade einfuhren, ſagte ſie zu ihm:

„Siehſt Du, Michel, hier wird ein Hafen der kaiſerlichen Flotte erſtehen."

„Was, — kaiſerlich? Hör' mal, Schweſter, Du willſt mich zum Narren haben! Ein deutſches Reich, ein deutſcher Kaiſer, — wäre es möglich!? Es wäre ja zum Verrücktwerden herrlich, — eine deutſche Flotte, am Ende gar würden wir armen Luderſch noch einmal geachtet, und brauchten uns nicht mehr zu ſchämen auf dem weiten Erdenrund?"

„Michel, Du biſt ein großes Kind. Ja, Alles ſollſt Du haben. Die erſten drei Kaiſer leben; Du wirſt mit ihnen zufrieden ſein. Aber ſchwöre mir, daß Du ein patenter Kerl werden, Dich nie mehr mit Kleinigkeiten abgeben, immer und vor Allem deutſch denken und handeln willſt, und daß Du, wenn wir nun nach ſchweren Sorgen und Mühen endlich Kaiſer und Reich haben werden und nicht Alles genau nach Deinem Schnürchen gehen ſollte — denn auch Kaiſer ſind ja Menſchen, — daß Du dann niemals reichsverdroſſen ſein wirſt; denn das wäre ja wieder der Anfang vom Ende, das ſiehſt Du wohl ein?"

„Aber Schweſter, wie kannſt Du mich nur für ein ſo dummes, undankbares und ſchwabbeliges Mannsbild halten! Was auch kommen mag: ich ſchwöre!"

In Bremen besuchten sie zuerst den Roland, dann frühstückten sie im Ratskeller Grüneberger Auslese, Johannisberger aus der Kellerei des Herrn von Metternich, dazu Hamburger Rauchfleisch, Pommersche Gänsebrust, Kieler Bücklinge, Westfäler Schinken, Frankfurter Würsteln, Schwäbische Spätzeln, Thüringer Sauerkraut, Bayrische Dampfnudeln, Teltower Rübchen und — Straßburger Gänseleberpastete. Bei diesem letzten Gerichte sah Schwester Germania den Bruder an, als wollte sie fragen: Spiritus, merkst du was? Aber er merkte noch nichts. Als sie sich so einigermaßen gestärkt hatten, tranken sie Liebfrauenmilch auf die Zukunft:

„Stoßt an, Deutschland soll leben, Hurrah hoch!“ — —

Träume kommen aus dem Magen, wie die Speisekarte zeigt, und haben in der Regel nichts zu bedeuten. Aber diesmal hatte es seine Richtigkeit. Ob der Michel wohl seinen Traumschwur halten wird?

März 1899.

Deutsche Kraftentfaltung.

Die Quadratpolitiker, die nichts lernen und nichts vergessen und jede historische Wandlung als ein Verbrechen an ihrem geheiligten Dickschädel betrachten, verlangen von dem „charaktervollen, überzeugungstreuen Wähler", daß er als Fünfziger ganz genau denselben politischen Verstand (oder Unverstand!) haben solle, den er schon als Bursche von zwanzig Jahren gehabt. Wenn eine solche Zumutung von einem Wiederkäuer an ein anderes Mehrmagentier gestellt würde, so könnte man wohl sagen: sunt ut sint, oder umgekehrt. Aber denkende Menschen? Was thut es, wenn wir z. B. vor 1864/66/70, unseren damaligen Einsichten entsprechend, schwarz-rot-goldene Demokraten oder schwarz-weiße Konservative oder weiß-blaue Preußenfresser waren, und wenn wir uns heute einfach als freie Deutsche bekennen, als unfähig, uns unter irgend eines der bestehenden antediluvianischen Parteijoche zu beugen? Man gebe uns die große, aber entwickelungsfähige deutsche Partei und wir wollen nicht zu stolz sein, um sogar mit den Herren Richter und Lieber (wenn sie sich gebessert haben werden) an einem Strange zu ziehen.

Die unerläßliche Voraussetzung zu solcher Stranggemeinschaft ist aber das Eine: man darf sich nicht länger gegen die Einsicht auflehnen, daß Deutschland an der Reihe ist, — d. h. an der Reihe, eine Weltrolle zu spielen; nicht bloß zu

spielen, sondern zu erfüllen! Wer gewohnt ist, auch die Kulturentwickelung und die Politik mit naturwissenschaftlichem Auge zu betrachten, auch auf diesen Gebieten das Wirken von elementaren Kräften und Gegenkräften anzuerkennen, der wird mich leicht verstehen. Es ist Blödsinn, das Ringen der Völker vom Standpunkte des Apothekers oder Feinbäckers zu beschnüffeln und nach urväterlichen Rezepten regeln zu wollen. Für uns Deutsche steht die Sache einfach so: unsere Volkszahl, unsere großen und kleinen Schulmeister, unsere Dichter und Denker, unsere Driller und Lenker, unsere Segler und Pegler, unsere Pflicht- und Gemütshelden haben uns im Laufe eines kummer- und siegvollen Jahrhunderts dahin gestellt, von wannen es nur einen ehrenvollen Weg in die Zukunft gibt, nämlich den Weg der ungeheuersten Kraftentfaltung. Wären wir zu dumm oder zu feige, um im neuen Jahrhundert zu ernten, was wir im alten gesäet haben, dann verdienten wir wahrlich, hiefür als Brettlhupfer hinten auf der Karosse der Weltgeschichte zu stehen, anderen den Schlag aufzumachen und unter Bücklingen die Stiefel zu putzen. Aber nein, als Herren wollen wir kutschieren, unbeirrt durch das Gejammere und Gequietsche der Bedientenseelen; und auch auf dem Weltmeer wollen wir keine Kulidienste mehr thun, sondern das Steuerruder der Herrenyacht ergreifen!

Der Tag ist gekommen, wo das Herz deutscher Nation die aufgespeicherte Kraft nicht mehr in seinen Kammern bergen kann, wo der Herzbengel kracht und der deutsche Lebenssaft siegreich durch die Verkehrsadern der Welt dahinströmt. Es ist ein helles, reines Blut, noch nicht verdorben in der Giftküche des Mammons; möge es hell und rein bleiben, und blank auch der Ehrenschild unserer Gerechtigkeitsliebe, denn ohne ihn ist alles vergossene Blut nur Dünger für faulige Frucht. Das mögen sich jene merken, die etwa leichten Her-

zens bereit wären, aus der Haut der niederdeutſchen Buren kleindeutſche Riemen zu ſchneiden. Man löſcht nicht ungeſtraft das Herdfeuer des Nachbarn aus! Die Engländer haben durch ihre politiſche Verrohung ihren Charakter vergiftet; ſie ſind ſittlich erblindet. Was wir dort ſehen, ſteht faſt auf einer Linie mit den Greueln des Dreyfusprozeſſes. Möge Wotan der Weiſe ſolchem Wahn unter uns wehren, ſeinen Speer ſenken, wenn wir je in wahnwitziger Wildheit uns vermeſſen ſollten, unſeren Nachbarn das heilige Feuer zu ſtehlen!

Anfang Januar 1900.

Burenlehren.

Die erste ist die: daß eine Handvoll germanischer Ansiedler und Einsiedler auf wildfremdem Boden und im Kampfe mit Wilden in wenigen Jahrzehnten es zu einer erstaunlichen Kraft- und Machtentfaltung gebracht hat, welche vor allem auf körperlicher Tüchtigkeit und Gewandtheit aller einzelnen, auf der Stählung der Nerven und Muskeln, auf der Schärfung der Sinne und des Willens, auf einfacher Lebensweise und Enthaltsamkeit beruht. Wäre nicht ihre geradezu künstlerische Handhabung durchaus moderner Schußwaffen, man könnte sich in die Urzeiten der Menschheit versetzt wähnen; sie zeigen den erstaunten Völkern des Erdballes, was für ein ansehnlicher Kerl der Mensch wieder werden kann, wenn er will. Vor diesem Beispiel des kleinen Hirtenvolkes, vor ihrem wundervollen Gottes- und Volksvertrauen zerstiebt das ganze Moderfaß jener Afterweisheit, die der seufzenden Menschheit den Stempel der erblichen Belastung und des unaufhaltsamen Niederganges auf die Stirn drücken möchte.

Die andere Burenlehre ist die: daß Vaterlandsliebe und Begeisterung für Freiheit und Recht ihre Wunderkraft noch nicht verloren haben, daß sie einen an Volkszahl und Reichtum hundertmal überlegenen Gegner niederzwingen,

wenn alle Volkskreise wie ein Mann für ihre heilige Überzeugung Gut und Blut zu opfern bereit sind. So sehen wir die Buren zusammenstehen, Männer, Weiber und Kinder ausnahmslos eingeschworen; da gibt es nur eine Partei, nämlich diejenige der Buren, und keine Hand hebt sich auf zum Verrate, keine Feder und kein Griffel setzt sich in Bewegung, den eisernen Willen des Volksherzens zu verhöhnen oder durch hinterschlächtig zwiespältige Nörgeleien irre zu führen. Eine Lausbubokratie wie bei uns, gibt es bei den Buren nicht; sie könnte nur von ausländischem Gesindel importiert werden und dann würde sie einfach totgeschlagen.

Die dritte Burenlehre ist die: daß wir Deutschen uns in unserer Jugenderziehung mit mancherlei veralteten Dingen herumschleppen, welche die Wehrkraft des Volkes direkt beeinträchtigen. Allen Respekt vor der deutschen Kriegswissenschaft und -Leitung. Aber wenn wir bei den Buren vor allem die außerordentliche Schlagfertigkeit des einzelnen Mannes bewundern und als Grundlage ihrer beispiellosen Kriegstüchtigkeit anerkennen, so müssen wir uns fragen, ob bei uns denn wirklich alles oder auch nur die Hälfte des Rechten geschieht, um unserem Heere annähernd ähnliche Tüchtigkeit des einzelnen Mannes zu sichern. An Disziplin freilich können wir es vielleicht mit den Buren aufnehmen — ich sage nur „vielleicht", weil bei uns das wetterharte Pflichtbewußtsein, die unbedingte Hingabe an den Dienst des Vaterlandes nicht in allen Volksschichten auf gleich starken Füßen steht. Im Verbande — ja; außerhalb des Verbandes — wer weiß?

Die angesichts der modernsten Schußwaffen immer gebieterischer hervortretende Notwendigkeit der aufgelösten Gefechtsordnung und der denkbar größten Treffsicherheit hat eben nicht nur die Ausbildung des einzelnen Mannes, sondern

den einzelnen **Mann** als solchen zur Voraussetzung, hier das Wort Mann doppelt und dreifach unterstrichen. Und da bin ich der Meinung, daß weder mit einer zwei- oder dreijährigen Dienstzeit noch mit dem Blendertum des Einjährigfreiwilligen, noch mit irgend einem verspäteten militärischen Drill das Ideal erreicht wird, das wir Deutschen erreichen können, wenn wir wollen. Das aber geschieht nur durch eine andere, praktischere Jugenderziehung für den Dienst des Vaterlandes, gerade während des Lebensabschnittes, der dem Heeresdienst vorangeht. Anstatt in diesen Entwickelungsjahren unsere Bauernburschen verknöchern, unsere städtische Jugend teils verludern, teils zu halbgelehrten Geisteskrüppeln heranwachsen zu lassen, — anstatt Zwanzigjährige qualvoll auf den Exerzierplätzen herumzuschinden, sorge man lieber, daß der Dienstpflichtige als ganzer Kerl, als „Buer" zu den Fahnen kommt, als findiger beweglicher Reiter und Turner, als brillanter Bajonnettfechter und Schütze, vor allem aber mit einem sicheren militärischen Geiste. Englische Sportpflege allein kann diesen Geist, wie wir gesehen haben, nicht ersetzen.

Auf solche Vorbildung für den Kriegsdienst möge man dann zur Ermunterung für die breitesten Volksschichten Abkürzungen der Dienstzeit gewähren, — nicht aber wie bisher auf eine zweifelhafte Gelehrtenbildung, die zwar dem Offizier gut ansteht, aber für den Soldaten und Unteroffizier ganz entbehrlich, oft sogar hinderlich ist. Der Segen einer solchen bueriſchen Jugenderziehung, den wir in der deutschen Turnerschaft schon seit vierzig Jahren vergebens gefordert haben, wird sich nicht bloß in erhöhter Kriegstüchtigkeit, sondern in der gesamten Lebenshaltung, an Mark und Bein unseres Volkes erweisen; sie wird tausende von Familien glücklicher machen, denn wohin das Strizitum der großen und so-

[illegible]

Burenblut und Britenblut.

Ein gewaltiger Unterschied. Das Burenblut ist sonnig hell, flammender Begeisterung voll, unbezahlbar, weil freiwillig dargebracht von einem für die ureigene Freiheit, für die heimatliche Scholle und die Hausgötter kämpfenden Volke. Wäre es Sitte, einen Tropfen alleredelsten Menschenblutes in Bergkrystall gefaßt als Talisman zu tragen, — alle Völkerschaften der Erde, mit Ausnahme der Briten, würden sich damit schmücken; für Deutsche und Russen, für Franzmänner und Amerikaner wäre dieser Tropfen Burenblut das Wahrzeichen männlichen Erglühens.

Und englisch Blut? Es ist Söldnerblut. Mit Ekel sehen wir, wie unter den zivilisierten Nationen nur eben dieses England sich wehrt gegen den Kriegsdienst aller Freien, wie es sich unter einem Schwall hochmütiger Ansprüche erweist als ein Volk von Blendern. Wenn irgend etwas den wahren Grund der englischen Kriegslust offenbart, so ist es der auch jetzt wieder in schwerster Stunde sieghafte Geist des Krämertums, der sich zwar die Weltherrschaft anmaßt, aber beileibe nicht den Mut besitzt, für den gleißenden Mammon die Söhne der Freien ausnahmslos ins Feld zu stellen. An dieser Lüge messen wir den Wertunterschied zwischen Buren- und Britenblut in dem afrikanischen Raubkrieg: ja wenn es sich um das geheiligte Inselreich selbst handelte, dann wäre

auch die Gentry bereit, das Joch der Blutsteuer auf sich zu nehmen; aber so sind es ja nur Herrschaftsgelüste, Mammon und Prestige, um deren willen man Käuflinge und Dummköpfe nach dem Kap der guten Hoffnung schickt, in der miserablen Hoffnung, ein braves, tugendhaftes Volk von arbeitsamen Kolonisten auszusäckeln. Europa, die ganze Welt durchschaut den gemeinen Handel wie das eigene Hemd — worüber sollen wir uns nun mehr wundern, über die englische Räuberei, oder über die heuchlerische Verwunderung des Hausknecht-Ministeriums, daß der „gerechten Sache" in der nichtenglischen Welt so wenig Verständnis entgegengebracht werde?

Ein sehr vernünftiger Engländer aus der besseren alten Schule sagte mir schon vor einigen Jahren: „Es ist schmerzlich aber wahr — der englische Charakter hat sich verschlechtert." Ich begriff das damals nicht vollkommen; heute zweifelt kein nichtenglischer Mensch mehr daran. Der imperialistische Schnapsrausch hat die ganze Nation ergriffen, die Nüchternen müssen wenigstens so thun, als ob sie gleichfalls besoffen wären, — daher diese blutrünstige Heuchelei würdevoller Entschlossenheit, dieses lächerliche Pochen auf eine Ehre, die hier gar nicht engagiert ist. Denn mit irgend etwas wie „Ehre" haben Raubzüge nichts zu thun; gelingen sie, so siegt einfach das Unrecht, mißlingen sie, so müssen sich die Räuber Strafe und Spott gefallen lassen. Ehrenvoll wäre es für England allein, seinen Irrtum zu bekennen, zu gestehen, daß es sich in den Buren gründlich getäuscht, zu geloben, daß es von abenteuerlichen Raubzügen künftig abstehen und sich auf die Verteidigung seines ohnehin nicht durchweg sauberen Besitzstandes beschränken wolle. Zur Bekräftigung dessen möge es wie andere anständige Nationen die allgemeine Wehrpflicht, den besten Selbstschutz vor gewagten Abenteuern, proklamieren. Ob sie den Mut, die sittliche Kraft dazu haben?

Es ist sehr zweifelhaft. Denn der Alkoholismus verdirbt nicht bloß das Blut, er macht auch das Gehirn schwabbelig und — wie Jesus gesagt hat (Matth. 16, 26; Marc. 8, 36):

„Was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Schön aber wäre es und ein Gewinn der ganzen Welt, wenn für das stolze England bald der Tag käme, an dem es sich nicht mehr zu schämen brauchte. Dann würden wir in ihm wieder die alte Hochburg der Freiheit verehren, und den schlimmen Streich an der Wende des Jahrhunderts wollten wir ihm gerne vergessen. Einstweilen tragen wir als Amulett den Tropfen Burenblut in Bergkrystall gefaßt.

März 1900.

Gelber Weltschmerz.

Die neueste, äußerst giftige und ansteckende Gemütskrankheit der sogenannten (oder vielmehr sich so nennenden) „zivilisierten Nationen. Ihren Ursprung hat sie im Überschwemmungs- und Hungerthale des „Gelben Flusses" genommen, wo sie sich zunächst als Bazillus des Fremdenhasses in den vierhundert Millionen nervenlosen Zöpfen des himmlischen Reiches festsetzte, dann aber, Dank einer sehr komplizierten bakteriellen Um- und Reinkultur, auf die verbündeten Mächte der gesamten nichtchinesischen Welt übertragen wurde. Der „Koch" dieses Bazillus ist noch nicht gefunden, seine ganze Entwicklungsgeschichte ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Gleichwohl fehlt es nicht an Fürwitzigen, die das Thal des gelben Flusses und die chinesischen Zöpfe nur als seinen günstigen Nährboden betrachten, während das Ur-Bakterion selbst als ein hagerer, schwarzer Spaltpilz — Bacillus convertens oder doctor paganorum — geschildert wird, der in einer selbst die Nervenlosen aufregenden Massenhaftigkeit auf dem Seewege aus Europa importiert worden sein soll.

Nun aber hat sich der Giftnickel in den europäischen Gehirnen festgesetzt, wo er als „gelber Weltschmerz" die unglaublichsten psychischen Störungen verursacht. Sogar die biederen Deutschen, die sonst gewohnt sind, den Erscheinungen der Politik und des Völkerlebens mit zoologisch-anthropolog-

ischen oder sonstigen naturwissenschaftlichen Pincetten und in Ermanglung solcher doch mit kulturhistorischen Heugabeln zu Leibe zu gehen, — sogar diese standpunktbeweglichen, auf ihre altruistisch-international-sentimentale Allesbegreiflichkeit stolzen Deutschen sind das Opfer dieser noch nie dagewesenen Krankheit geworden. Aber während die Einen nach Rache schreien, sitzen die Anderen in ihrem Kämmerlein und lesen in der Bibel, wo geschrieben steht: „Mein ist die Rache, spricht der HERR", und noch Andere verlangen, daß man das Resultat der bakteriologischen Untersuchung abwarten und falls die Chinesen den Bazillus oder Kokken doch etwa aus zweiter Hand geerbt hätten, die europäische Provenienz unter das Mikroskop nehmen solle.

Indessen haben wir herrlich Zivilisierten doch alle ohne Ausnahme die Krankheit und müssen — ein jeder nach seiner Gemütsart — zusehen, wie wir der Übelkeit Herr werden. Aber Freude hat kein vernünftiger Mensch daran. Jeder, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, muß sich sagen: durch etwas Quarantäne hier und dort wäre dieser Krankheit vorgebeugt worden! Etwas mehr diplomatische Prophylaxis — vielleicht hätte ein der süßen Tsu-Tsi rechtzeitig appliziertes kaltes Klystier à la Bismarck Wunder gethan! — und jedenfalls nun, nachdem die Seuche ausgebrochen, eine aetiologisch indizierte Therapie, etwas mehr „Chinin". Einen 400-Millionenseelen-Bazillus kann man nicht mit dem Tranchiermesser vertilgen.

Ich weiß nicht „woans un wotau", aber in diesen heißen Khakitagen — früher trugen das Zeug nur die lieben Engländer — habe ich noch mehr als sonst an Bismarck und an die pommerschen Grenadierknochen denken müssen. Zwölf zornige Buddha-Ölgötzen sollen dem in den Bauch fahren, der deshalb an meiner reichsdeutschen Gesinnung zu zweifeln sich

unterstände, aber heraus muß es: die Art und Weise gefällt mir nicht, wie unsere prächtigen Jungens sich für den Argonautenzug nach dem Thale des Gelben Flusses erklärt haben, wo weder ihnen noch uns allen ein goldenes Vließ winkt. An ihrer „Freiwilligkeit" zweifelt kein Ehrlicher. Mag sein, daß es diesmal nicht anders zu machen war, aber für andere Fälle — und sie werden kommen diese Fälle, dafür werden die Ölgötzen aller Länder schon sorgen! — möchte ich die Beteiligung an solchen bakteriologischen Expeditionen an besondere gesetzliche Bestimmungen gebunden wissen, wäre es auch nur mit Rücksicht auf den Geist der York und Scharnhorst und auf die heiligen Elternrechte, die wir uns unter dem schirmenden Dache des deutschen Reiches durch unentwegtes Wohlverhalten erworben haben. Mit anderen Worten: Wir brauchen eine Kolonialarmee und ein Reichswehrgesetz zum Schutze gegen Feinde, welche nicht unsere heimatlichen Herde, sondern nur unsere Interessen in der weiten Welt bedrohen. Allen Respekt vor dem freien Willen unserer kampfesmutigen Jugend; da aber die meisten von ihnen gar nicht wissen, um was es sich handelt, und da sie alle auf die Verteidigung des Vaterlandes eingeschworen sind, welcher allein die allgemeine Wehrpflicht angepaßt ist, so wäre es eben so deutsch als klug und weise, sobald als nur thunlich auf eine gesetzliche Ordnung dieser Erweiterung der nationalen Ziele Bedacht zu nehmen.

Einstweilen freuen wir uns des teutonischen Kriegsmutes unserer schneidigen Chinafahrer und der Unverdorbenheit der deutschen Volksseele, welche mit dem verfluchten gelben Weltschmerz so gut wie mit anderen internationalen Eseleien fertig werden wird. Bange machen gilt nicht! Aber schnell leben wir, jung bleiben muß Jeder, der da mitkommen will. In meiner frühesten Kindheit hörte

ich den Vater über den Zuſammenbruch aller nationalen Hoffnungen nach den Freiheitskriegen klagen, das Hambacher Feſt und Reuters „Feſtungstid“ gaben die Grundſtimmung. Auf Metternich folgte Bismarck, und nun ſind auch des Unvergleichlichen pommerſche Grenadierknochen nur noch eine hiſtoriſche Reminiszenz. Da leſe ich von dem Empfange des deutſchen Vorkommandos in Kufſtein und Innsbruck, in Mailand, in Genua — — ſchäm' dich, alter Invalide, nicht gleich Thränen wiſchen, wenn dir der Herzbengel kracht! Glückliche Fahrt, Kameraden, und auf Wiederſehen!

Juli 1900.

Gefährliches Fallobst.

Eine der allerfaulsten Birnen am Apfelbaum deutscher Kultur ist in jüngster Zeit wiederholt zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden. Katholische Adelige sind es namentlich, die an den Überresten des Duellwesens oder vielmehr -unwesens Ärgernis nehmen. Ich ehre den Mut dieser Männer, die es wagen, einem der kitzlichsten Ornamente ihres Standes zu Leibe zu gehen, auf die Gefahr hin, bei Übelwollenden dem Vorwurfe der Mutlosigkeit zu begegnen, und ich anerkenne und acceptiere aus voller Überzeugung ihre christlichen Motive. Denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der organisierte, feierlich vorbereitete Gegenseitigkeitsmord eine eminent unchristliche Sache ist.

Dennoch birgt die Logik des Duells eine christliche Anweisung. Indem nämlich dem Beleidigten Gelegenheit gegeben wird, sich sogenannte „Genugthuung" zu verschaffen, gewinnt gleichzeitig auch der Beleidiger die neue Chance, seinem Opfer noch Eins zu versetzen, ja, der Kränkung sogar die Vernichtung hinzuzufügen. Dadurch wird das Duell zu einer höchst praktischen Verherrlichung des Wortes: „So Dir Einer einen Streich auf die rechte Wange gibt, so halte ihm auch die linke hin." Man kann daher sagen, das Duell sei eigentlich eine Einrichtung zu Gunsten der Beleidiger, der Raufbolde, und in der That zeigt uns die

Geschichte des Duells (namentlich in Frankreich im 17. Jahrhundert) die wichtige Rolle, welche die Beleidigung als Provokation, als Einleitung zum Waffengang gespielt hat, in welchem dann gewöhnlich der Beleidiger sein Mütchen im Blute des armen Beleidigten gekühlt hat.

Mag heutzutage der ersten Beleidigung auch nur selten das Motiv der Reizung zu grunde liegen (wobei ich von den unschuldigen Studentenmensuren auf Schläger absehe), so ist doch die größere Genugthuung noch immer auf Seiten der Beleidiger. Nach meiner Schätzung geht auch jetzt noch in 65 bis 70 von 100 Fällen der Beleidiger als Sieger aus dem Zweikampf hervor. Und das ist psycho-physiologisch sehr erklärlich. Denn nichts ist natürlicher, als daß die große Masse Derer, die da schroff und schneidig drauflos kränken, dies nur im instinktiven Gefühle überlegener Kraft und Gewandtheit thun; daß hinter der rücksichtslosen Verunglimpfung auch der stärkere Fechter oder Schütze, der kühnere Verächter der Gefahr steht. Ich sage nicht, daß hier überall im Bewußtsein der psycho-physischen Überlegenheit oder gar mit der Absicht der Provokation vorgegangen wird; es genügt schon, daß das Gefühl der Überlegenheit vor dem Austrage mit tödlichen Waffen nicht zurückschrecken läßt.

Das Duell ist daher in gewissem Sinne nicht nur ein Würfelspiel um Tod und Leben, dem sich der Beleidigte aus „Hochachtung" vor seinem Beleidiger aussetzen muß, sondern man kann das Chancenverhältnis der beiden geradezu mit der Spielbank von Monaco vergleichen, nur daß es sich nicht um eine Spiel-, sondern um eine Schlachtbank handelt. Wenn alle Beleidiger sich zu einem Bankverein zusammenthun wollten, so würden sie mit einem Blutagio von 15—20 Prozent abschließen. Um hierin noch eine „Genugthuung" für die bleiche Gemeinde der Beleidigten erblicken zu

können, bedarf es einer anachroniſtiſch-romantiſch-transſcendentalen Begriffsverſchiebung, die nur möglich iſt, wenn man die aus tiefſter Gottesfurcht ſtammenden mittelalterlichen Ordalien auf moderne, an ſich und von Hauſe aus ſchon ganz gottloſe Hackeleien überträgt.

Was ſich etwa ſonſt noch über die innerliche Ungereimtheit und Ungerechtigkeit des Duells vorbringen läßt, das hat Claude Tillier ſeinen prächtigen Onkel Benjamin ſagen laſſen. Nur iſt es nicht wahrſcheinlich, daß heute ein Meiſterfechter ſeinem ſchwachen Gegner den Vorſchlag machen wird, den Ehrenhandel durch eine Schachpartie zu ſchlichten; gilt es doch nach dem Duellkodex als unanſtändig, den Gegner zu ſchonen oder gar in die Luft zu ſchießen.

Indeſſen, wenn es ſich *nur* darum handelte, daß alljährlich ein Dutzend junger Männer aus den bevorzugten Klaſſen ſich gegenſeitig abmurkſen und dadurch namenloſen Schmerz in ihre Familien tragen, dann wäre der Unfug nicht ſo ſchlimm und würde einfach neben den Opfern des Alkohol-, Bergkraxl-, Automobil-, Radfahr- und Rennſports mit den üblichen Phraſen und Augenverdrehungen zu regiſtrieren ſein. Da aber zufälliger Weiſe die vornehme Organiſation des Mordes nicht nur von der Kirche, ſondern auch vom *Staate*, ja ſogar *reichsſtrafgeſetzlich* verboten iſt — und zwar für *alle* Reichsangehörigen und innerhalb der Reichsgrenzen ſich Aufhaltenden *ohne Ausnahme* —, ſo liegt in der eigentümlichen *Sanktion* dieſer Ungeſetzlichkeit eine große Gefahr für Staat und Geſellſchaft. Denn jedes *Hinterpförtchen*, jedes *Nebenrecht*, das von den Machthabern in offenkundiger Auflehnung gegen das Geſetz zugelaſſen wird, trägt nicht nur zur allgemeinen Verwirrung der Rechtsbegriffe bei, ſondern liefert auch den Feinden der beſtehenden Ordnung die beſten Argumente.

Ein würdevoller Ersatz für den außergerichtlichen Austrag von Ehrenhändeln ist leicht zu finden. Wer nicht zum Kadi gehen mag und in den Geldstrafen des Gesetzes keine Genugthuung erblickt, der appelliere an ein Standesehrengericht, zu dem beide Teile ihre zwei oder drei Mann wählen; und man statte diese freien Gerichte mit weitgehenden Befugnissen aus, namentlich auch mit der Ortsverweisung und dem Befehl der feierlichen Abbitte. Wer aber dem Ehrengericht nicht Folge leistet, der wird in Verschiß gethan und verliert die Satisfaktionsfähigkeit. Dann wäre den Beleidigten wirkliche Genugthuung bereitet, und die Beleidiger würden sich nicht mehr auf ihre Psychophysik verlassen, sondern sich's vorher mehrmals „überlegen". Der Einwand, daß mit der Zulassung solcher Standesehrengerichte gegen das allgemeine Recht verstoßen werde, ist nicht stichhaltig. Schon jetzt haben zahlreiche Vereinigungen (Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten ꝛc.) ähnliche Aufgaben übernommen; den ordentlichen Gerichten selbst aber geschieht der größte Gefallen, wenn ihnen Beleidigungsprozesse abgenommen werden. Man vergesse auch nicht, daß der ordentliche Richter keine Abbitte erzwingen kann.

Aber so, wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen. Die Einbuße an Autorität und gutem Glauben ist zu groß. Kann man sich absolut nicht vom Duell trennen, so beseitige man lieber das strafrechtliche Verbot. Eher noch der Menschlichkeit neue Wunden, als dem Rechtsvertrauen ein Schnippchen schlagen. Heute werden durch jede Zeitungsmeldung von einem neuen Duellmord Millionen von Verwünschungen und M.-Beleidigungen entfesselt. Darum habe ich diesen Artikel „Gefährliches Fallobst" betitelt.

September 1901.

Rom und das Deutsche.

Man liest und hört nicht selten die Behauptung, daß Bismarck mit der Einleitung des Kulturkampfes einen großen und unbedingten politischen Fehler begangen habe. Aber der Fehler war nur bedingt. In der Rechnung war der Faktor des allgemeinen direkten Wahlrechts außer Acht geblieben, was allerdings auffallend genug ist, da Bismarck selbst dessen Vater war. Zu seiner Entschuldigung kann man anführen, daß die politische Macht, welche der katholische Seelenhirte kraft der Bindung über seine Herde zu erringen vermag, dem protestantisch denkenden Staatsmann nicht genügend bekannt, und daß zu Ende der 60er Jahre dieser politische Einfluß Roms in Deutschland noch nicht entfaltet, oder doch noch nicht „organisiert" war. Ob er überhaupt nicht entfaltet worden wäre ohne den Kulturkampf, bezweifle ich; denn es ist kaum denkbar, daß die günstige Konstellation, welche der ecclesia militans durch das deutsche Wahlrecht geboten war, seitens eines so klugen Interessenten unbenutzt geblieben wäre. Herr Dr. Lieber hat es ja in Bonn ganz offen gesagt, daß Rom die wohlwollende Konnivenz Wilhelm's IV. auszunutzen verstanden habe. Ich glaube vielmehr, daß wir auch ohne Kulturkampf zu einer gleich umfassenden Mobilisierung der klerikalen Normalmenschen in Deutschland gekommen wären, wie

wir eine solche der Sozialisten, der Agrarier und der Schutzzöllner erlebt haben.

Ja es scheint, daß die Entfaltung demagogischer Einflüsse von dem Augenblicke ab in Rom geplant gewesen ist, wo man — es war um Sadowa — mit einer deutschen Hegemonie des protestantischen Preußen rechnen mußte. Aber man glaubte, der sehr umständlichen, um 1866 (ohne das allgemeine direkte Wahlrecht) noch zweifelhaften inneren Mission eine rascheren und größeren Erfolg verheißende, äußere Aktion vorausschicken zu können, und so entstand 1870 die politische Kombination: Unfehlbarkeit und revanche pour Sadowa, ein groß und weit angelegter Plan, dessen klägliches Mißlingen, insoweit er die deutsche Frage betraf, den Spiritus rector in Rom zunächst aus Rand und Band brachte, dann aber zu einer um so energerischen Sammlung der parlamentarischen Hilfstruppen anspornte. Wer gegenüber diesem sehr durchsichtigen Gang der politischen Thatsachen noch immer behauptet, Bismarck und nicht Rom sei der intellektuelle Urheber des Kulturkampfes gewesen, der ist entweder dumm oder schlecht.

Auch das wird kein zugleich Ehrlicher und Einsichtsvoller leugnen, daß die Hochmögenden der Papstkirche nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen alles Deutschtum einen tiefen, kaum verhohlenen Groll hegen. In Rom wittert man hinter jedem Deutschen einen unsicheren Kantonisten, der sich möglicherweise einmal erfrechen könnte, über kirchliche Dinge eine eigene Meinung zu hegen. Wir Deutschen Alle, auch die Katholiken, auch die Herren Lueger und Roeren (diese allerdings fast ohne Grund!) sind in den Augen Rom's suspekt! Nur so läßt sich die konsequente Vernachlässigung — hier stiefmütterliche Behandlung, dort geradezu Verfolgung — alles Deutschtums

und die Begünſtigung des Polniſchen, Czechiſchen, Magyariſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen erklären. Der erſte beſte kroatiſche Mauſefallenhändler iſt Rom lieber als alle katholiſchen Philoſophen und Theologen deutſcher Zunge zuſammengenommen! Der innerſte Kern des tiefgehenden Zwieſpaltes iſt nicht die Frage „ob römiſch oder proteſtantiſch," ſondern der Gegenſatz zwiſchen dem römiſchen und deutſchen Geiſte. Und wenn es — worauf ja auch in höchſten Kreiſen Deutſchlands ganz offenkundig hingearbeitet wird — ſelbſt gelänge, unter dem tolerant klingenden Titel der „Wiedervereinigung der Konfeſſionen", oder durch minder harmloſe Gegenreformation den kirchlichen Proteſtantismus zu Falle zu bringen, ſo bliebe immer noch die deutſche Sprache der Goethe und Schiller, der Luther und Bismarck, der Kant und Feuerbach, die nach Möglichkeit zu „entdeutſchen", zu entmannen und **von den ſlaviſchen und romaniſchen Grenzgebieten her konzentriſch auszurotten** wäre. Die **deutſche Sprache**, wie ſie ſich nicht nur ſeit, ſondern ſchon lange vor Luther zu einem Flammenſchwerte der Denkfreiheit und des Bekennermutes entwickelt hat, — ſie iſt in den Augen Roms das instrumentum diaboli, mit deſſen Beſeitigung ſo mancher römiſche Schmerz zur Ruhe, ſo manches geſtörte Herrſchaftsgelüſte zur definitiven Anerkennung kommen würde.

Dieſer fromme Wunſch zieht ſich als „ſchwarzer Faden" durch den ganzen öſterreichiſchen Jammer, aber auch durch die deutſche Politik der Römlinge und ihrer blinden Hilfstruppen. Zum Zwecke der Entproteſtantiſierung, der Entdeutſchung, der Sprachabtötung werden nun zum xten Male auch wieder die Jeſuiten herbeigerufen. Eigentlich haben wir ſie ja immer gehabt. Sie gehen leibhaftig unter uns herum, und das Collegium Germanicum (ein lucus a non lucendo!) in Rom

und die Stella matutina in Feldkirch versorgen die Höfe, die höhere „Gesellschaft" sowie alle klerikal angehauchten Kreise Deutschlands mit dem nötigen schwarzen Sauerteig. Daher hat es ja einen Schein von Berechtigung, wenn auch die Demokraten für die Aufhebung des Jesuitenverbotes stimmen, und wenn auch außerhalb des Zentrums die Meinung besteht, daß die Jesuiten den klerikalen Kohl nicht fett machen. Aber zwischen Jesuitenbummel und Jesuitenniederlassungen ist doch ein gewaltiger Unterschied, etwa so wie Napoleon I. von gewissen Parasiten gesagt hat: sie zu haben ist keine Schande, wohl aber sie zu behalten.

Ich gehe aber noch weiter und sage: jede organisierte, staatlich geduldete Feindseligkeit gegen die deutsche Sprache ist eine Schande nicht nur für das deutsche Volk, sondern für jeden Staat, der an der Erhaltung des Deutschen ein Lebensinteresse hat. Eine Schande, sage ich, nicht bloß eine Dummheit und Schändlichkeit, denn Volk und Staat sollen männlich denken und sich nicht entmannen lassen. Gekrönte oder ungekrönte Weiber mögen sich mit den deutschfeindlichen Kutten nach ihrer Weise abfinden, für deutsche Männer aber ist jedes derartige Entmannungs-Kompromiß schmachvoll.

Oktober 1910.

Ein Reservatrecht in Gefahr!

Die Zierde der bayerischen Abgeordnetenkammer und infolgedessen auch des Bamberger Domkapitels, unser lieber, alter Redaktionsfreund Dr. Schädler schreibt uns:

Teure Jugend!

Wiederum streckt sich die preußische Kralle gierig nach einem unserer heiligsten Güter aus, wieder will man uns eines unserer wertvollen Reservatrechte tückisch aus der Nase ziehen: Das preußische Kultusministerium hat die allgemeine Einführung des hundertteiligen Celsiusthermometers dekretiert und verbannt künftig von allen öffentlichen Orten das Thermometer nach Réaumur! Und schon wurden natürlich Stimmen laut, daß wir in Bayern diese Thermometer-Konvertierung mitmachen sollen. Aber da wird nichts daraus! Da sind wir auch noch da! Wie: unseren alten, ehrlichen, liebgewordenen Réaumur sollen wir uns nehmen lassen, um dafür den windigen preußischen Celsius einzutauschen? Das bedeutet eine Verschlechterung der Temperatur um 20 Prozent! Früher hat man bei 15° ein warmes Zimmer gehabt — in Zukunft werden wir bei 15° einfach zähneklappern vor Kälte. Populär gesprochen: bis jetzt konnten wir in Bayern es uns leisten, die lange Wurst der Wärmegrade vom Eispunkt bis zum Sieden in achtzig Stücke zu schneiden; nach dem Vorgange des hungrigen Preußens sollen in Zukunft 100 Stücke

daraus gemacht werden, natürlich entsprechend kleinere. Nein, und abermals nein! Wir sind auch hell genug, um den Grund der frivolen Zumutung einzusehen, einen Grund, der eine schwere Gefährdung unseres religiösen Friedens, der Parität in Bayern, im Gefolge hat: Das protestantische Celsiusthermometer — sein Erfinder war ein Landsmann des ketzerischen Gustav Adolf! — wird mobil gemacht gegen den spezifisch katholischen Réaumur! Das ist wieder ein Glied in der langen Kette sogenannter Fortschritte der Wissenschaft, welche sich gegen unseren Glauben richten: Den materialistischen Celsius der liberalen Weltanschauung wollen die Preußenheuchler in Bayern einführen statt des tiefsinnigen und glaubenstreuen Réaumur unserer Väter! Man braucht nicht sehr scharfsichtig zu sein, um hinter dieser Machenschaft die teuflische Fratze der Freimaurerei zu erblicken! Und außerdem will man uns mit dem Réaumur wieder eine der festesten Stützen der bayerischen Selbständigkeit entreißen, uns auf das Niveau willenlosen Vasallentums herabdrücken. Dagegen wehren wir uns mit Händen und Füßen, und wenn uns auch der saubere Professor Seydel vielleicht Stumpfsinn oder Diätengier dafür vorwirft, verlangen wir eventuell eine Extra-Session des Landtags für diesen Fall! Und wenn künftig im Reichstage wieder eine Armee- oder Marinevorlage zur Sprache kommt, werden die bayerischen Centrumsabgeordneten schon die Antwort auf den neuesten preußischen Uebergriff zu geben wissen!

Heil und Sieg!

Ihr alter Spezi

Doktor Schädler.

Gutenberg und Schwarz.

Wir haben Gutenberg gefeiert, aber in Wirklichkeit war es die Mobilisierung des abendländischen Freigeistes, welcher die Feste galten. Daß es auch eine Schwarzkunst und Buchstaben gibt, die der Erstarrung und Verdummung des Geistes gute Dienste leisten, wurde nur schüchtern angedeutet. In dieser Beziehung war der „Druckfehlerteufel" in der Gutenbergnummer der „Jugend" mehr als ein bloßer Scherz: er ist der leibhaftige Schalk, der den Fortschritt am gehen hindert. Und ein zeitgemäßer Blick in die Schwarzkunst der Chinesen könnte uns zeigen, wie auch die kunstvollste Buchstabenbeweglichkeit nichts nützt, wenn es an der Beweglichkeit der Sprache und des Geistes fehlt. Hier müssen also die beutelüsternen Europäer andere Minen springen lassen, andere Witze ersinnen, als das vielgepriesene abendländische Rezept Gutenbergs. Das himmlische Reich ist ein Koloß mit himmlischer Geduld, den man ohne Rücksicht auf sein himmlisches Ruhebedürfnis in Aufregung gebracht hat, wie der Nichtimker durch kindische Bewegungen einen Bienenschwarm auf sich zieht. Denn das muß doch jeder Vernünftige einsehen, daß bei einiger Rücksicht auf die Logik der chinesischen Kultur die hirnlosen Metzeleien von heute zu vermeiden gewesen wären, ebenso wie die Metzelei in Südafrika! Man hätte die Chinesen, die im Grunde nicht bösartig sind, „gut chinesisch" be-

handeln, man hätte namentlich ihre Götter, ihren Aberglauben in Ruhe lassen sollen. Und auch hier ist es nicht das Christentum, das sie aufgebracht hat, sondern das heuchlerische Renegatentum; die europäische Zollverwaltung haben sie sich dagegen ruhig gefallen lassen. Nun ist der Teufel los, und die europäische Diplomatie ist trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit ahnungslos in eine noch nie dagewesene Patsche geraten — der Maulwurf im Bienenkorb! Das kommt daher, weil man die eigentlichen Kenner der chinesischen Volksseele nie um Rat gefragt hat. Den „guten" Rat erteilen eben meistens Solche, die von der Beweglichkeit des Alphabets einen einseitigen und willkürlichen Gebrauch machen. Man sieht, nicht nur der chinesische Literaturgott ist ein unsicherer Kumpan, und so schön auch die Einladungen zu den Friedenskonferenzen gedruckt werden, — schließlich kommt alles auf den europäischen Polizeiverstand und die Kanonen an. Gegen den seligen Berthold Schwarz ist und bleibt unser braver Gutenberg doch nur ein armer Waisenknabe.

Juli 1900.

Zentrum, Flaggenknopf und Metazentrum — wie reimt sich das zusammen?

(Ein parlamentarischer Trinkspruch, ausgebracht mit Jesuitengarten.)

Im königlich bayrischen Abgeordnetenhause hat Herr Dr. v. Daller gesagt, drei Sozialdemokraten seien ihm lieber als fünf Liberale; worauf Herr Dr. Casselmann erklärte: „Mir ist ein Sozialdemokrat lieber als das ganze Zentrum." Wir gehen — unter Preisgabe des einen Sozialdemokraten — noch weiter und sagen: Das ganze Zentrum kann uns gestohlen werden! (Natürlich nur als politische Partei der Volksverdummung, der Freiheitsbefehdung und der klerikalen Ausbeutung, denn die einzelnen Abgeordneten sind ja, rein physikalisch betrachtet, ganz gesunde Knaben.) Ja, wir gehen noch weiter und sagen: Den ehrlichen Taucher, der uns das gestohlene Zentrum wieder bringen wollte, würden wir zur Strafe so lange in den schwarzen Schlund tauchen lassen, bis er alle Gelüste, das Gestohlene zurückzubringen, feierlich widerriefe. Das Deutsche Reich ohne römisches Zentrum — der Gedanke ist so sinnberückend und köstlich, daß schon die bloße petitio principii für so manche Wohlthat entschädigt, die wir jener Partei verdanken und die wir in unserer grenzenlosen Undankbarkeit — es sei nur an die Lex Heinze erinnert! — als teuflische Attentate auf die deutsche Gewissensfreiheit zum Teufel gewünscht haben. Wie sagte

doch der olle ehrliche Seekapitän, als Se. Majestät der Kaiser ihn um Aufklärung über das Metazentrum ersuchte? Das sei ein Geheimnis, sagte er, nur soviel könne er sagen, daß, wenn das Metazentrum im Flaggenknopf läge, das Schiff umfallen würde. So ist es auch mit dem „Zentrum" der Herren Daller, Lieber u. s. w., — so lange der Schwerpunkt des Wasserkopfes vom idealen Lot (d. i. dem Goethebund) unter dem kaiserlich deutschen Spiegel geschnitten wird, kann das Schiff seinen Kurs zur Not verfolgen. Darum sorge man in Berlin dafür, daß der Flaggenknopf nicht in allzu nahe Berührung mit dem Zentrum komme, sonst tritt der Fall des Schiffsumfalls ein und dann ist Zentrum nicht nur Trumpf, sondern am Trümpfsten, und unsere mit hehren Idealen schwer beladene Kaiseryacht kann zusehen, wie sie sich als Wrack unter dem Kommando des „Fliegenden Schwarzen Aujust" im Schwarzen Meere amüsiert, dort, wo es am Schwärzesten. Es lebe der zentrumsfreie Flaggenknopf — Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Dezember 1901.

Falsche Karten.

Wer jetzt noch nicht klar sieht, der ist entweder ein Esel, oder er will nicht. Der österreichische Hexenmeister, Herr von Koerber, hat es zu stande gebracht, daß Deutsche und Czechen endlich einmal sich vertragen. Aber Herr v. Koerber will nicht gegen die Deutschen, so wenig wie gegen die Czechen, regieren, und er hat es abgelehnt, als Polizeibüttel gegen die „Los von Rom"-Bewegung einzuschreiten, solange sie auf gesetzlichem Boden bleibe; er hat diese Bewegung auf politische Motive zurückgeführt und hat es durchblicken lassen, daß Rom, wenn es nur will, jene Bewegung mit einem einzigen deutschfreundlichen Worte aus der Welt schaffen kann, — und siehe, da fällt sofort die Berliner „Germania", die alte Jesuitenschwiegermutter, über den österreichischen Minister her, als ob es sich um ein Attentat auf ihre Jungfernschaft handelte!

Ja gewiß, die „Los von Rom"-Bewegung ist nur ein schwaches Echo auf die deutschfeindliche und darum auch österreichfeindliche Politik der Jesuiten; die ganze „Los von Rom"-Bewegung — das weiß die „Germania" noch viel besser als wir — würde nicht existieren, wenn Rom sich einfach um das Seelenheil seiner österreichischen Schäflein gekümmert, und nicht eine in ihren Endzielen geradezu verwegene Politik unternommen, ein mehr als unchristliches,

nämlich verbrecherisches Spiel mit den Nationalitäten Oesterreichs und mit diesem Staate selbst getrieben hätte.

Deutsche, macht die Augen auf! Es kommt nicht alle Tage vor, daß sich die Ultraschwarzen in ihrer Wut so weit vergessen, daß sie ihre falschen Karten mit geballter Faust auf den Tisch hinhauen. Merkt Euch das: sie haben weder für die Deutschen, noch für die Czechen, weder für Österreich, noch für das Deutsche Reich ein Herz oder auch nur eine Regung des Mitleids oder der Gerechtigkeit, — nein, das Alles ist ihnen gleichgiltig: Rom, d. h. das von den Jesuiten beherrschte Rom, braucht einen jesuitisch-katholischen Sprengstaat, so eine Art Ostspanien zwischen dem orthodoxen Rußland und dem bekenntnis-freiheitlich denkenden Deutschland — und da die österreichischen Slaven sich hiezu besser „verwenden" lassen, als die Deutschen, so muß es ein slavischer Staat sein, so müssen die um ihre Sprache kämpfenden Deutschen zu Gunsten der Slaven an die Wand gedrückt, um ihre alten Rechte betrogen und, weil sie sich nicht gutwillig fügen, als Rebellen und Landesverräter verleumdet werden. Es ist ein systematisch organisiertes, abgefeimtes Falschspiel mit allen möglichen Listen und scheinheiligen Entrüstungen, bei dem sich die Jesuitenzöglinge aller Grade und beiderlei Geschlechts brüderlich und verständnisinnig die Hände reichen. Ob dabei Oesterreich als solches in die Brüche geht, das ist den schwarzen Gesellen ganz einerlei.

Aber es handelt sich nicht bloß um Österreich, auch wir heraußen im Reiche haben allen Grund, den Falschspielern auf die Finger zu sehen. Denn die Wühlarbeit in Österreich ist nur die Einleitung zu größeren Plänen und einst, vielleicht sehr bald, wird kommen der Tag, wo das jesuitische Rom auch uns seine Krallen zeigen wird, wo es offenbar werden wird, daß weite katholische Kreise, die heute noch dem genas-

führten Zentrum zugethan ſind, über die wahren Ziele Jeſuitenroms getäuſcht wurden. Vielleicht aber wird dann dieſes Jeſuitenrom eine abermalige, eine noch größere Enttäuſchung erleben, als im Jahre 1870, und vielleicht — aber es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich — wird die römiſche Kirche dann endlich begreifen, daß ſie als Sklavin des Jeſuitismus ebenſo ſicher dem Untergang entgegengeht, wie die unglücklichen Staaten, die ſich die Herrſchaft dieſer Finſterlinge durch Jahrhunderte gefallen ließen.

Juli 1901.

Sollen wir sie hereinlassen?

Für die geschworenen Feinde der Freiheit wird Einlaß im Namen der Freiheit verlangt — und die Parteien, die lieber auf das tägliche Brot als auf die Freiheit verzichten zu können vorgeben, sie wollen den größten Feinden ihres Ideals das Hausrecht gewähren, obschon sie genau wissen, daß dann ein erbitterter Kampf nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf politischem und sozialem Gebiete, ein Kulturkampf entbrennen wird, mit dem verglichen der 1872er nur ein harmloses Gabelfrühstück war. So verrückt steht die Jesuitenfrage bei uns! Da man im Reichstage sich scheut, das Kind beim rechten Namen zu nennen, so will ich's sagen: Wer die Freiheit liebt und will die Jesuiten doch hereinlassen, der leidet schon an politischer Gehirnerweichung. Für diese einfältige Schnapsidee können sich nur die traurigsten Aftermieter des Liberalismus erwärmen.

Freilich die Sozialdemokraten schlagen mit ihrer Jesuitenklappe zwei Freiheitsfliegen. Die eine heißt: „kein Ausnahmegesetz," die andre: „Maulwurf ist Trumpf". Kann man sich zur Unterminierung des bürgerlichen Staates bessere Vor- und Mitarbeiter wünschen als die Jesuiten? Wo gedeihen Revolution und Anarchie schöner als in Spanien, dem Mutterlande der Inquisition?

Die Stellungnahme des Zentrums und der Ultramontanen überhaupt ist bedeutungslos. Sie müssen sozusagen „anstandshalber" jesuitenfreundliche Beschlüsse fassen, so lange Rom selbst jesuitenfreundlich ist; sie gehen mit dem Papste durch Dick und Dünn, auch gegen die Jesuiten, wenn diese in Rom gerade nicht hoffähig sind. Trägt doch sogar ihre Wissenschaft den Stempel der Gesinnungsfolge. Was auf dieser Seite von „Freiheit" gefabelt wird, ist lächerlich; siehe Lex Heinze. Im Grunde ihres Herzens aber haben alle, wenigstens alle friedliebenden Katholiken Deutschlands die größten Manschetten vor der S. J., namentlich die höhere Geistlichkeit. Denn die Bischöfe haben unter der Gewaltthätigkeit und Intriguenkunst der Jesuiten ebenso zu leiden, wie die weltlichen Herrscher. Als vor vielen Jahren ein berühmter süddeutscher König seinem Minister die Absicht kundgab, die Jesuiten wieder „hereinzulassen", antwortete dieser: „Dann darf man Majestät zu den Mitregenten gratulieren." Das ärgerte den König, der Minister fiel in mehrtägige Ungnade, aber die Jesuiten blieben draußen. Jeder Bischof, der noch etwas auf sich hält, würde ebenso handeln, wenn er dürfte.

Die Sache hat gegenwärtig aber noch eine ganz besondere, hochnotpeinlich politische Bedeutung. Den jesuitischen Plan, die österreichischen Slaven (samt den preußischen Polen!) als Sturmbock gegen das Deutsche Reich zu benutzen, habe ich in der „Jugend" (vgl. oben S. 399) dargelegt. Die systematische Zurücksetzung des Deutschtums in allen Gebietsteilen, welche den Sprengstaat bilden sollen, die verdächtige Haltung der jesuitisch erzogenen und beeinflußten hohen Gesellschaftskreise, die panslavistisch-französische Verbrüderung in Prag, das Quartett Ugron-Rimler-Rieger-Delcassé und andere Symptome lassen an der Existenz des Planes keinen Zweifel

aufkommen. Und nun sollen wir die gefährlichen Ränkeschmiede gar selber einladen, sich doch gefälligst unter uns niederzulassen! Wir haben 76 katholische Prinzen und Prinzessinnen im Deutschen Reiche, außerdem eine sehr große Zahl katholischer Hochtories. In diesen, schon jetzt genügend „vorbereiteten" Kreisen würde zunächst der Hebel angesetzt, um in Berlin einen — „letzten Versuch" zu machen. Gelingt es, in absehbarer Zeit der offiziellen Gegenreformation oder, wie man sich ironisch ausdrückt, der „Wiedervereinigung der Konfessionen" die Wege zu ebnen, dann wird uns vielleicht die Fortexistenz des Reiches gnädigst zugebilligt; wenn nicht, dann — Blitz und Donner aus dem schwarzen Gewölk, Hunneneinfall und Kreuzzug wider den verdammten Dickkopf von Michel!

Die dritte Möglichkeit wage ich kaum anzudeuten. Es wäre der weise, ach allzuweise, unabänderliche Entschluß der Papstkirche, die Jesuiten samt dem Jesuitismus gründlich und für ewige Zeiten aus der Welt zu schaffen, sich mit dem freiwilligen Seelenheil ihrer Schutzbefohlenen zu begnügen und die Ausbreitung der Kirche lediglich auf Worte und Werke der Liebe zu gründen. Der Plan wäre so verlockend und das deutsche Gemüt bestechend, daß, wenn mir, den kirchlichen Drang vorausgesetzt, die Wahl zwischen einem nichtjesuitischen Papst und etwa Herrn Stöcker gestellt wäre, ich vermutlich zehnmal lieber päpstlich als stöckerisch werden möchte.

Man sieht, es gibt noch Schwärmer, die in ihrem deutschen Ehrlichkeitsdusel eine gründliche Umwandlung des jesuitischen in ein christliches Rom immerhin für denkbar halten. Von gewiegten Kennern freilich wird diese Glaubensseligkeit belächelt: nicht nur der geschichtliche Aufbau der römischen Hierarchie, so sagen sie, sondern vor allem auch die fast ausschließliche Herrschaft der Italiener in der Verwaltung

der Papstkirche werde andere als romanisch-orientalische, sagen wir gleich: jüdisch-hoheprieſterliche Auffassungen des Kirchenregiments niemals aufkommen lassen. Und wenn man dann den Schwarzsehern die häufigen Verbote und Verwünschungen entgegenhält, welche die S. J. im Laufe der Zeiten doch seitens unfehlbarer Päpste, vieler Bischöfe und vieler Tausende ehrenwerter Geistlicher erfahren hat, so wird einem erwidert, daß gerade jene Verbote und ihre Wiederaufhebungen beweisen, daß der Jesuitismus eine das ganze römische System verseuchende, unheilbare erbliche Krankheit sei, vor der „wir anderen" uns nicht durch Sympathiemittel, sondern nur durch eine strenge Quarantaine und erprobte Hausmittel schützen können. Nun, wir können ja das Eine thun, ohne das Andre zu lassen: Wir halten uns an die Jesuitenverbote, welche die Päpste selber erlassen haben, und wollen hoffen, daß es der Papstkirche noch einmal gelingen werde, sich ihrer Peiniger und Unheilstifter für immer zu entledigen, — oder vielmehr es zu verhindern, daß immer auf's neue hoffnungsvolle, begabte junge Menschen durch jesuitische Erziehung verblendet und ins Verderben gezogen werden.

Denn wahrlich, nicht Haß ist es, der mich beim Anblick dieser armen heimatlosen Männer erfüllt, nein, ich bemitleide sie aus tiefster Seele. Wie viele edle Geister wurden hier durch suggerierte Selbstverstümmelung zerstört! Sie glauben im Lichte zu wandeln und sind doch Wandler der schwärzesten Nacht, unselige Knechte der Finsternis, gemieden und gefürchtet von allen Freien. Mögen sie noch so fest überzeugt sein von ihrem Rechte auf unsere Seelen, auf die Unterdrückung der Denk-, Gewissens- und Bekenntnisfreiheit ihrer Mitmenschen, — am Tage des jüngsten Gerichtes werden sie doch eine sehr traurige Rolle spielen. Sie werden dann erfahren, daß ihre thörichten Machtansprüche auf Anmaßung

und Trugschlüssen, auf einem künstlich großgezogenen geistigen Defekt beruhten, daß ihr spezifisches Wirken und Weben und namentlich ihr politisches Intriguenspiel geradezu ein Hohn auf Jesu Christi Lehre war, und es wird ihnen der einzige Trost bleiben, die Menschheit zur steten Wachsamkeit über ihr höchstes Gut angestachelt zu haben, — über die Freiheit der Wege zu Gott. Dort finden wir uns alle zusammen, und dann wird auch unseren entgleisten Brüdern vergeben werden, was sie aus Unverstand in dieser Zeitlichkeit an uns verbrochen haben.

September 1901.

Pfähle im Fleisch.

Der deutsche Köhlerglaube an die Idealisierung Roms fordert immer neue Opfer. Auf die Reichsdeutschen Döllinger, Kraus und Schell folgen nun die Östreicher Erhard und Wahrmund, und andere werden ihnen folgen, ohne daß sich an den römischen Maximen das Geringste ändern wird. Diese Maximen beruhen ebenso wie jener Köhlerglaube auf einem unumgänglichen Zwang, den man, wie ich glaube, nur aus rassenpsychologischen Erwägungen begreifen kann.

Daß das Streben nach Befreiung des Geistes aus der Pfaffensklaverei ein spezifisch germanisches Erbteil ist, bedarf wohl kaum eingehender Begründung. Fast alle reformatorischen Gedanken seit der Erstarrung Christi tragen den Stempel deutscher Ehrlichkeit und Gerechtigkeitsliebe; was in dieser Hinsicht unter romanischer Flagge segelt, möchte ich ausnahmslos auf germanische Abstammungen und Suggestionen zurückführen. Wo dennoch derlei „blonde" Einflüsse nicht nachzuweisen oder anzunehmen sind, dürfen wir vielmehr an politische und soziale Motive, als an solche rein freigeistiger Überzeugung und seliger Bekennerfreudigkeit denken. Auch Savonarola war ein Pfaffe.

Aber wie ist es zu erklären, daß in den spezifisch romanischen Völkern (zu denen die Franzosen nur teilweise gehören) nicht nur die reformatorischen Gedanken keinen tieferen

Boden gewinnen können, sondern daß hier, in Italien und Spanien, das Pfaffentum selber immer mehr verknöchert? Wie kommt es, daß in diesen Ländern trotz aller Beweglichkeit auf politischen und wissenschaftlichen Gebieten in den großen und mächtigen geistlichen Körperschaften die religiösen Bedürfnisse und Gedanken anderer Völker keinem auch noch so kühlen Verständnis, geschweige denn christlicher Teilnahme begegnen?

Nun, ich finde den Grund im Rassencharakter. Es ist kein Zufall, daß sich das höhere Bonzentum jener Länder vorwiegend aus den schwärzesten, waschächtesten Vertretern des reinen Romanentums rekrutiert. In diesen zum Teil fein geschnittenen Köpfen hat das Mitleid mit der Gewissensfreiheit Anderer keinen Raum; ja, nicht einmal die Sorge um die eigene Denkehrlichkeit verursacht ihnen Pein, da bei ihnen alle ererbten Merksysteme einen hierarchisch-theokratischen Einschlag haben. Wessen dieser durch die römische Weltherrschaft hindurchgegangene und durch allerlei Inzucht magnetisierte Typus fähig ist, haben wir an den beiden Napoleons gesehen. Hier war die Steigerung des Herrscheregoismus bis zur Selbstvernichtung latentes Lebensprinzip. Aus diesem Holze ist, mit wenigen Ausnahmen, der gesamte römische Episkopat geschnitten. Die Leute können gar nicht anders sein, als sie sind; dazu noch die jesuitische Erziehung, die wiederum nur eine Reinkultur spezifisch romanischen Geistes ist, — und es gehört eben die ganze Uferlosigkeit des deutschen Idealismus dazu, um hier ernstlich an einen Regimewechsel oder auch nur Regiewechsel glauben zu können.

Wer glaubt daran? Es sind die Unglücklichen, die sich infolge bedauerlicher Jugendverirrung dem römischen System angelobt hatten, und nun, da ihnen mit der Vertiefung ihrer Einsichten das germanische Gewissen zu pochen beginnt, einen Teil ihrer Entgleisung wieder gut machen möchten. Allen

Reſpekt vor dieſen Männern, aber all ihr Scharfſinn, all ihre Ehrlichkeit wird an dem rocher de bronze der römiſchen Köpfe zerſchellen.

Dennoch haben die im Schoße der römiſchen Kirche ſich regenden Bekenner eine gewiſſe politiſche Bedeutung, namentlich in Öſterreich; aber nur dann, wenn es ihnen gelingt, den Wächtern des Staatswohles die Augen zu öffnen. Wie „vorausſetzungslos“ in dieſer Beziehung die berühmte Rede des Innsbruckers Profeſſors Wahrmund geweſen iſt, wiſſen wir nun aus dem Munde des Unterrichtsminiſters v. Hartel. Man will keinerlei Bewegung, weder „Los von Rom“ noch im Schoß von Rom. Professor taceat in ecclesia! Es iſt ſchön und erquickend, dann und wann ſolche Exploſionen des deutſchen Geiſtes zu erleben, ſie gemahnen uns, daß dem römiſchen Geiſte nur mit Freimut und Feſtigkeit zu begegnen iſt. Sie hören ſich wie Böllerſchüſſe zur Begrüßung eines feſtlichen Tages an, jedoch die großen Befreiungsſchlachten werden mit dem Donner des groben Geſchützes eröffnet. Die Kanonen ſind beiderſeits geladen.

März 1902.

Ultramontane Embryologie.

Max Lorenz hat in Nr. 17 des „Tag“ (1903) eine Lanze für die Superiorität des Katholizismus gegenüber der Wissenschaft eingelegt. Zwischen diesen beiden könne gar nicht die Frage zum Austrag gebracht werden, wer die „Wahrheit“, die wirkliche Wahrheit lehre; die Entscheidung hänge letzten Endes davon ab, wer über die Seelen der Menschen Macht gewinne, und je nachdem, von welcher Macht die Seelen erobert seien, machen die Menschen sich dann ihre „Wissenschaft“.

In diesen und ähnlichen Ausführungen steckt ein tiefer Sinn, nämlich der, daß wir einer zunehmenden Verwilderung des grundlegenden Denkens verfallen. Von der an sich richtigen Thatsache ausgehend, daß die Wissenschaft nicht den Anspruch erheben könne, unfehlbare, unabänderliche Werte zu schaffen, kommt Lorenz zu dem Satze: „Eine voraussetzungslose Forschung gibt es nicht!“ — Daß aber hier überall nur vom Willen zur Voraussetzungslosigkeit die Rede sein sollte, das wird von ihm wie so vielen anderen übersehen. Dieser „gute Wille“ muß ein unbegrenzter, ein durch keinerlei konfessionelle Satzungen und Vorurteile eingeschränkter sein, wenn von „reiner“ Wissenschaft auch nur entfernt die Rede sein soll.

Nehmen wir z. B. die Embryologie, eine der allerneuesten und sieghaftesten Wissenschaften. Da lese ich eben einige Sätze aus der „Marienverehrung" des Redemptoristenpaters Georg Freund, die 1901 in dritter Auflage von der Alphonsus-Buchhandlung in Münster herausgegeben wurde. Auf Seite 58 heißt es: „Maria hatte schon den freien Gebrauch des Verstandes, bevor sie das Licht der Welt erblickte, im Schoß ihrer Mutter Anna. Wir dürfen annehmen, daß sie noch ungeboren schon weit mehr von Gott wußte und vom Jenseits, von des Menschen Ziel und Ende, von den Mitteln, das Ziel zu erreichen, als die größten Geister nach jahrelangem Denken, Studieren und Beten wissen." Und Seite 92 wird gesagt: „Es ist eine ganz allgemeine Lehre großer Theologen, daß sie (Maria) schon im Mutterschoße den freien Gebrauch der Vernunft hatte und infolgedessen durch höhere Erleuchtung Gott erkannte und liebte. Wie zahllos werden die Liebesakte gewesen sein, die sie in den neun Monaten ihres Einsiedlerlebens wird gemacht haben! Liebesakte kommen aus heißer Liebesglut!"

Ich frage: Kann ein „Gelehrter", der solchen Mysterien auch nur den leisesten Schimmer von wissenschaftlicher Berechtigung zuerkennt, den guten Willen zur Voraussetzungslosigkeit behaupten? Wenn schon auf dem Gebiete der Tierpsychologie ein so braver Arbeiter, wie der Jesuitenpater und Ameisenforscher Wasmann, durch kirchliche Lehren abgehalten wird, das richtige Wort auszusprechen, wie mag es erst einem Embryologen ergehen, der um seines lieben Seelenheiles willen auf die eben vorgetragenen Lehren „Rücksicht" nehmen muß? Und wo ist die Grenze solcher Rücksichtnahme, wenn es im Belieben des unfehlbaren Kirchenoberhauptes steht, den Spieß umzukehren und schon solche Lehren und Forschungswege mit dem Anathema zu belegen, welche

im Verdachte stehen, gewissen Dogmen gefährlich zu werden? Wird damit nicht nur der gute, sondern auch der freie Wille zur Voraussetzungslosigkeit gelähmt? Und wo ist die Grenze zwischen „katholisch“ und — „ultramontan“? Endlich: hat nicht insbesondere der deutsche Forschungsidealismus das Zeug, um auch ohne die traurigen Pfade ultra montes seinen Zielen nachzustreben?

Was mich anbetrifft, so möchte ich lieber Stiefelputzer des schwarzen Anjust, als ultramontaner Embryologe sein. — Wenn schon schwarz, dann doch mit Glanz.

Januar 1903.

Schwarzer Pfaff und blonder Snob.

Meine rassenpsychologische Auffassung des römischen Pfaffengeistes (vgl. den Artikel „Pfähle im Fleisch", in der „Jugend" 1902, oben S. 406 ff.) will manchen nicht einleuchten. Sie berufen sich auf die fanatische Gefolgschaft, welche das Römer- und Jesuitentum auch in nicht romanischen, vorab in deutschen und slavischen Landen finde.

Nun, was das anbelangt, so müssen wir eben zwischen den vornehmen, rasseächten Instinkten der Herrscher und den charakter- und rasselosen der Sklaven unterscheiden. Gewiß würden die auf ihr Volkstum stolzen Italiener niemals für die Verhimmelung eines deutschen Primates zu haben sein, — **niemals!** Derlei Selbstpreisgabe bringen nur die blonden Rassen zu stande, in denen neben der Freiheit gleich die sklavische Gesinnung, neben der höchsten Sittlichkeit die schwammigste Bedientenlogik wohnt. Das kommt daher, weil wir Germanen durch die Erziehung zur Preisgabe unseres Rassenideales schwerer an unserer Gesamtpersönlichkeit geschädigt werden, als die Romanen und Semiten. Unsere blonde Rassenseele ist viel schwabbeliger, als die schwarze, so sehr wir auch sonst, bei strammer Erziehung für den eigenen Staat und die eigene Freiheit, allen anderen Volkstümern des Erdballs überlegen sein mögen. Die uns nahe (viel näher als die Romanen) verwandten Slaven sind

in ihrer Gemütsverfassung noch molliger; in diesem Augenblicke zwar gefällt es Rom, ihre nationalen Instinkte gegen das beiden verhaßte Deutschtum aufzustacheln, aber im Grunde sind die Slaven noch viel mehr dem Impressionismus und der Suggerierung zugänglich, als die Germanen.

In Rom fühlt und weiß man das alles ganz genau. Die Verachtung, die man dort für die blinde, unterwürfige Gefolgschaft der Blonden hegt, kennt keine Grenzen. Sie ist so groß, daß sie bei dem instinktiven Größenwahn des stolzen Römertums leicht zur Verkennung der idealen Grundwerte der blonden Volksseelen führt. Lehren der Geschichte — der russische Antipapismus, die deutsche und skandinavische Reformation, der Abfall Englands, der Ausgang des jesuitisch-inspirierten Krieges 1870, der Selbstruin des Kirchenstaates, das Schicksal der Kongregationen in Frankreich u. s. w. — sie existieren für die Herrschlüstlinge am Tiber nicht. Aber trotz dieser ihrer Borniertheit müssen wir vor ihnen Respekt haben; mögen sie auch, was die Achtung vor der geistigen Freiheit des Menschen anbelangt, auf einer noch so niedrigen Stufe stehen, — im geschlossenen Rasseninstinkt sind sie uns weit überlegen. Sie werden nicht müde, der blonden Volksseele immer neue Demütigungen und Prostitutionen zuzumuten; und sie thuen das mit jenem grausamen Lächeln des Cäsarenwahnsinns, mit dem sich ihre Vorfahren in den Logen des Kolosseums an den Schlächtereien der deutschen und slavischen Gladiatoren („Sklaven") ergötzt haben.

Aber, bitte — sint ut sunt: vom Standpunkte meines deutschen Idealismus, der auch dem Todfeinde gerecht zu werden sucht, gefallen sie mir. Die äußerste Konsequenz, selbst wenn sie einen fast pathologischen Beigeschmack hat, nötigt uns immer eine gewisse Bewunderung ab. Außerdem erscheint mir der römische Zionismus mit seiner tiefen Ver-

achtung für alles Blondſchwabbelige als ein hochwillkommener Wolkenkratzer unſerer Ideale, die ja immer etwas unſanft angerempelt ſein wollen, wenn ſie nicht einſchlafen und verſumpfen ſollen. Aufrichtig leid thuen mir nur die blonden Snobs, die in ihrer Romſtreberei nicht einmal merken, daß ſie von den bis in die Knochen raſſenſtolzen ſchwarzen Pfaffen auf das Tiefſte verachtet und verabſcheut werden. Sie ſind und bleiben die Leib- und Geiſteigenen Roms; von allen höchſten Ehren ſind ſie ſo gut wie von jedem maßgebenden Einfluß in der Papſtkirche grundſätzlich ausgeſchloſſen, ewig verdammt zum Handlangerdienſt. Oder ſollten ſie es doch merken, wie man ſie dort immer nur zum beſten hält, und ſollte ihnen die geringſchätzige Behandlung ſchon zum — fanatiſchen Pariabedürfnis geworden ſein?

Hoffentlich wirſt Du, gerechter Leſer, mir nicht den Schimpf anthun, meine Unterſcheidung von ſchwarzen und blonden Seelen allzu haarig zu finden. Es iſt zunächſt wohl maleriſches Symbol, das aber nicht nur in poetiſchen Bildern, ſondern auch in uralten Raſſentypen wurzelt. Faſt alle Erzjeſuiten und Hetzkapläne in deutſchen Landen ſind wirklich ſchwarzhaarig, vermutlich direkte Nachkommen römiſcher Söldlinge. Den römiſchen Schuft Pontius Pilatus können wir uns unmöglich als blondlockigen Barden und den Heiland nicht mit ſchwarzhaarigem Tituskopf vorſtellen. Schon die alten Griechen hatten, wie die bemalten Tanagrafiguren ꝛc. zeigen, die Idealiſierung des Blonden, von Titian nicht zu reden. Aber die köſtlichen Launen der Wirklichkeit zeigen es uns täglich, daß — wohl in Folge unkontrollierbarer Teilanerbungen — auch in einem ſchwarzbehaarten Schädel eine blonde Seele wohnen kann, was uns dann die größte Hochachtung abnötigt. Jawohl, ſo ein kohlrabenpechſchwarzer Feuerkopf mit der lodernden Flamme der Freiheits- und Nächſten-

liebe ist etwas Herrliches, ein Blonder von Gottesgnaden! Um so scheußlicher mutet uns ein blonder Kopf mit einer schwarzen Seele an — hier wird der Skalp zur häßlichsten der Lügen. Es ist kein Zufall, daß auf den Bildern des heil. Abendmahls außer dem HERRN und dem lieblichen Johannes auch das Schwein Judas Ischariot blond erscheint, mit einem Stich ins Rote, — der christliche Thersites, ein blonder Blender.

Die vornehme blonde Seele (ja nicht zu verwechseln mit dem Hirngespinst der unbefriedigten, blutwürstigen „blonden Bestie") ist sich selbst genug, aber nicht im egoistischen, sondern im altruistischen Sinne: sie begnügt sich mit der Herrschaft über sich selbst, bedarf des blinden Frondienstes anderer nicht: leben und leben lassen, lieben und lieben lassen, denken und denken lassen, — glauben und glauben lassen! Nur die schwarze Seele ist die einzig waschächte, respektable Pfaffenseele; blonde Pfaffen sind eigentlich gar keine geborenen Pfaffen, sondern nur Affen, d. h. Snobs. Die stattlichen Römlinge haben daher vollkommen Recht, wenn sie ihre Hörigen germanischer und slavischer Provenienz als Menschen zweiter Klasse behandeln. Bei den Germanen sind es gottlob nicht die eigentlichen Träger der geistigen Kultur; daß aber die Czechen, Polen und Slovaken aus blödem Deutschenhaß auch ihre Besten zur Gefolgschaft Roms stellen, das wird sich an diesen blonden Völkerschaften dereinst noch furchtbar rächen. Blondem Snob, der mit schwarzem Pfaff aus einer Schüssel ißt, dem wird übel, in alle Ewigkeit, Amen!

Sommer 1902.

Wer Anderen lügt, belügt sich selbst.

Das erfahren die ultramontanen Heißsporne bei ihren wilden Kulturkriegstänzen. Da waren sie neulich ganz unter sich, als dem Herrn Justizrat Dr. Bachem das interessante Bekenntnis entschlüpfte: daß es um die katholische Kirche in keinem anderen Lande, namentlich in keinem eigentlich katholischen Staate so gut bestellt sei, wie in Deutschland. Dieser Wahrheit, welche das ganze Kulturkampfgeheul des Zentrums als eitel Wind erscheinen läßt, folgte aber gleich die Lüge: daß dieser relativ günstige Zustand der Wachsamkeit des Zentrums zuzuschreiben sei! Umgekehrt wird ein Stiefel daraus, Herr Dr. Bachem! Die Wachsamkeit der Freien, daß die ultramontanen Bäume nicht in den Himmel wachsen, die Fernhaltung der Jesuiten, die erfolgreiche Bekämpfung Eurer kunst- und literaturfeindlichen Anschläge u. s. w., das ist es, was der katholischen Kirche frommt. Und wäre das Zentrum nicht, und würdet Ihr im Rahmen der Parität, der Toleranz und Simultanität Euch lediglich mit der Religion der christlichen Liebe abgeben, so würde die Papstkirche die unerhörtesten Fortschritte machen. Aber das können und wollen die Jesuiten gar nicht, sie wollen herrschen, zwingen, unterjochen, — darum das ewige Kriegsgeheul in aller Herren Ländern, diese politischen Ränkereien, diese abscheuliche Parteinahme

gegen das Deutschtum, diese ewige Beunruhigung der ruhebedürftigen Menschheit. Mag sein, lieber Dr. Bachem, daß Sie selbst zu den Betrogenen gehören und über die wahren Ziele des Jesuitismus nicht im Klaren sind, daß Sie selbst so naiv sind, an die Reichsfreundlichkeit des jesuitischen Roms zu glauben, — wir Andern lassen uns kein X für ein U weismachen und bleiben vielmehr dabei, daß die ganze Kulturkämpferei in Europa, insbesondere im Deutschen Reiche und in Oesterreich, weiter nichts ist, als eine gewaltig große Lüge. Euer verblendeter, verlogener Fanatismus richtet sich aber nicht bloß gegen den gesunden Menschenverstand, diese sieghafte Gabe Gottes, sondern auch gegen die Religion der Liebe, wie sie von Christo verkündet ward. Hättet Ihr daran festgehalten, so müßte heute die ganze Welt katholisch sein. Ihr wollt es anders, aber die Zeiten der Inquisition und blutiger Gegenreformation kehren niemals wieder! Nicht wir, die Freien, bringen Eure Kirche in Gefahr, — Ihr selbst werft Euch zu ihren Todtengräbern auf!

Bonn-Aventura — Malaventura.

Von den Bewohnern des deutschen Reichs sind zwei Drittel Protestanten, nur ein Drittel Katholiken. Von den letzteren wiederum will ein großer Teil vom Zentrum nichts wissen. Die Ultramontanen repräsentieren nicht ein Drittel, sondern kaum ein Viertel des deutschen Volkes, und dabei sind noch viele Polen und Halbfranzosen. Trotzdem wollen die Heißsporne dieses nach Zahl, Bildung und Besitz inferioren Haufens ganz Deutschland römisch machen — denn „ultramontan" heißt „romunterthan" — und Berlin soll eine Provinz des Jesuitenordens werden. So hat es der „zweite Peter von Amiens", der Dominikanerpater Bonaventura, in Bonn proklamiert. Mit ihm und seiner Kutte werden wir uns daher des Mehreren zu beschäftigen haben. Auch mit der Gotteslästerung des Hrn. Dr. Lieber, denn sein „Gott will es!" ist wirklich nicht nur eine maßlose Frechheit gegenüber seinen Landsleuten, sondern ein schamloser und daher unchristlicher Mißbrauch des Namens Gottes. Die 6000 Messen, die man für die Genesung des römischen Streitlings gelesen, und mit denen er sich selbst öffentlich brüstete, scheinen dem Ärmsten in den Kopf gestiegen zu sein. Er redet irre. Die Inferiorität bläht sich zum Riesenfrosch auf; aber der deutsche Michel wird ihn prellen, daß ihm für einige Zeit das Aufblähen vergehen soll. Doch Scherz bei Seite: Das Atten-

tat von Bonn ist ein Verbrechen, eine Bedrohung der gefährlichsten Sorte, nicht bloß des Friedens im Glauben, der Parität und Toleranz, sondern geradezu der deutschen Nation und des deutschen Reiches. Vielleicht ein pathologisches Verbrechen, da der konfessionelle Fanatismus ein Zwillingsbruder des religiösen Wahnsinns ist — aber doch ein Verbrechen! Daß es begangen ward in dem Augenblicke, wo Deutschland allen Anlaß hat innere Kämpfe zu meiden, ist doppelt perfid. Nicht Gott will es, sondern die Lieber, Roeren und Bonaventura wollen den Religionskrieg, und sie dürfen sich auch nicht wundern, wenn wir ihre freche Herausforderung mit einem frischen und fröhlichen Kampfe um unsere deutsche Kultur (vulgo Kulturkampf!) beantworten. Sie dürfen sich auch nicht wundern, wenn wir nun immer rücksichtsloser ihre himmelschreiende Inferiorität und die schimpflichen Schwächen ihrer Scheinmoral an den Pranger stellen und wenn bei dem Ausklopfen der Kutten und Unterröcke allerlei Ungeziefer und Übelruch an den Tag kommt. Sie wollen es ja nicht anders! Einer ihrer Redner hat sich die Denkdummheit geleistet, zur Entkräftung des Vorwurfes der „Beschränktheit" das Wort des von ihnen beſtgehaßten Dichters anzuführen: „In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister." Allgemeines Bravo! Jawohl, aber richtiger sollte es dann doch heißen: „In der Borniertheit erst zeigt sich der Meister!"

September 1900.

Error comicus.

Das oder der Cölibat der katholischen Priester ist auch neuerdings wieder zum Gegenstande idealmoralischer Betrachtungen gemacht worden. Besser hieße es „die" Cölibat, da die Geschichte in erster Linie weiblichen Geschlechtes ist. Die Art und Weise, wie die römische ecclesia militans ihre Herrschaft über die Gemüter der Einzelnen und über die Massen in der Politik aufrecht erhalten zu müssen glaubt, hat die unbedingte Ergebenheit der Weiber und mithin die obligatorische Ohrenbeichte zur unerläßlichen Voraussetzung. Durch die Frauen beherrscht man die Männer. Die Beweglichkeit des Frauenherzens, seine sexuellen Zuckungen und Gewissensqualen einerseits und die Dummheit der eifersüchtigen Ehemänner andrerseits erleichtern dem Kleriker die Herrschaft, aber er muß äußerlich frei sein; ein verheirateter Priester kann nicht erwarten, daß ihm vom weiblichen Beichtkinde der innerste Herzensschrein geöffnet wird. Das Vertrauen zum unverheirateten Beichtvater geht viel, viel weiter als dasjenige zum Gatten und zum Arzte; jener darf kühn bis zur Erforschung „sündiger" Gedanken und Anlagen fortschreiten, er darf sogar nach Sünden fragen, die noch gar nicht gedacht, geschweige denn begangen wurden, und so unter Umständen der kommenden Sünde die Wege ebnen, —

alles unter dem Mantel christlicher Liebe und unfehlbarer Absolution.

Das ist der Hauptgrund, warum Rom in seiner derzeitigen Machtverfassung nicht auf das Cölibat verzichten kann. Des Weiteren ist das Cölibat unentbehrlich, weil der verheiratete Priester mit seinen ehelichen Sorgen, mit seinem Kindersegen ꝛc. viel zu sehr auf den Staat und seine Verbände angewiesen und genötigt ist, sich dem Staate und der Gesellschaft unterzuordnen. Das ist mit dem römischen Herrschaftsprinzip schlechterdings unverträglich. Hier steht die Kirche mit ihrer gesamten Soldateska über, und zwar himmelhoch über dem Staate; „Staatsbürger" im idealen Sinne des Wortes können und dürfen die katholischen Priester nicht sein. Darin liegt die Stärke, freilich auch die größte Schwäche der römischen Kirchenpolitik, die noch immer nicht begreift, daß die Nationen nur durch das Zugeständnis nationaler Eigenart und Selbständigkeit — wir Deutschen insbesondere durch Gewissensfreiheit — auch auf kirchlichem Gebiete zu gewinnen sind.

Es wäre erwünscht, daß solche Elementarwahrheiten endlich in Ruhe gelassen und nicht immerfort zur „Debatte" gestellt würden. Wie dumm müssen wir Deutsche mit unserem deplazierten Idealismus den Eingeweihten in Rom vorkommen! Daß ab und zu sogar katholische Priester von dem error comicus der Aufhebung des Cölibates besessen sind, zeigt übrigens, wie gering sogar in beteiligten Kreisen die Einsicht in das eigentliche Wesen des römischen Prinzipes ist. Kein Wunder, daß die Unwissenheit über Rom in Berlin und an anderen Orten keine Grenzen kennt.

Germania auf Reisen.

Liebe „Jugend!“

Du fragst Mich, wie es Mir*) im Orient gefällt; wohlan, Ich will's Dir sagen und Du darfst auch Meinen Brief abdrucken unter der Bedingung, daß die Ansichtspostkartensammler nicht erfahren, wie Du hinter das Geheimnis Meiner Adresse gekommen bist.

Nun, als Ich zuerst gefragt wurde, was Ich über die Reise denke (Ich werde Gottlob fast immer gefragt, seitdem Ich wieder Etwas vorstelle), da dachte Ich wohl einen Augenblick, Wir sollten zu Hause bleiben, bis der große Otto seine letzte Ruhe gefunden hätte. Aber schnell besann Ich Mich, daß Wir ja gerade durch eine solche Reise in solcher Zeit der Welt deutlich zeigen könnten, wie fest der Bau gefügt ist, den der unsterbliche Meister aufgeführt hat. Habe Ich nicht Recht? Vor wem hat sich der Verwalter des deutschen Schwertes denn in ein Mausloch zu verkriechen? Vielleicht vor den Hansdampfen an der Seine, die ihre Verräter mehr lieben, als sich selbst? Oder vor den andern sauren Gesichtern ringsum? Oder gar vor den inländischen Angstmeiern, die nichts gelernt und alles vergessen, die ihre Lebensaufgabe in der politischen Nörgelei, dieser ekelhaftesten Afterweisheit der Deut-

*) Seit 1870 schreibe **Ich Mich** groß.

ſchen, gefunden haben? Nein, Meine Liebe, der Appell an die Furcht findet keinen Widerhall in Meinem Herzen; Ich kann wieder reiten, — warum ſollte ich nicht reiſen?

Und gerade dorthin! Der weltgeſchichtliche Gegenſatz reizte Mich gewaltig. Wenn Ich an das Gefrett denke, das Ich mit den Kreuzrittern und dem alten Barbaroſſa hatte! Wie gern hätte Ich den ganzen franzöſiſchen Gottfried für eine einzige Taſſe Bouillon hergeſchenkt! Sel hab'n Mer geſchwitzt, das war fürchterlich, und noch dazu ſchrecklich dumm! Aber freilich, damals wurde Ich ja gar nicht gefragt, da war Rom Trumpf, Rom vorn und Rom hinten, und Ich hatte nichts als die Schererei, die Koſten und die Schande.

Heute iſt ja das ganz was anderes. Heute iſt es eine Luſt zu reiſen; einen ſo großen Reſpekt haben die Sarazenen nie vor Mir gehabt, wie heute die Türken, die Mir ſogar ihren Harem zeigen; es thut Einem ordentlich wohl nach ſo vielen Jahrhunderten der jämmerlichſten Hundedemut, endlich einmal mit Achtung empfangen zu werden; und zwar nicht bloß von Kellnern und Reiſeonkeln, ſondern von ganzen Völkerſchaften. Ein wahres Wunder, wie das ſo raſch gekommen iſt; zwar, bei Meiner Langlebigkeit iſt es Mir auch nur wie ein Traum, daß Ich Mir einſt auf dem gottverdammten Schloßhofe von Canoſſa die Füße erkälten mußte; und von ſonſtigen Schweinereien, an denen jedes Jahrhundert ſo reich iſt und die Ihr nur aus Chroniken kennt, will Ich gar nicht reden. Aber haben nicht auch die heute Lebenden noch das Alpdrücken des Bundestags empfunden? Und habt Ihr nicht erſt vor wenigen Luſtren nach der Einheit geſchrieen wie der Hirſch nach dem Waſſer?

Alſo, liebe „Jugend", ſage Deinen Leſern, daß es Mir ganz gut geht, und daß es Mir hier ausgezeichnet gut gefällt. Ich habe Mich noch nie ſo jung und geſund gefühlt, wie jetzt,

war noch nie so gut zu Pferde. Sage den unzufriedenen Kindern, daß sie ihre Nasen in die deutsche Geschichte stecken und sich nicht zu viel mit Kleinigkeiten abgeben sollen. Wissen und Nachdenken erhöht den Wert jeden Besitzes, auch in politicis. Daß Wir — der Kaiser, die Kaiserin und Ich — wenn Wir Völkerbesuche machen, nicht wie die ersten besten Philister in einem Hôtel garni wohnen und mit dem Bädeker in der Hand die Vorübergehenden um Auskunft bitten können, das versteht sich wohl von selbst. Wir können uns doch nicht lumpen lassen! Oder sollte es daheim noch Esel geben, die das nicht begreifen? Übrigens zahlen ja die Preußen allein die Reisekosten, was freilich die nichtzahlenden Kannegießer und andere politische Eunuchen kaum abhalten wird, ein gottsjämmerliches Weihaiweigeschrei anzustimmen.

Lebe wohl! Ich schreibe diese Zeilen bei einem wunderbaren Sonnenaufgang, während Ihr daheim alle noch im tiefsten Schlafe liegt. Soeben ruft der Kaiser; die Pferde sind gesattelt. Wir reiten heute auf den Ölberg, den Berg des Ärgernisses lassen wir schwimmen. Grüße Mir Deutschland, grüße Mir Walhall und die schlafenden Helden, die beiden Kaiser und ihre Paladine! Dem stillen Kämpen im Sachsenwald werde Ich, wenn es Zeit ist, noch ganz besonders zur frohen Urständ blasen!

Jerusalem, den 1. November 1898.

Deine wohlgeneigte

Germania,

z. Zt. in partibus infidelium

Die gute Stube.

I.

Im Thüringer Wald kehrten wir wandernden Burschen einmal bei einer blonden Müllerin ein, einer kräftigen Wittib, die es wohl verstanden haben mußte, Haus und Hof und Mühle zusammenzuhalten, denn Wohlstand und Ordnung guckten aus allen Ecken und Enden hervor. Und es machte ihr große Freude, uns das Alles zu zeigen. Ihren besonderen Stolz aber bildete die gute Stube, deren Boden blank gescheuert und mit Sand bestreut war. Da hingen an den Wänden die Schattenrisse des verstorbenen Müllers, der Eltern und Großeltern, bescheidene Kupferstiche von Luther, vom alten Fritz, von Blücher und Theodor Körner; in einem Glasschrank wurden Hochzeitsgeschenke und allerlei Erinnerungen aufbewahrt und obendrauf standen die vergoldeten Gypsbüsten von Schiller und Goethe. An der Innenseite der Thüre aber fiel eine Schiefertafel auf, die in großen Schriftzügen die geflügelten Worte zeigte:

„In die gute Stube darf nicht gespuckt werden."

Das wäre doch selbstverständlich, erlaubten wir uns zu bemerken.

„Ja, da haben Sie ganz recht, für Sie ist es auch nicht; aber für die neidischen Bauern, die es aus purer Bosheit tun. Bei der letzten Kirmsse habe ich Einen hinausgeworfen,

daß er zeitlebens dran denkt; die Tafel ist eigentlich mehr für die bösen Jungen."

Als sie das vom Hinauswerfen sagte, glänzten ihre hübschen Augen, ihr lachender Mund ließ ein prächtiges Gebiß sehen, und der Biceps ihres erhobenen rechten Armes schwoll zu einem faustdicken Knödel an, bei dessen Anblick mein Turnerherz um einige Grad Réaumur lauter hüpfte. O Müllerin, o Müllerin, wär' ich dein Müllerbursch! Sie hatte zwar eine Hand voll Jahre voraus, aber dem Burschen ist ja das ganz egal.

An die Warnungstafel habe ich später oft denken müssen, nachdem die deutsche Mühle wieder in Gang gebracht war. Ist auch eine gute Stube drin, mit allerlei Denk- und Ehrwürdigkeiten und nationalen Heiligtümern; aber die Frau Müllerin ist eine dumme Gans, läßt die frechen Lausbuben spucken soviel als sie wollen, wenn sie nur recht viel Schnaps trinken und ihre Zeche zahlen, — eine frivole Berlinerin, mehr öffentlich als Meinung. Das Spucken macht ihr heidenmäßig viel Spaß. Namentlich wenn die „verjoldeten Puppen" auf dem Glasschrank zum Ziele genommen und sicher getroffen werden, stimmt sie ihr dreckiges Lachen an, wobei es in ihrem Munde gar nicht schön aussieht. Denn sie kaut auch Taback. Wenn sie sich diese Unarten abgewöhnt, kann sie noch ein ganz nettes Frauenzimmer werden. Aber vorläufig verzichte ich auf ihre gute Stube und lenke meine Schritte hin zur Mühl' im kühlen Waldesgrund.

April 1899.

II.

Lieber Schorsch!

Deine „gute Stube" in der letzten „Jugend"-Nummer habe ich mit Interesse gelesen. Sie hat mir aber nicht gefallen. Du bist und bleibst ein bedauerlicher Märchenfritze,

ein Schwächling, trotz Deiner Bicepsschwärmerei. Das kommt oft vor. Von der Intelligenz bis zur Konsequenz ist eben noch ein großer Schritt, den schon ganz andere Kerle, als Du, nicht zu machen vermochten.

Du beklagst Dich über die Schweinerei in der „guten Stube" des deutschen Reichs, — das soll doch wohl heißen, daß es den Deutschen an nationaler Würde, an den Schlußfolgerungen eines stolzen Patriotismus fehlt, eines Patriotismus, der sich nicht erst auf sich selbst zu besinnen braucht, sondern der da ist, jederzeit, immer und überall stramm auf dem Damm. Und Du hast auch recht, wenn Du das Spucken tadelst, mag es aus undeutscher Gesinnung geschehen oder aus Dummheit. Denn mit Majestätsbeleidigungen und anderen Eseleien kann man in der Politik keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. Die Sozialdemokraten, die gewiß nicht mit kaiserfreundlicher Gesinnung erblich belastet sind, haben das längst erkannt und brandmarken jeden leichtfertigen Majestätsbeleidiger als einen Einfaltspinsel. Du hast auch recht, wenn Du der frivolen Berlinerin ein's auf die freche Schnauze gibst. Wir anderen ernsthaften Deutschen, die wir etwas deutsche Geschichte getrieben und die Jämmerlichkeiten der Kleinstaaterei nicht vergessen haben, verstehen es nicht, wie Einem zu gleicher Zeit beim Anblicke eines deutschen Regiments der Herzbengel krachen und doch auch die Lust zur Verhohnipelung des Mannes kommen kann, der über alle Länder und Meere hinaus als höchster Vertreter des deutschen Namens geachtet sein muß. Verstehst Du mich: sein muß; das ist ein kategorischer Imperativ! Haben wir ernstlich etwas an seinen Reden und Handlungen auszusetzen, so hat unsere kräftige deutsche Sprache die Mittel, um dies in würdigster Weise zum Ausdruck zu bringen. Aber da schweigt die Berlinerin! Ernste Worte findet sie nicht,

wenigstens sehe ich sie nicht gedruckt. Dagegen ewigen Jammer über Staatsanwälte und Anklagen wegen Majestätsbeleidigung! Warum sagt man es nicht frei heraus: einen ehrlichen Tadel nicht auszusprechen, ist Feigheit; statt des ehrlichen Tadels zu höhnen oder gar zu beschimpfen, ist allermindestens Gehirnschwäche.

Daß wir, nebenbei gesagt, uns nur gratulieren dürften, wenn wir seit tausend Jahren lauter Kaiser gehabt hätten, wie unseren Wilhelm, lauter romfreie Kaiser, denen „Deutschland über Alles" gegangen wäre, — das leuchtet wohl auch dem größten deutschen Rhinozeros ein. Nicht nur, daß das große Ei des Columbus wahrscheinlich in Deutschland gelegt worden wäre, auch die neue Welt selbst wäre ja dann heute deutsch, und das lausige Samoa würde uns heute kein Haarweh verursachen.

Aber nun zu Deinem Geschreibsel! Du thust Dich leicht, lieber Schorsch: weil Dir die Spuckerei in der guten Stube der deutschen Mühle nicht gefällt, lenkst Du Deine Schritte zur Mühl' im kühlen Waldesgrund! Das kann jeder, nämlich dem Widerlichen aus dem Wege gehen; die alte deutsche Philisterkrankheit: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied!" Freilich immer sehr garstig, wenn die deutsche Harfe verstimmt ist oder gar am Ende gar keine Saiten hat. Du renommierst mit Deinem Biceps: Ei, so ergreife die frechen Spucker und setze sie ans Freie, oder auch ziehe ihnen das Höschen fest an u. s. w. Wenn den Flauen und Lauen, den Spuckern und Schimpfern von Zeit zu Zeit nur so ein Zehntel der Belehrung zu teil würde, welche die üppige Schwester Carola dem armen Waisenknaben Steiner applizieren ließ, dann würde sich mancher — genieren. Scherz bei Seite: Dreißig Jahre nach der Gründung des Reichs ist es hohe Zeit, von jedem Deutschen einen logischen Patriotismus als vornehmsten

Bestandteil der allgemeinen Bildung zu verlangen. Mag es auch unter den ganz Alten einige Trottel geben, die den Wink mit dem Zaunpfahl der Weltgeschichte noch immer nicht begreifen, — bei den Jungen sollte der Mangel eines ernsthaften Patriotismus geradezu von jeder guten deutschen Gesellschaft ausschließen. Ein Deutscher, der nicht deutsch denken und fühlen kann, ist ein Hintersasse unserer Kultur, ein Auslandsaffe, ein Sklave unter Freien.

Verzeihe mir diesen Hirthenbrief und bewahre mir Deine jugendliche Freundschaft. Und grüße mir die blonde Müllerin!

Dein alter getreuer alter Ego

Jörg.

Mai 1899.

III.

Liebe Jugend!

Was ficht Dich an, daß Du auf Einmal Dein überzahm lyrisches Kunstbächlein zu einem zornigen Gebirgsbach anschwellen läßt? Zwar das kann mir schon recht sein, daß Ihr anderen Deutschen da droben im schnadahüpfenden Süden Euch etwas mehr zu der altpreußischen Konsequenz aufrafft und endlich einsehen lernt, wie alles Liebäugeln mit den Künsten des Auges und der Muttersprache nur schwächliche Tändelei bleiben muß ohne das Kraft- und Pflichtbewußtsein der völkischen Staatsgemeinschaft. Aber das Dämmern solcher Einsicht gibt Euch doch kein Recht, nun auf uns im Norden und namentlich auf mich loszugehen, als ob wir es bisher an deutscher Würde hätten fehlen lassen. Die „gute Stube" (um bei Deinem schmückedeinheimlichen Bilde zu bleiben) ist doch nicht etwa bloß in Berlin zu suchen, sie erstreckt sich über das ganze Reich, ja noch weiter, soweit die deutsche Zunge klingt.

Da wird überall gespuckt, und nicht am Wenigsten in München, wo zwar keine Straßen und Denkmäler an das Reich erinnern, wo aber in Wort und Bild tagtäglich das Menschenmögliche zur Verhöhnung des deutschen Staates und zur Verunglimpfung Preußens geleistet werden darf. Man kann allerdings diesen giftgeschwollenen Busenentleerungen eine gewisse lachhafte Seite abgewinnen, und das thun wir hier in Berlin gern, obschon Ihr Euch einbildet, viel gemütlicher zu sein als wir. Aber — gespuckt bleibt gespuckt; und es wäre sehr nett von Dir, liebe Jugend, wenn Du das Deinen groben Korrespondenten, den Herren Schorsch und Jörg, einigermaßen klar machen wolltest. Wenn sie's nicht einsehen wollen, dann lassen sie's bleiben.

Übrigens bin ich eine unverbesserliche Freundin freier Meinungsäußerung. Des deutschen Freisinn's bessern Teil und meinen Mund lasse ich mir nicht verbieten! In den Majestätsbeleidigungen und andern „Eseleien", wie Herr Jörg sagt, kann ich nur geschmacklose Verirrungen, aber keine ernste Gefahr für das Ansehen von Kaiser und Reich erblicken. Durch solche Hanswurstereien wird aus unserem starken preußischen Herzen keine Mördergrube. Ihr würdet das leicht verstehen bei etwas wohlwollendem Verständnis für unsere preußische Geschichte. Was aber deutsche Gesinnung anbetrifft, so lasse ich mich finden. Wenn Ihr gefälligst aufhören wolltet, uns fortwährend mit Eurer bajuwarischen Eigenart anzuulken, für welche wir ja ohnehin schon ein weit über Pschorr und Spaten hinausgehendes faible besitzen; wenn Ihr aufhören wolltet, in Euren verbrieften wie unverbrieften Reservatrechten den Gipfel deutscher Reichsherrlichkeit zu erblicken, — dann könnte auch ich mich bemühen, bei unsern gelegentlichen Begegnungen den preußischen Stolz nicht mehr herauszukehren. Aber bitte, Zug um Zug! Noch besser: thun wir alle unsern deutschen

und landsmannschaftlichen, unsern preußischen, bajuwarischen, alemannischen, fränkischen und sächsischen Stolz in einen großen Topf aus Hartmetall, und geben wir damit den frechen Beleidigern des deutschen Namens vom Schlage der Coghlan und Kramarsch Eins auf den Kopf. Die inländischen saubern Vögel, denen die Sprache der Mutter grade gut genug ist, um das eigene deutsche Nest zu beschmutzen, solche Leute wie Dr. Sigl, Friedrich Schwarzenberg und noch Schwärzere, die können uns den Buckel erklimmen. Womit ich, liebe Jugend, unbeleidigt und guter Dinge, mich und meine gute Stube Deinem und der Herren Schorsch und Jörg fernerem Wohlwollen bestens empfehle,

als Deine ergebenste

Berliner Müllerin.

Mai 1899.

Patriotismus und Satire.

I.

Liebe Jugend!

Was sagst Du nun? Bist Du endlich mit Deinem patriotischen Beschönigungsdrang ad absurdum geführt? Ich weiß, daß Dir das Herz blutet bei jedem Worte, das dem Ansehen des Reiches Eintrag thut; ich weiß, daß Du nicht zu den Müllern gehörst, die ihre Mühlen ausschließlich mit dem Abwasser des gefürchteten Redebaches speisen. Deine Kunstmühle steht am breiten, schönen Strom deutschen Geisteslebens und je spärlicher sich in seine majestätischen Wogen jener gefährliche Wildbach ergießt, desto froher und freudiger kannst Du Dich der Herstellung Deines Kunstmehles widmen.

Aber was sagst Du nun? Vielleicht gar nichts, und das ist manchmal das Beste. Ich aber will Dir etwas sagen: Der Wildbach wird bleiben, und wenn Du nicht borniert bist, so wirst Du ihn nicht zu stauen, sondern auf Deine Räder zu leiten suchen! Er mag eine geheiligte Kultureinrichtung deutscher Nation werden, aber dicht dabei stehe ein Pegel, von dem der Unterschied zwischen den Idealen des Volkes und jenen Idealen abzulesen ist, nach denen zu trachten wir Alle — auch die „Edelsten der Nation" — bisher so schmählich verabsäumt haben. Er wird uns namentlich immer deutlicher zeigen, daß alle patriotische Begeisterung und Opferfreudigkeit des Volkes nicht hinreicht, um die nagenden Ueberempfindlich-

keiten einer rückständigen, in romantischen Machtnebeln wurzelnden, in unsrer deutschen Wirklichkeit aber wurzellosen Weltanschauung zufrieden zu stellen.

Es wird sich immer mehr zeigen, daß Eines von beiden freiwillig nachgeben muß: entweder das arbeitende, gutwillig steuerzahlende, bis in die Knochen loyale Volk, oder eben jene anachronistische Weltanschauung, der wir — so sie sich nur ruhig verhält und uns Frieden und Ansehen bewahrt — gern und neidlos ihr überliefertes Gepränge und den Kunstgeist der „Woche" und wer weiß was sonst noch vergunnen würden. Im Uebrigen und trotz alledem: Allewege deutsch und gut kaiserlich!

Dein ergebenster

Teut.

April 1901.

II.

Lieber Teut!

An Deinem Briefchen haben mir am meisten die letzten Worte imponiert: „Allewege deutsch und gut kaiserlich!" Das ist das einzig wahre Ceterum censeo in dieser Zeit der Mißverständnisse, der Mißhoffnungen und sonstiger Mißverhältnisse. Jawohl, Du hast ganz recht, wir können doch nicht gleich, weil u. s. w., — das mit so gewaltigen Opfern und so viel Leidenschaft, mit Blut und Tod so vieler Tausende erkämpfte Einheitswerk wie ein Linsengericht hergeben! Deutschland hat ganz andere „Mißzeiten" durchgemacht, ohne daß unsere Väter die Hoffnung verlieren durften. Und nun sollten wir, nur weil u. s. w.? Wie dumm!

Ich würde es daher vollkommen verstehen, wenn Du in Deiner Epistel neben dem männlichen „Allewege" sozusagen eine elegische Saite Deiner Harfe mitklingen ließest. Du hast doch Medizin studiert, alter Freund, nicht zu Füßen großer Leuchten zwar, aber doch mit heißem Bemühen, und solltest wissen, daß vom Psychologischen zum Psychopathischen nur ein Schritt ist. Wie kann ein so Tiefblickender, wie Du, mir den Rat geben, das Abwasser des unbändigen Wildbaches auf meine Kunstmühle zu leiten? Wie kannst Du mir raten, aus meiner soliden, gesunden Mühle eine Giftmühle zu machen?

Der Fall erscheint mir zu ernst, um mit Bosheiten und Satiren kuriert, auf Giftmühlen verarbeitet zu werden. Hier kann man sagen: necesse est satiram non scribere. Weil zu viel auf dem Spiele steht; weil jede Satire, und wäre sie noch so geistreich und treffend, doch nur eine Tändelei ist in dem Momente, wo der ernste Mann seine ganze Grütze anstrengen muß, um größeres Unheil zu verhüten. Auch einen Effekt verspreche ich mir hier von der Bosheit nicht. Oder hast Du jemals gehört, daß ein vernünftiger Arzt seinen Patienten mit Satiren, Spötteleien und Verhöhnungen zur Raison gebracht habe?

Du wirst mir antworten, daß das Eine das Andre nicht ausschließe. Nun, ich halte es in der Frage der Satire denn auch nicht mit dem trefflichen aber überchristlichen Spinoza, dessen Peiniger alter wie neuester Observanz ich gelegentlich mit Vergnügen auf die Pritsche lege. Der lachende Humor ist mir freilich lieber, aber die gallige Satire ist nicht zu verachten, namentlich wenn es sich um unversöhnliche, böswillige und unverbesserliche Gegner handelt, die zu ärgern uns Ersatz für den Sieg der Vernunft und Gerechtigkeit bieten muß. Ist aber das hier der Fall? Ist es denn

— um nur ein Beispiel herauszugreifen — so ganz undenkbar, daß ein Thronfolger der Zukunft auch einmal als Journalist in der Redaktion einer volkstümlichen Zeitung „dienen“ und in diesem unvergleichlichen Spiegel der öffentlichen Meinung auch die — Kehrseite der Medaille studieren werde? Ist es denn gänzlich ausgeschlossen, daß man dereinst eine solche Vorbildung für den Herrscherberuf der Verherrlichung in einem adeligen Offizier- oder Studentenkorps mindestens gleich wert halten werde? Selbst auf die Gefahr hin, die „böse Presse“ dann nicht mehr aus dem Gesichtswinkel des Schutzmannes beurteilt zu sehen?

Aber in welche Tiefsinnigkeiten verliere ich mich, lieber Teut! Ich wollte Deiner Giftmühle Eins versetzen, und hätte mich beinahe an der Satire vergriffen, die wir doch so nötig haben wie das Salz zum Brot. O heiliger Aristophanes!

Lebe wohl, alter Knabe, und sei nicht böse

Deiner getreuen

Jugend.

April 1901.

Hermann der Nichtcherusker.

Hermann Bahr wird nicht müde zu versichern, da die Österreicher eine ganz besondere, schwer verständlich Sorte von Deutschen seien. „Der Deutsche vergißt manch mal, daß wir Österreicher (man beachte die köstliche An tithese!) eine ganz andre Geschichte haben und uns darum z den Fragen des Lebens anders verhalten müssen. Die ge meinsame Frage verdeckt das, und man bemerkt nicht daß dieselben Worte oft für uns eine andere Be deutung haben. Deshalb hat man in Deutschland lang gezaudert, Grillparzer anzuerkennen. Deshalb scheint e uns, daß man dort Stifter heute noch nicht versteht. Des halb kann man dort nicht leicht wissen, was für uns Klim und Olbrich sind. Wir dürfen uns ja keineswegs beklagen man hat für uns draußen immer ein Kompliment und imme eine Entschuldigung bereit. Wir würden jedoch wünschen, stren ger behandelt, aber dafür ernster genommen zu werden"

Nichts leichter als das; Voraussetzung aber wäre, da die also redenden liebenswürdigen Brüder an der blauen Donau aufhören, sich als Deutsche extra statum vorzustellen und die gemeinsame Muttersprache nur als Deckblatt für einen exotischen Tabak auszugeben. Unterschiedliche „Ge schichte" haben wir auch in reichsdeutschen Landen genug und zwischen den Ostpreußen und den Rheinländern sind auch

in dieser Beziehung größere Ungleichheiten, als zwischen den Österreichern und den Bayern. Was Hermann Bahr von unserem Unverständnis für die österreichische Eigenart fabelt, ist uns schlechterdings unverständlich. Anastasius Grün, Lenau, Grillparzer, Stifter, Raimund, Bauernfeld, Herm. v. Gilm, Ferd. v. Saar, Marie v. Ebner-Eschenbach, Anzengruber und Rosegger betrachten wir als die unseren; wir lieben sie und nehmen sie so ernst wie sie nur je in ihrer Heimat genommen worden sind. Die Deckengemälde von Klimt wären vermutlich von der Berliner Universität ohne Weiteres angenommen worden und Olbrich hat in Darm-Athen nicht mehr Widerspruch erfahren, als in Wien.

Vielleicht unternimmt es Hermann Bahr, unserem noch besseren Verständnis mit einem erklärenden Wörterbuch der österreichisch-deutschen „Vermittlungssprache" unter die Arme zu greifen. Besser aber wäre es, er würde sich dafür ereifern, daß in gewissen deutsch parlierenden Kreisen Österreichs **das Deutsche** recht ernst genommen wird, wieder so ernst, wie es Grillparzer und Anastasius Grün nahmen; nämlich das Deutsche an sich, bedingungslos und als Herzenssache, nicht bloß als Beschönigung kraftloser Tändeleien. Denn nur die Muttersprache zeugt männliche Gedanken, nicht die Großmuttersprache. Die Sprache ist für den Geist, was die Milch für den Leib. Es soll zwar bei den Hottentotten vorkommen, daß Großmütter ihre Enkel stillen, aber das ist doch nicht „das, was" — Ahnenlimonade! Da möchte ich nicht Milchbruder sein!

Oktober 1901.

Parlamentarismus und Hygiene.

Der berühmte Leipziger Geschichtsprofessor Karl Lam
precht hat in der Wiener „N. Fr. Presse" uns ein Ostere
beschert, das, voraussetzungslos genossen wie es geistreich ge
kocht und gefärbt ward, viel Unheil und Verwirrung in de
Magennerven kurzlebiger Politiker hervorrufen kann. Es i
der oft und in den verschiedensten Variationen gehörte Jammer
der Parlamentarismus ist ein totgeborner Greis, er ha
seine Rolle ausgespielt, er stirbt unaufhaltsam da
hin u. s. w.

Diese Klagen erinnern an die Art, wie in manchen Kreise
über die Unzulänglichkeit der medizinischen Wissenschaft un
der Ärzte geurteilt wird. Nicht in der Heilkunst, sonder
in dem Patienten steckt die Krankheit. Nur wer an Zauber
mittel glaubt, kann sich vom Parlamentarismus übernatürlich
Wirkungen versprechen. Nun aber sind die Staatskörper
die sich seit kurzer Zeit an den modernen Arzt gewandt haben
alle ausnahmslos erblich mehr oder weniger schwe
belastet. Bei manchen reichen die Erwerbungen bis in di
Zeit vor dem 30jährigen Kriege, in die Zeit der Gegenrefor
mation und noch weiter zurück, und zahllose spätere Kur
pfuscher haben die Patienten noch tiefer in den Dreck geritten
Insbesondere die zersetzende Romseuche (morbus ultramon
tanus) hat die furchtbarsten Verheerungen angerichtet, die nu

ganz allmählich durch strenge, bazillenfeindliche Diät wieder beseitigt werden können. Je mehr Bazillen, desto tiefer die Entzündung, desto stärker das Fieber, das ja bekanntlich nach neueren Einsichten zur Bekämpfung der Krankheit absolut notwendig ist. Ein kranker Staat, wo das Parlament nicht mehr fiebert, ist wirklich am Abschnappen. Leider aber erfreuen sich die Bazillen sehr einflußreicher Protektion.

Außerdem werden von den privilegierten Krankenwärterinnen der Patienten unausgesetzt die größten Dummheiten begangen. Ich erinnere nur an die Lex Heinze und den 1000köpfigen Bandwurm des Zolltarifs — wie kann man von einem so subtilen Heilverfahren, wie es der Parlamentarismus darstellt, die Bewahrung vornehmen Gleichgewichtes verlangen, wenn fortwährend Brechmittel in die Krankensuppe gemischt werden?

Nicht der Parlamentarismus also, sondern die Staaten sind krank; und bevor man den Doktor schilt, sollte man die Patienten selber, und insbesondere ihre privilegierten Krankenwärterinnen, nämlich die sogenannten Regierungen, anhalten, alle leichtsinnigen Diätfehler u. dgl. zu vermeiden.

Ostern 1902.

Rudyard Kipling's Seeräuber-Größenwahn.

In Deiner letzten Nummer meinteſt Du, Rudyard Kip
ling ſei ein Rindvieh. Eine ſo ideale Auffaſſung habe i
von ihm nicht, obſchon die „ſchamloſen Hunnen“, mit dene
er uns Deutſche tituliert, nichts gegen die Hypotheſe beweiſe
daß er ſeine hiſtoriſchen Studien im Kuhſtall gemacht ha
Nein, der ſehr ehrenwerte Dſchunkelmann iſt weder dum
noch ſchlecht, ſondern krank. Er leidet an der moderne
Gehirnkrankheit der Engländer, dem „Seeräuber-Größen
wahn“. Das pathologiſch Charakteriſtiſche dieſer Unglückliche
iſt, daß ſie nicht bloß Anerkennung für ihre „Erwerbungen“
ſondern auch für deren ideale Rechtmäßigkeit verlangen, un
ſogar als Wohlthäter der Menſchheit bewundert ſei
wollen. Es iſt eine moderne Auflage des alten Cäſarenwahn
ſinns. Von uns Deutſchen fühlen ſie ſich tief gekränkt, abe
nicht nur, weil wir ihnen unſere Bewunderung im Vernich
tungskrieg gegen die Buren verſagt haben, ſondern noch meh
weil ſie in ihrem böſen Gewiſſen den ſchwarzen Verdacht hege
daß wir mit unſerer erſtarkenden Flotte dereinſt ihre See
räuberei en gros „legen,“ vielleicht gar ihnen darin Konku
renz machen könnten.

Thatſächlich — als erfahrener Pulsfühler der öffen
lichen Meinung kann ich Eide darauf ſchwören! — war un
iſt unſere Sympathie mit den Buren eine rein ideale Gemüt

affektion; thatsächlich sind den Buren so ziemlich von allen Nationen des Erdballs dieselben Sympathien entgegengebracht worden; thatsächlich — auch das kann ich beschwören — denkt bei uns kein Vernünftiger daran, die Engländer zu Wasser oder zu Lande mit Krieg zu überziehen; thatsächlich gilt unsere Flottenvermehrung dem Schutze unseres Vaterlandes und unserer mächtig anwachsenden überseeischen Handelsinteressen, — aber trotz alledem besteht in England nicht nur eine wilde Gehässigkeit gegen uns, sondern geradezu eine ernst zu nehmende Kriegspartei, die sich aus den mächtigsten politischen Kreisen rekrutiert und einfach das Programm der Vernichtung unserer jungen Flotte verfolgt. Jawohl: der Vernichtung. Es ist echter, unverfälschter Seeräubergrößenwahn; man ist zu feige, um den gefürchteten Kampf mit dem Manne aufzunehmen, darum muß er als Jüngling geblendet werden!

Vor einer so kalten, byzantinischen Schlächterlogik die Augen zu verschließen, wäre ein nationales Verbrechen. Nicht mit einschmeichelnden Worten und Besuchen oder gar mit lappschwänzigen Abrüstungen dürfen wir einem solchen Gegner kommen, sondern nur mit konsequentem Festhalten an unseren Idealen und unserer Kraft. Ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn uns früher oder später von der englischen Kriegspartei ein Theaterhandschuh an den Kopf geworfen würde, wie 1870 von den Franzosen — aber nicht weil ich fürchte, daß wir unterliegen werden, — nein, wir sind keine bibelfesten Buren! — sondern weil wir durch den Sieg über Albion gezwungen sein würden, dem frechen Störenfried ähnliche Bußen aufzuerlegen, wie die Annexion Elsaß-Lothringens. Nur mit dem Unterschiede, daß wir hier altdeutschen Besitz zurücknehmen konnten, während die notgedrungene Besetzung überseeischer Länder uns in die-

ſelbe Schmiere bringen würde, in die der engliſche Volks-charakter allmählich durch die verfluchte Ländergier gekommen iſt, nämlich in den Seeräuber-Größenwahn, vulgo Imperialismus oder Weltherrſchafts-Haſchiſch. Davor bewahre uns ein gütiges Geſchick und der Reſt von geſundem Menſchenverſtand und herzhafter Männlichkeit, der trotz Herrn Kipling noch in den Köpfen der Söhne Albions ſtecken mag!

Januar 1903.

Einwirkung der Lichtelektrizität auf kleinste Lebewesen.

In diesen Blättern [1]) wurde neulich über die hochinteressante und in ihrer Tragweite unermeßlich wichtige Entdeckung des Herrn Prof. Dr. Hans Buchner berichtet, daß die dem Lichte ausgesetzten Cholerabazillen sehr rasch hinsterben. Mit Recht wurde diese Thatsache zu der von Hrn. von Pettenkofer gelehrten sogenannten „Selbstreinigung" der Flüsse in Beziehung gebracht. (Vgl. Jahrgang 1892, Nr. 494 der „M. N. N.")

Es liegt also die Thatsache vor, daß gewisse kleinste Lebewesen durch den Einfluß des Lichtes so gewaltige vitale Veränderungen erfahren, daß ihr normales Dasein und ihre Vermehrung unmöglich wird. Mögen diese Veränderungen mehr chemischer oder physikalischer Natur sein, und mögen sie sich an den Tieren ganz direkt äußern oder mag nur die Flüssigkeit, in der sie leben, durch den Lichteinfall eine ihrem Leben gefährliche Modifikation erleiden, soviel steht fest, daß das Licht dazu nötig ist. Welcher Art ist aber dieser Einfluß? Ist es — nach populärem Begriffe — die bloße „Helligkeit", welche die Organismen nicht „vertragen" können, oder haben wir den Grund nicht vielmehr in einer bestimmten physikali-

---

[1]) „Münchner Neueste Nachrichten".

schen Eigenschaft des Lichtes zu suchen, welche dieses mit anderen Erscheinungen in der Natur gemein hat?

Die Versuche von Heinrich Hertz („Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität", Bonn 1890) haben es wahrscheinlich gemacht, daß die Lichtwellen elektrischer Natur sind. Wir wissen nun aber, daß durch elektrische Ströme die verschiedenartigsten chemischen Prozesse bewirkt, Verbindungen eingegangen oder gelöst werden, so z. B. beim Galvanisieren von Metallen und dergl. Die Annahme der Hertz'schen Theorie läßt daher die Wahrscheinlichkeit zu, daß auch eine ganze Reihe von chemischen Prozessen, welche nachweislich unter dem Einfluß des Lichtes vor sich gehen, auf dessen elektrische Natur zurückzuführen seien, wie andererseits manche elektrische Erscheinungen (z. B. die Gewitter), die Erzeugung und Erhaltung von Wärme ꝛc. mit eben derselben Natur des Lichtes in Zusammenhang gebracht werden können. (Blitz = Entladung akkumulierter Lichtelektrizität?)

Obschon nun bei solcher Betrachtung scheinbar weitauseinanderliegende Naturvorgänge durch eine gemeinsame Ursache erklärt werden, so haben wir doch auch in der besonderen Form der Lichtelektrizität noch mit einer großen Vielgestaltigkeit zu rechnen. Unser Auge — nach Hertz ein „elektrisches Organ" — zeigt uns, wie die verschiedenen Wellenlängen des Lichts durch Vermittelung unseres optischen Apparates (die chemischen Vorgänge auf der Netzhaut ꝛc.) im Wahrnehmungszentrum der Großhirnrinde sehr verschiedene Farbenempfindungen erzeugen. Mit ähnlichen Ungleichheiten hat die Photographie zu rechnen; der photographischen Technik ist es gelungen, eine ganze Reihe von Präparaten zu finden, welche mehr für die einen oder anderen Wellenlängen des Lichtes (wie man irrtümlich sagt: blauen, roten, gelben ꝛc. Strahlen) empfindlich sind. Andererseits gewinnt nun aber auch der Ein-

fluß des Lichtes auf die organische Welt, auf Pflanzen und Blumen, auf das Leben der tierischen Haut ꝛc. eine ganz neue Bedeutung. Wenn wir z. B. annehmen dürfen, daß die Wetterfestigkeit der nackt gehenden Wilden nicht bloß dem fortwährenden Einflusse der freien Luft, sondern auch der im Lichte enthaltenen Elektrizität zuzuschreiben ist, so eröffnet sich für uns eine neue Perspektive auch in hygienischer Beziehung.

Die Annahme, daß gewisse Mikroorganismen unter der Einwirkung einer gewissen Lichtelektrizität zu Grunde gehen, widerspricht übrigens keineswegs der Lehre, wonach alle das organische Leben ausmachenden Prozesse im wesentlichen durch die Herrschaft elektrischer Spannungen von vielgestaltigem Wachstum bedingt wären. Auch jenen kleinsten Lebewesen brauchen solche Spannungen nicht lediglich deshalb abgesprochen zu werden, weil sie einer gewissen Art und Stärke von Lichtelekrizität nicht Stand halten. Wir hätten nur anzunehmen, daß die fraglichen Einwirkungen *zu stark* seien, um ihnen nützlich oder auch nur erträglich zu sein. Es ist sogar denkbar, daß die verschiedenen Wellenlängen des Spektrums — ähnlich wie bei den photographischen Platten, aber auch bei Pflanzen — von sehr ungleichmäßiger Wirkung auf die Bazillen sind; äußert sich ja doch auch der Strom der Elektrisiermaschine, je nach seiner Stärke, sehr verschieden auf höhere Organismen, hier Leben und Gesundheit befördernd, dort lähmend und selbst tötend.

In diesen Zeilen, zu denen ich durch Studien im Gebiete der physiologischen Optik angeregt ward, soll durchaus keine neue „Hypothese“ aufgestellt werden. Ich wollte mir nur erlauben, auf eine immerhin beachtenswerte Möglichkeit der Auslegung hinzuweisen. Ob im weiteren Verfolg derselben sich irgend welche Fingerzeige für die klinische Behandlung der durch Bakterien erzeugten Erkrankungen des menschlichen

und tierischen Organismus ergeben dürften, diese Frage wage ich kaum anzudeuten. Ausgeschlossen erscheint aber auch die Möglichkeit nicht, wenn das schwierige Experiment gelänge, die im erkrankten Körper lebenden Bazillen Einflüssen auszusetzen, welche der sie zerstörenden Lichtelektrizität im Effekt etwa gleichkommen.[1]) Ja es darf vielleicht sogar die Frage aufgeworfen werden, ob nicht die normale Widerstandskraft unseres gesunden Organismus gegen gewisse Bazillenarten (animal dum vivit cur non putrescit?) wesentlich mit auf einem Agens beruht, das mit dem Wesen der Lichtelektrizität nahe verwandt ist.

November 1892.

---

[1]) Seit dem Erscheinen dieses kleinen Aufsatzes hat in der That die Lichttherapie (namentlich bei Hautkrankheiten, Lupus u. dgl.) großen Aufschwung genommen.

Das große Relief-Standfernrohr

aus der optischen Werkstätte von Carl Zeiß in Jena.

Dem Wunsche des genannten weltberühmten Institutes, dem Kongresse das soeben in einem ersten Exemplare fertig gewordene große Relief-Standfernrohr vorzuführen, entspreche ich um so lieber, als gerade dieses brillante Instrument wie kein ähnliches dazu geeignet ist, meine Theorie des plastischen Sehens zu unterstützen.

Die Jenaer Relief-Fernrohre zum Handgebrauch darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Sie bilden zunächst eine bedeutsame, grundlegende Verbesserung der alten Konstruktionstypen überhaupt, indem sie die Aufrichtung des vom Objektiv entworfenen umgekehrten Bildes statt auf dem dioptrischen Wege (mittels Brechungen an Linsen) — auf dem katoptrischen Wege (mittels geeigneter Reflexion an Spiegeln) erfolgen lassen. Dadurch aber, daß zu diesem Zwecke ein System von vier Spiegelprismen für das einzelne Rohr verwandt wurde, — aus optisch-technischen Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde[1]) — ergab sich für das Doppelrohr ganz von selbst eine Anordnung, welche

---

[1]) Vgl. die Schrift: „Ueber neue Arten von Fernrohren" 2c., von Dr. S. Czapski, wissenschaftlichem Mitarbeiter der Werkstätte von Carl Zeiß in Jena.

eine gleichzeitige vollkommene Realisation der von Helmhol in seinem „Telestereoskop" gegebenen Idee ermöglichte.

Durch diese Relief-Handfernrohre wird es uns mögli gemacht, den für das plastische Sehen naher Gegenstän so unentbehrlichen Abstand der beiden Augen (6—7 Cent meter) dermaßen zu erweitern — nämlich bis auf 40 Cent meter, — daß wir mit ihrer Hilfe bei gleichzeitigen entspr chenden Vergrößerungen der äußeren Objekte, nun auch fü entferntere Gegenstände den Vorteil des binokularen Sehen gewinnen. Während das unbewaffnete Doppelauge schon fü Entfernungen von etwa 100 Meter aus der Ungleichhei der Netzhautbilder keinen wesentlichen Vorteil mehr für da plastische Sehen schöpft, geben uns die Zeiß'schen Hand-Relie fernrohre die Möglichkeit, die potentiellen Leistungen de Doppelauges auch noch auf Gegenstände anzuwenden, welch mehrere hundert Meter von uns entfernt sind.

Die hierdurch erzielten Effekte sind geradezu erstaunli und überraschend. Für den praktischen Gebrauch gelange wir dadurch zu einer sonst unerreichbaren Orientierung i kilometerweiten Fernen. Abgesehen vom ästhetischen Genu und der Nützlichkeit für geometrische und forstliche, landwir schaftliche, nautische, Kriegs- und Marinezwecke ꝛc. geben un die Hand-Relieffernrohre aber auch eine Handhabe, dem große Problem der physiologischen Optik — dem plastische Sehen — näher auf den Leib zu rücken; in dieser Hinsic stellten sich diese Instrumente ihrer Bedeutung nach unmitte bar neben das Stereoskop. Wie man nach längeren, plan mäßigen Studien an und mit diesen Instrumenten noch a dem Vorhandensein eines nervösen Apparates, welcher m

---

[1]) Physiologische Optik, S. 647, 681, sowie in Poggendorf's „Annale Bd. 102, 1857, S. 167—175.

der Verschmelzung der disparaten Netzhautbilder die plastische Anschauung potentiell herbeiführt, zweifeln mag, — das ist mir unerklärlich.

Die Zeiß'sche Werkstätte ist nun aber in allerjüngster Zeit einen bedeutenden Schritt weiter gegangen, indem sie die gemachten Errungenschaften mit entsprechenden Vervollkommnungen zur Konstruktion eines großen Relief-Standfernrohres verwendete. Dieses prachtvolle Instrument, das allerdings nur mit Hilfe eines soliden Stativs benutzt werden kann, besteht aus einem festen Rohr. Der Abstand der beiden Objektive von einander, der also nicht (wie bei den Handfernrohren) verändert werden kann, beträgt 152 cm, also ungefähr das 24fache des Abstandes der beiden Augen. Sowohl in der linken als der rechten Hälfte befinden sich außer dem 53 mm großen Reflexionsprisma noch drei kleinere, hinter den Okularen liegende Prismen. Die Okulare geben achtmalige Vergrößerung, doch kann auch eine 16malige Vergrößerung herbeigeführt werden. Durch Drehen der Muscheln kann jedes Okular für das betr. Auge scharf eingestellt werden. Dem Pupillenabstand des Beobachters wird durch die Verschiebbarkeit der Okulare Rechnung getragen.

Um mich von der Qualität dieses Instrumentes zu überzeugen, habe ich Herrn Dr. Ludwig Fomm, Assistenten im physikalischen Laboratorium der k. Universität, eingeladen, dasselbe zu prüfen. Wir haben als Standort den Aussichtsturm des genannten Institutes gewählt und, bei vorzüglicher Rundsicht, gefunden, daß das Instrument selbst noch für Entfernungen von mehreren Kilometern plastische Unterscheidungen gewährt, welche — bei gleichzeitiger Vergrößerung der Objekte, wunderbarer Schärfe der Konturen und großer Helligkeit — in dieser Weise von anderen technischen Hilfsmitteln nicht geboten werden können. Insbesondere trat die Plastik

der in einer Entfernung von 1000 bis 3000 Meter liegen
Waldlisièren und ländlichen Anlagen in überraschender W
hervor; die Baum- und Häusergruppen verwandelten sich
wissermaßen in theatralische Koulissen, deren Tiefenabst
optisch fühlbar und bei fachmännischer Übung gewiß a
ziffernmäßig schätzbar ist.

Daß ein solches Instrument, wenn auch infolge sei
Dimensionen eine beschränkte, infolge seiner Leistungen a
eine äußerst bedeutende Verwendbarkeit haben muß, ist sel
verständlich. Für militärische Zwecke — Festungsverteidigu
und Belagerung, Kriegsmarine ꝛc. — sozusagen unentbehrl
wird es jedem Aussichtspunkte zur Zierde gereichen, die Freu
der physiologischen Optik aber im höchsten Grade interessier

August 1896.

Die plastischen Spiegelungen.

Auf dem III. internationalen Kongreß für Psychologie zu München — August 1896 — habe ich folgende Fragen aufgeworfen:

„Beruhen die variablen Nachaußenspiegelungen (Nachaußenverlegungen, objektiven Projektionen, räumlichen Objektivierungen) der Sinneseindrücke und Erinnerungen — insbesondere das plastische Sehen, das räumliche Hören, das Ferntasten ꝛc. — nur auf persönlicher „Erfahrung", oder sind sie nicht vielmehr in erster Linie als spezifische Sinnesfunktionen zu betrachten, welche angeborenen Energien entspringen und daher ebenso wie die zugehörigen Apparate auch unabhängig von der höheren geistigen Entwickelung zur Entfaltung kommen müssen?"

Es handelt sich hier um eine der wichtigsten Grundfragen der Psychologie, nämlich: ob die Orientierung im Raume eine ureigene, vielleicht gar freiwillige „Schöpfung" jeder einzelnen „Seele" ist, oder ob das, was wir Geist nennen, nicht vielmehr die Anerbung der höheren Sinnesfunktionen zur Voraussetzung hat? Die Frage ist ebenso wichtig für die Tier- als für die Menschenpsychologie. Ich schlage vor, überall kurzweg von plastischen Spiegelungen zu sprechen, analog dem früher von mir eingeführten Aus-

druck „plastisches Sehen", da in dem Worte „plastisch" der Begriff der Scheingestaltung liegt.[1])

Wir haben die plastische Spiegelung in allen Sinnesgebieten. Die Hirnrinde selbst scheint (nach Beobachtungen an Trepanierten; Edinger) normalerweise unempfindlich zu sein. Aber alle zum Gehirn führenden sensiblen Nerven tragen scheinbar die von ihnen gemeldeten Reize als Sinnes-, Lust- oder Schmerzempfindung wieder zur normalen Peripherie zurück, auch dann, wenn die Reizung gar nicht an der Peripherie, sondern in der Kontinuität des Nerven stattgefunden hatte. (Experimente mit dem N. opticus; Fußschmerzen Amputierter ꝛc.) Infolge dieser „Zurückspiegelung" der Reize nach ihren normalen Ausgangsorten haben wir eine plastische Lokalisation der verschiedenartigsten Empfindungen, ohne welche die freie und sichere Bewegung im Raume, überhaupt unsere Existenz undenkbar wäre. Übrigens ist diese Lokalisation nicht überall von derselben Deutlichkeit; namentlich bezüglich der in der Brust- und Bauchhöhle untergebrachten Organe, sowie der nervösen Zentren selbst und ihrer Hüllen ist die Reizorientierung eine meistens sehr vage. So können wir z. B. die sogen. Kopfschmerzen nur ganz allgemein lokalisieren, und dann verlegen wir sie in der Regel in das Innere, während sie thatsächlich nur an den Gehirnhäuten zustande kommen. Die „Empfindungskreise" sind hier sehr groß und unsicher.

Bei den chemischen und Berührungssinnen — Geruch-, Geschmack-, Tast-, Temperatur-, Druck-, Bewegungs-, Kitzel-, Wollust- und Schmerzempfindungen — ist die Sache

[1]) Von πλάσσω = formo, fingo, zum Schein gestalten; ὁ πλάστης = fictor, der Bildner, Former. In dem Worte liegt also die unserem subjektiven Empfinden entsprechende Bedeutung, daß wir nicht die Wirklichkeit selbst (στερεός, das Körperliche, Massive), sondern nur fingierte Bilder sehen.

verhältnismäßig einfach. Hier spiegeln wir nicht über die Grenzen des Körpers hinaus. Wenn es dennoch vorkommt (z. B. bei der Beurteilung der Windrichtung, bei manchen Gerüchen, beim Tasten mit einem Stock oder Bleistift ꝛc.), da dürfte in der Regel wohl eine Kombination mit Gesichts- oder Gehörvorstellungen existieren. Ich will das aber keineswegs sicher behaupten; ich halte es sogar für möglich, daß der hochentwickelte Geruchsinn mancher Tiere (Hunde ꝛc.) selbständig als Ferntastsinn gebraucht wird.

Eine besondere Stellung nehmen, beim Menschen ganz sicher, wahrscheinlich aber bei allen höheren Tieren, der Gesichts-, der Gehör- und der Gleichgewichtssinn ein. Bei den beiden ersteren haben wir zwar auch Spiegelungen in die betr. peripheren Organe, aber in der Regel nur bei abnormalen Reizungen. Normalerweise haben wir nicht nur für alle aktuellen Meldungen, sondern auch für alle Erinnerungen (auch Traumvorstellungen) des Gesichts und des Gehörs die plastische Empfindung der Exteriorität; am festesten organisiert beim Gesichtssinn, welcher als Raumsinn erster Klasse erscheint, da sogar Erblindete, sofern sie nur bis zum 4. oder 5. Lebensjahr sehend gewesen, ihre Raumvorstellungen zeitlebens vorwiegend aus optischen Erinnerungen konstruieren.[1])

Beim statischen oder Gleichgewichtssinn[2]) haben wir positive spezifische „Empfindungen" normalerweise nur bei oder infolge von plötzlichen Bewegungen und Lageveränderungen des Körpers, insbesondere des Kopfes, sowie anhalten-

---

[1]) Vgl. Charles Dunan: „Théorie psychologique de l'Espace", (Paris, 1895), S. 84 ff. Was der Verfasser über den „Fall Bernus" berichtet (S. 88), gehört zu dem Wichtigsten und Interessantesten auf diesem Gebiete. Herr Bernus, Philolog und Blindenlehrer, ein Mann von 38 Jahren, der im Alter von 7 Jahren erblindete, bildet seine Raumvorstellungen auch heute noch vorwiegend aus optischen Erinnerungen.

den heftigen Drehungen. Die letzteren erzeugen den sogenannten Drehschwindel, während durch gewisse rhythmische Auf- und Abbewegungen des ganzen Körpers (so im Lift, in Schaukeln, infolge der Schiffsbewegungen) schwindelartige Empfindungen ausgelöst werden, welche im Verein mit abnormalem Gefäß-, Blut- und Wasserdruck sogar Erbrechen hervorrufen können. Diese und andere Eigentümlichkeiten des Gleichgewichtssinnes — dem übrigens eine wesentliche Mitwirkung bei der Orientierung im Raum zugesprochen werden muß[3]) — erklären sich aus dem Bau seines peripheren Apparates und den Beziehungen seines Zentrums. Analoga zu dem normalerweise passiven Verhalten des statischen Sinnes haben wir vielleicht in den Empfindungen der Wärme, des Haut- und Gefäßdruckes, der Thätigkeit der inneren Organe, sowie des Blutkreislaufs; auch in diesen Sinnesgebieten treten Meldungen erst bei abnormalen Vorgängen ein. Ich will aber nicht unbemerkt lassen, daß die Frage des sogen. Goltzschen Sinnes noch nicht abgeschlossen ist. Daß das Ohrlabyrinth einen gewissen Einfluß auf alle willkürlich beweglichen Muskeln ausübe, ist wohl allgemein zugegeben worden. In jüngster Zeit hat nun Ewald[4]) am Hunde nachgewiesen, daß der Ersatz der Labrinthe in Bezug auf das Muskelgefühl der Extremitäten auf sehr kleine Bezirke der kortikalen Extremitätenzone beschränkt ist: während der Goltz'sche Hund, welchem die Labyrinthe gelassen waren, auch ohne Großhirn

---

[2—3]) Eine sehr gute Uebersicht über die Entdeckungsgeschichte des Goltzschen Sinnes von P. Grützner in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" 1893 No. 6. Ferner: R. Wlassak im „Zentralblatt für Physiologie" 1892 Heft 16; und in Avenarius' „Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie" XVI, 4.

[4]) J. R. Ewald, Vortrag auf dem Kongreß für innere Medizin zu Berlin, 1897.

vorzüglich stehen, gehen und laufen konnte, war der Ewald'sche Hund, dem beide Labyrinthe genommen waren, schon nach jenen kleinen Rindenoperationen vollständig gelähmt. Hierdurch scheint allerdings erwiesen, daß die Labyrinthe für das Muskelgefühl wichtiger sind, als das Großhirn. Die Labyrinthe wären hiernach nicht bloß als Organ des Gleichgewichtssinnes, sondern auch als Hauptorgan des Muskelsinnes anzusprechen.

Normalerweise wirken alle diese Sinne und ihre Erinnerungen zusammen, sie unterstützen sich gegenseitig, so daß es schwer fällt, bei komplizierten Raumvorstellungen und Bewegungen im Raum den Anteil der verschiedenen Sinnesgebiete genau zu bestimmen. Wir denken überhaupt plastisch; ja man kann sagen, daß von der Fähigkeit zur Verschmelzung von plastischen Vorstellungen und Erinnerungen aller Art die psychische Systematik und somit die geistige Bedeutung des Individuums ganz wesentlich abhängt. Dieselbe Fähigkeit dürfen wir ganz sicher auch bei allen Tieren voraussetzen, im allgemeinen in unvollkommener Weise, hie und da aber auch virtuos ausgebildet. (Ortskundigkeit der Ameisen und Bienen, der Hunde, der Brieftauben, der Waldtiere ꝛc.) Aus diesen Komplikationen erklärt sich aber auch die Uneinigkeit über Wesen und Provenienz der allgemeinen Orientierung im Raume.

Herrschend ist zur Zeit fast allgemein noch die empiristische Ansicht. Daß wir am Schädeldache zwar eine bestimmte Stelle, wo wir ziehendes Kopfweh oder Hämmern oder bohrende Stiche verspüren, mit dem Finger einigermaßen richtig bezeichnen, dagegen die normalen Rindenreize der Sinne nicht nur nicht am Schädeldache lokalisieren können, sondern so „empfinden", als ob sie überhaupt mit unserem Gehirn und unserem Nervensystem nichts zu thun hätten, — das soll auf

der unserem Geiste innewohnenden Logik, auf dem „angeborenen Kausalitätsgesetz“ u. dgl. beruhen. Die Sinneswahrnehmungen sollen nur „Zeichen“ sein, welche erst vom „Geiste“ gedeutet, zum Zwecke der Orientierung im Raume verwertet werden. So lehrte z. B. noch Helmholtz, das sogenannte „körperhafte“ (besser das „plastische“) Sehen resultiere aus der Vergleichung der beiden disparaten Netzhautbilder; diese Vergleichung werde von dem „urteilenden“ Geiste angestellt, wobei die Erfahrungen aus anderen Sinnesgebieten wesentlich mitbestimmend seien. Mit der Zeit werde diese Urteilsbildung eine unbewußte und unumgängliche. In ähnlicher Weise werden die Raumorientierungen aller Sinne erklärt.

Es ist nun freilich zweifellos, daß durch die persönliche Erfahrung nicht nur die Bewegung im Raume, sondern auch die Raumanschauung selbst vervollkommnet wird. Ich behaupte aber, daß hier überall schon von Natur die Fähigkeit, das Räumliche außer uns sinnlich zu fühlen (zu „empfinden“), gegeben ist, so daß z. B. der Apparat des Doppelauges mit der gemeinsamen Projektion der Netzhäute in den Sehsphären der Hinterhauptslappen als „Organ des Ferntastsinnes“ anzusprechen wäre. Es erscheint mir schier unbegreiflich, wie ein solcher Apparat sich mit seinen außerordentlich feinen spezifisch-nervösen Bildungen durch Millionen von Generationen vererben könnte, ohne daß gleichzeitig die normale Funktionierung desselben mit „angeerbt“ würde. Denn jede Funktion ist doch nur eine Energieform; so wenig wir, um die Fortpflanzung des Lebens zu erklären, uns die Keimenergie von der Substanz des Keimplasmas getrennt denken können, so wenig kann ich mir die verschiedenen Apparate des Lebewesens, welche der vielverzweigten Wachstumsbewegung des Keims ihre Entstehung verdanken, ohne die Energien vor-

stellen, welche ihr besonderes Wesen ausmachen. Die Energie jedes Apparates muß doch schon, wenn auch latent, vorhanden gewesen sein, ehe der Apparat seine für uns erkennbare formelle Vollendung angenommen hat.

„Erfahrung" ist aber nichts anderes, als Accumulierung (Gedächtnis) stattgehabter Funktionierungen, also wiederum nur Energieform. So gewiß die Verstärkungen, welche der Magnet erfährt, mit dem Eisen verbunden sind, so gewiß sind auch die Energieformen, welche wir „Erfahrung" nennen, wirkliche Eigenschaft des Apparates, nicht aber ein von Außen kommendes Agens, dessen Anwendung oder Nichtanwendung auf den Apparat in unserem Belieben steht. In der Weiterverfolgung dieses Gedankens kommen wir dazu, an die Stelle einer lediglich auf das Substantielle gerichteten Entwickelungs-Mechanik, eine Entwickelungs-Energetik zu setzen, in deren Rahmen nicht nur die oft recht auffallenden individuellen Energieveränderungen (vor, während und nach der Zeugung), sondern auch die Vererbungen erworbener Eigenschaften sich zwanglos erklären.

Was nun die plastischen Spiegelungen der Sinneswahrnehmungen und -Erinnerungen anbelangt, so wird es gut sein, wenn wir zunächst den Begriff „Raum" als eine philosophische Abstraktion aus der naturwissenschaftlichen Erklärung des Gewordenen ganz streichen. Besser ist es, sich das Entstehen der Angriffs-, Nähr- und Fluchtbewegungen niedrigster Tiere zu vergegenwärtigen und deren allmähliche Vervollkommnung durch die ganze Tierreihe rein biologisch zu erfassen; immer von unten nach oben fortschreitend, nie umgekehrt, und mit Ausschluß aller Philosopheme, viel eher mit Nutzanwendungen aus dem Gebiete der Elektrochemie und Kräftemechanik. In dieser Beziehung sind wir jetzt durch die klassischen Untersuchungen von Engelmann, Verworn,

Pfeffer u. a. in der Lage, an die Stelle plausibler Konjekturen wirkliche Thatsachen zu setzen. Wir wissen jetzt, wie und nach welchen Gesetzen die niedrigsten Lebewesen sich im Raume bewegen, wir kennen ziemlich genau ihre „räumlichen Reaktionen" auf Reizungen der verschiedensten Art.[1]) Wir haben nun den Satz, daß nur ungleichmäßige Reizung die Bewegungsrichtung beherrschen kann (Verworn), und nichts liegt näher als die Vermutung, daß im Lauf der Entwickelung sich zwischen bestimmten Reizarten und bestimmten Bewegungsrichtungen ein fester physiologischer Konnex herausgebildet hat. In den Uranfängen mag dieser Konnex nur an der Peripherie bestanden haben, wie bei den Pflanzen; in dem Maße aber, wie die Regulierung der Reaktionen in das Innere, in einfache oder koagitative Sinneszentren verlegt wurde, mußte die Richtungsbestimmung von der Peripherie mit in das Innere wandern, ohne daß — sollte nicht die Beweglichkeit selbst Schaden leiden — an der peripheren Reizrichtung und Reizempfindung wesentliches ge-

[1]) Verworn, Allg. Physiologie, 2. Aufl., S. 352 ff. Ergänzende Sätze: „Die Reizbarkeit der lebendigen Substanz ist ihre Fähigkeit, auf Veränderungen in ihrer Umgebung mit einer Veränderung ihres stofflichen und dynamischen Gleichgewichts zu antworten"; und „Die allgemeine Wirkung aller Reize auf die lebendige Substanz besteht in einer Veränderung der spontanen Lebenserscheinungen." — Die allmähliche Raumorientierung muß in den Uranfängen selbstverständlich in erster Linie auf die bewegungsrichtenden Wirkungen einseitiger Reizung zurückgeführt werden, was aber nicht ausschließt, daß die niederen Sinne mit der Zeit durch die höheren überflügelt, sogar abgelöst wurden. Anfangs mögen Geschmack und Geruch, Getast und Temperatursinn allein „raumorientierend" gewesen sein; mit den allmählichen Ausbildung des Gleichgewichts-, Gehör- und Sehsinnes mußte auch die Raumorientierung auf diese höheren Sinne ganz direkt übergehen. Vielleicht hat die „Phototaxis" schon orientierend gewirkt, lange bevor es zur Ausbildung eines eigentlichen Gesichtssinnes gekommen ist, so daß also die optische Orientierung lediglich als eine Vervollkommnung der photischen zu betrachten wäre.

ändert wurde. Das Zentrum muß nun jederzeit bereit sein, das in vollkommenerer Weise zu veranlassen, was früher nur partiell an der Peripherie geschehen konnte. Dadurch wird das Individuum allerdings „zentralleidend", aber es gewinnt auch größere Beweglichkeit und — Lebendigkeit.

Von diesen Erwägungen ausgehend, bin ich zur Annahme einer ununterbrochenen latenten (unbewußten) Aufmerksamkeit mit der Tendenz der Nachaußenspiegelung gekommen. Mit anderen Worten: Ist der Sinnesapparat normal genährt und energiert, so herrscht in allen seinen Neuronen eine ähnliche Susceptibilität, wie in den Zentralen und Endstationen eines ordentlich versehenen Telegraphen- oder Telephonnetzes; vorbildlich gegeben ist die „Stromrichtung", sozusagen der Tonus der plastischen Spiegelung, so daß, wenn der Reiz kommt (von außen, von einem assoziierten Nervenelement oder als reproduktiver Selbstreiz), ein Schwanken oder „Besinnen" in Bezug auf die Echoverlegung weder erforderlich noch möglich ist. Während des Schlafes oder krankhafter Anästhesie mag dieser Tonus geringer werden, ganz erlöschen aber wird er im lebenden Neuron wohl nie.

Hiernach müßten wir also annehmen, daß gewisse Reaktionen oder vielmehr schlechtweg Aktionen gewisser Gehirn- (Rückenmarks-) Nerven bezw. Zellen immer und in einer ganz bestimmten Weise nach Außen gespiegelt, d. h. so „empfunden" werden, als ob sie gar nicht zentral stattfänden, auch dann, wenn von Kausalitätsbegriffen nicht die Rede sein kann — so bei von Geburt an Blödsinnigen —, und in manchen Fällen zentraler Verletzung, in denen der Schmerz — ohne die Möglichkeit einer intellektuellen Korrektur — an die Peripherie zentripetaler Nerven verlegt wird. Einige Belege für direktes Nachaußenverlegen hat Edinger beige-

bracht. Er sah Schmerzen in der Peripherie auftreten, wenn die sensible Bahn im Großhirn besonders afficiert war, so heftige, daß die Patientin Selbstmord beging, als ihr niemand über die Sinnestäuschung hinweghelfen konnte; und er berichtet von einem Manne, welcher, an Erweichung beider Hinterhauptslappen leidend, unter dem Bilde einer hellen Lichterscheinung erblindet war.[1]) Hier wurden also zweifellos im Rindenapparat vorgehende Prozesse zwingend nach außen verlegt. Auch im Traum, bei Phantomen und Halluzinationen haben wir immer plastische Spiegelung.

Im allgemeinen kommt hier überall der eigentümlichen Synthese von Merksystemen, welche wir Intelligenz nennen, nur die Fähigkeit zu, zu modifizieren, zu verfeinern, nicht aber die Nachaußenspiegelung vollständig umzukehren. Bei vielen, namentlich niederen Tieren tritt die normale plastische Spiegelung der Sinneseindrücke so rasch nach der Geburt ein, daß von einer bloß empiristischen Orientierung im Raume gar nicht die Rede sein kann. Auch bei Menschen geht die Orientierung mit Hilfe lange Zeit brach gelegener Sinne verhältnismäßig sehr rasch von statten, so bei glücklich operierten Blindgeborenen. Eine komplizierte Maschine braucht längere Zeit, um „gut zu gehen", als ein operierter Blindgeborener, um gut zu sehen, d. h. sein Gesicht als Ferntastsinn zu verwenden. Daß ein lange Zeit hindurch nicht gebrauchter oder ein vernachlässigter Apparat nicht sofort die volle normale Leistungsfähigkeit aufweisen kann, sollte mehr berücksichtigt werden; müssen wir doch schon nach längerer Krankheit, ja schon nach längerer abnormaler Lebensweise unseren Magen, unser Herz, unsere Lungen, unsere Muskulatur, unsere Genitalien erst allmählich wieder an die normalen Leistungen gewöhnen. Wie

[1]) Vgl. Ph. Schirmer, Inauguraldissertation, Marburg 1895. S. 6.

sollten die viel feineren und komplizierteren Apparate unserer Sinne, namentlich der Augen mit den Sehsphären, dazu kommen, nach jahrelangem Schlummern sofort korrekt zu arbeiten? Ist es nicht vielmehr ein Beweis der Untrennbarkeit ihres substanziellen Aufbaues und ihrer energetischen Eigenschaften, daß sie dann überhaupt noch brauchbar sind? Und wer sagt uns, ob sofort nach geglückter äußerer Operation der zentrale Apparat überhaupt schon fertig ist? Dürfen wir nicht vielmehr nach den neuesten Forschungen [1]) annehmen, daß die zur Fertigstellung des zentralen Apparates nötige Wachstumsbewegung teilweise erst durch die äußere Operation ausgelöst wird?

Den eigentlichen Kern der Frage bildet das „plastische Sehen“[2].) Hier werden offenbar durch eine Energetik ganz eigener Art aus den Ungleichheiten der beiden Netzhautbilder bei deren gemeinsamer Projektion in den Sehsphären Empfindungen der Nähe und Ferne geschaffen. Daß es immer nur die Bilder (bezw. die Netzhautreize), und nicht die lichtgebenden Körper sind, welche diese Empfindungen veranlassen, und daß dabei Kausalitätsbegriffe und Intelligenz bis zu einem gewissen Grade machtlos sind, das beweisen uns perverse Versuche mit dem Stereoskop.[3]) Bloße Linearzeichnungen von Krystallformen z. B. verursachen ganz unbezwingliche Nah- und Ferngefühle; auch die optischen Deformationen durch Hohlspiegel, Riesenlinsen u. dgl. gehören hierher. Die plastischen Empfindungen stellen sich hier überall nach streng gesetzmäßigen Regeln ein, wenigstens bei allen jenen Beobachtern, welche nicht an Defekten in Bezug auf das plastische Sehen leiden. v. Helmholtz u. a. haben diese perversen Zwangsvorstellungen

[1]) Vgl. meine Schrift über „Energetische Epigenesis ꝛc. ꝛc.“ S. 66.

[2]) Vgl. meine Schrift über das „Plastische Sehen als Rindenzwang“ (München, 1892). Zusammenfassung in „Energet. Epigenesis“ S. 167 ff.

[3]) „Plast. Sehen“, S. 16, 41. „Energet. Epigenesis“ S. 172.

wiederum durch die „Erfahrung“ zu erklären geſucht, welche — ſonſt die getreue Dienerin des „Geiſtes“ — nun ihre Dienſte eigenmächtig verſagt und ſich mit den angeblichen „Trugbildern“ der Sinne verbündet, um dem Geiſte ein Schnippchen zu ſchlagen. Die berühmten Helmholtz'ſchen Sätze (Phyſiol. Optik S. 438):

1. daß nichts in unſeren Sinneswahrnehmungen als Empfindung anerkannt werden kann, was durch Momente, die nachweisbar die Erfahrung gegeben hat, im Anſchauungsbilde überwunden und in ſein Gegenteil verkehrt werden kann;
2. daß dagegen nicht folgt, daß Anſchauungen, die gegen unſere bewußte Einſicht Stand halten und uns als Sinnestäuſchungen ſtehen bleiben, nicht doch auf Erfahrung und Einübung beruhen könnten,

— dieſe Sätze haben viel Verwirrung hervorgerufen. Sie ſind nur ein Spiel mit Worten, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß jede Wahrnehmung nichts anderes iſt als eine jüngſte Erinnerung, und jede Erfahrung nichts anderes iſt als eine Kombination von älteren (event. angeerbten) Erinnerungen an wirkliche Empfindungen. Normalerweiſe werden die allerletzten („aktuellen“) Eindrücke immer durch ältere dynamiſche Spuren beeinflußt; ſtets arbeitet die Phantaſie mit, die ſich abnormalerweiſe zur Halluzination ſteigern kann. Iſt das letzte Bild *C* nur deshalb nicht „empfunden“, weil ich es vorübergehend durch das Phantaſiebild *AB* modifizieren oder in ſein Gegenteil umkehren kann? *A* und *B* waren doch auch einmal „empfunden“! Und andererſeits, wenn ſich nun *AB* dauernd gegen *C* behauptet, haben wir nicht allen Grund, in dem Siege von *AB* den Nachklang wirklicher Empfindungen zu vermuten?

Gerade das von Helmholtz für seinen zweiten Satz angeführte Beispiel, nämlich die an Halluzination grenzende Täuschung, welcher wir beim (einäugigen, nicht aber beidäugigen!) Betrachten von realistisch gemalten Ölbildern u. dgl. ausgesetzt sind, hat mich in der Vermutung bestärkt, daß hier der Sieg der Phantasie durch dynamische Spuren wirklicher Empfindungen erklärt werden müsse.[1]) Da nämlich die Nah- und Ferngefühle, welche durch die Zusammenziehung und Dehnung der beiden Netzhautbilder entstehen, nur für den nächsten Umkreis gewonnen werden, so kam ich dazu, zur Erklärung der zweifellos vorhandenen Empfindungen der sog. „Luftperspektive" besondere Eigenschaften des objektiven Lichtes anzunehmen, welche im wesentlichen auf die Lichtabsorption und die Lichtreflexion der atmosphärischen Körper zurückzuführen seien. Ich denke mir, daß die Wellen dieses „Luftlichtes" (s. v. v.) verweichlicht, geschwächt, versilzt in die Netzhaut gelangen und hier so schwache Eindrücke machen, daß die Nachaußenspiegelung freiesten Spielraum bekommt. Daß es nicht die wirkliche Entfernung der Gegenstände, sondern die Beschaffenheit der Atmosphäre ist, welche diese Fernempfindung verursacht, schließe ich aus dem häufigen Wechsel der letzteren: bei gleichbleibender Entfernung sehen wir eine Bergkette heute näher, als gestern: deshalb habe ich von Fernqualitäten des Lichtes gesprochen, welche, neben dem Apparat zur Verschmelzung der disparaten Netzhautbilder, uns mitbefähigen, „plastisch zu sehen", d. h. die größere oder geringere Nähe der uns umgebenden Lichtträger optisch zu empfinden.

Die Beweise aus der Menschenbiologie sind dadurch erschwert, daß bei der langsamen Entwickelung des Kindes das

[1]) Vgl. meine „Kunstphysiologie", 2. Aufl., S. 190, 601.

Angeborene vom Erworbenen später nicht mehr geschiede
werden kann. Der nahezu embryonale Zustand, in welche
die psychischen Apparate des Menschen noch viele Monate nac
der Geburt verbleiben, ist das schöne Treibhaus der empiris
ischen Theorie. Wir können auch nicht so grausam sein, jung
Menschen jahrelang des Lichtes und der freien Bewegung z
berauben, um dann zu beobachten, ob und wie rasch sie sic
im Raume optisch orientieren lernen. Aber aus der Tierwel
sind die Beweise für die angeborene Fähigkeit, plastisch z
sehen, gegeben, und sie können leicht analytisch vermehrt werde
In gewissem Sinne ist der Beweis auch bei Menschen erbrach
nämlich insofern, als die ohne Arme und Beine Geborenen —
die sog. Rumpfmenschen — ihre optische Raumorientier
ung gerade so gut und rasch entwickeln, wie die normal mi
jenen wichtigsten Tast- und Bewegungswerkzeugen Ausge
statteten. Von den Empiristen ist das ihnen nicht angenehme
wichtige Argument der „Rumpfmenschen" wohl total igno
riert worden. Die Fälle sind allerdings selten; einer de
interessantesten ist der Russe Kobelkoff, jetzt ca. 50 Jahr
alt, der sich öffentlich sehen läßt und, beiläufig bemerkt, ver
heiratet und Vater mehrerer wohlgebildeter Kinder ist. E
sieht vortrefflich plastisch und hat dies so frühzeitig gekonnt
wie Irgendeiner; mit Hülfe seines rechten Armstumpfes zeichne
und malt er sogar, wenn auch sehr mittelmäßig. Ich hab
das Bild dieses Mannes hiehergesetzt, weil schon sein ener
gisches „Geschau" den Stempel einer phylogenetisch starke
Entwickelung des Gesichtssinnes trägt. Über ein 14jährige
Mädchen, Eva Lauk (Esthin), ohne Arme und Beine, schreib
Dr. Huek in Froriep's Notizen, Juli 1838, S. 5: „Be
sonders auffallend war mir's aber, daß, nach der Aussag
der Mutter wie der Großmutter, dieses Kind sich ebenso schnel
entwickelt hat als seine Geschwister; namentlich, daß es eben

Der Rumpfmensch Kobelkoff.

sobald zu einem richtigen Urteile über Größe und Entfernung sichtbarer Gegenstände gelangt ist, ohne sich doch der Hände bedienen zu können."

Zum Schluß zitiere ich gerne den jüngst gethanen Ausspruch eines Psychologen quand même, welcher zwar eine sehr vorsichtige, doch beachtenswerte Konzession darstellt. Stumpf sagte in seiner Berliner akademischen Antrittsrede (Juli 1895): „Die neuere Psychologie gelangt mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß bei aller Ausbildungsfähigkeit unserer Raumvorstellungen doch eine ursprüngliche Mitgift räumlich angeschauter Sinnesempfindungen bei Menschen wie Tieren angenommen werden muß."

Ich gehe nur noch einen Schritt weiter, indem ich sage: Wir können gar nicht anders als plastisch empfinden und denken; die plastische Spiegelung ist phylo-epigenetische Nervenfunktion und tritt, als Tonus ebenso wie als bewußte prospektive Aufmerksamkeit,[1]) in allen Sinnesgebieten und ihren systematischen Erinnerungen mit derselben Naturnotwendigkeit ein, wie der simultane oder der successive Farbenkontrast.

---

[1]) Auch wenn wir eine optische oder auditive 2c. Meldung erwarten, ohne schon die Richtung, aus welcher sie kommen wird, zu kennen. Ueber den außerordentlich großen Umfang und die Komplikation der plastischen Spiegelungen, die bei einem Gespräch über geographische Dinge, bei der Zeitungs- oder Romanlektüre 2c. in uns vorgehen, können wir uns keine exakte Vorstellung machen, weil es sich großenteils um unbewußten Tonus handelt. Ich erinnere auch an die sogen. „Geographiespiele".

Der Sauſewahn.

Der kürzlich mit einem Genoſſen in Paris verunglück
Luftſchiffer Ottokar von Bradsky hat kurz vor ſeine
Tode einen höchſt intereſſanten Aufſatz über ſeinen Luftballo
verfaßt, welcher merkwürdigerweiſe gleichzeitig mit der Nac
richt von ſeinem ſchrecklichen Ende in der Wiener „Neue
Freien Preſſe“ erſchienen iſt. Dieſe ſympathiſche Darlegun
des Verunglückten enthält auch pſychologiſche Momente
welche die größte Beachtung verdienen. Nachdem er die Lieb
zum Sport als eine Art Reſervatrecht des Öſterreicher
in Anſpruch genommen, ſagt er:

„Aber ich ſpreche wohl zu viel von mir ſelbſt. Ich wollt
nur erklären, daß meine flugtechniſchen Ideen mir im Verfol
meiner ſportlichen Beſtrebungen erwachſen ſind. Geh
doch ein großer Teil des Sports in letzter Inſtanz auf di
möglichſt raſche und ungehemmte Bewegung de
Menſchen hinaus. Und wo fände der rechte Sportsman
dies Ideal einer raſchen und ungehemmten Bewegung wo
beſſer verkörpert als im Fluge? Alle bisherigen Spor
beſtrebungen, mögen ſie ſich nun an das Rennpferd, an da
Zweirad, an das Automobil anſchließen, ſind ja ſchon unvol
kommene Verſuche, einem Ideal des möglichſt raſche
Dahinfliegens nahezukommen. Es gilt nur noch, ſich vo
Boden zu erheben, das Luftreich zum Felde unſerer künftige

Sportbestrebungen zu machen. Die praktischen Folgen werden schon von selbst nachkommen. Auch Bicyclette und Automobil waren zunächst nur Sportinstrumente und haben ihre ungeheure Bedeutung für's praktische Leben erst allmählich errungen. Nachdem ich Interesse für das Flugproblem und die Luftschiffahrt gefaßt hatte, begann ich vorerst mit theoretischen Studien." U. s. w.

Hier haben wir, wie ich glaube, die gewissermaßen testamentarisch von einem Märtyrer seiner Leidenschaft niedergelegten Anfänge einer Psychologie des Sports. Wer Gelegenheit gehabt hat, Sportsleute aller Grade und Schattierungen kennen zu lernen, wird die Ausführungen des Herrn v. Bradsky verstehen. Es ist zunächst kein wissenschaftliches oder sachliches Interesse, sondern ein — wie soll ich sagen — psychophysisches Expansionsbedürfnis, das den Sportsmann „begeistert". Eine in den Zustand des normalen Wachens übertragene Form der uns allen bekannten Traumsehnsucht nach dem Fliegen und Schweben. Inwieweit hier irgendwelche psychopathische Momente im Spiele sein mögen, wage ich heute noch nicht einmal anzudeuten. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß Herr v. Bradsky diese Lust an der Schnellbewegung, die ich den ‚Sausewahn' nenne, bei den Österreichern mehr findet, als an Norddeutschen. Sehen wir genauer zu, so kommen fast nur die höheren, gebildeten, zum Teil recht blasierten, weil nicht in der Not des Lebens und auch nicht in der Forschung und in der Arbeit für ein Volkstum stehenden Elemente in Betracht; Elemente, die zwar in jedem Staate sporadisch, massenhaft aber nur dort vorkommen, wo eben der zwecklose Individualismus von Staatswegen gezüchtet wird.

Oktober 1902.

Die Idealisierung der Sinne.

In einer Kritik der Schrift von W. Hellpach „Nervosi und Kultur“ macht Herr Paul Julius Möbius in Leip — der Vater des physiologischen Schwachsinns weiblich Güte — folgende tiefsinnige Bemerkung:

„Nun noch ein paar Worte über Kunst. Der Verfasser v denkt es mir, daß ich von manchen Erscheinungen der moder Kunst schlecht gesprochen habe. Aber ich habe es einfach desh gethan, weil das spezifisch Moderne mir widerlich ist, nicht n ich etwa glaubte, die Kunst mache gesund oder krank. Kunst immer Oberfläche, Symptom, nicht Ursache. Man spricht imm von den Gedanken der Künstler. Gewiß kann zufällig ein Künst Denker sein, aber im allgemeinen ist es nicht so, und die Künst als solche haben gar keine Gedanken. Sie verbreiten n die vorhandenen Gedanken und bringen sie dem großen Hauf näher. Auch die modernen Künstler haben keine G danken, sie nähren sich von denen Feuerbach's, Schopenhauer Nietzsche's, von naturwissenschaftlichen Brocken u. s. w.“

Nun, Herrn Möbius „als solchen“ will ich heute ni bekämpfen; seine ganze Entartungspsychologie ist weiter nich als eine Fahrt auf der Rutschbahn des Pessimismus. We aber halte ich mich verpflichtet, der geradezu beleidigend „Gedankenlosigkeit der Künstler“ entgegenzutret bevor das neue Schimpfwort zur Modethorheit wird.

Ich bin nämlich der Ansicht, daß es nicht nur philosophische und religiöse, sondern auch akustische und optische „Gedanken", ja sogar derlei Genialitäten gibt; und daß, wie aus dem Gehörsinn die Sprache und die Musik, so aus dem Gesichtssinn die Mechanik und die bildende Kunst wirklich gedankliche Inhalte schöpfen. Gegenüber den Gedanken, welche sich aus der Assoziation mehrerer Sinnesgebiete ergeben und zu deren Erfassung jeder mittelmäßig begabte Mensch befähigt ist, möchte ich der innerhalb eines einzigen Sinnesgebietes erwachsenden Gedankenwelt sogar den Rang exklusiver Vornehmheit zuerkennen. Die „einsinnlichen" Begabungen finde ich insofern stärker und durchschlagender, als sie einem umschriebenen Triebherd angehören und daher von assoziierten Herden einigermaßen unabhängig sind. Ihre Bildungen gewähren mehr „subjektive Wahrheit" als jene der assoziativen Begabungen, und es kann vorkommen, daß Menschen, welche wegen ihrer assoziativen Spiegelfechtereien sich eines gewissen Ansehens erfreuen, eigentlich in keinem einzigen Sinnesgebiet es zu gedanklicher Tiefe gebracht haben. Manche literarische und oratorische Leistungen über Musik, über Malerei u. s. w., welche von den Künstlern selbst als dummes Zeug verlacht werden, können nur auf den Mangel an tieferer Idealisierung des hauptsächlich in Betracht kommenden Sinnesgebietes zurückgeführt werden.

Unter „Idealisierung" der Sinne verstehe ich ihre Befähigung zur Selbstverwaltung, zu selbständigen Lust- und Unlustgefühlen, zur Entwickelung eigener Phantasien, Ideen und Talente und zur beliebigen Indienststellung anderer Sinnesgebiete und Triebherde, ja des ganzen Individuums zu Zwecken eben jener einsinnlichen Selbstherrlichkeit. Wenn wir nach den Verhältnissen der niederen Tierwelt uns eine

teleologische Anschauung zurechtmachen wollten, so müßten
uns die Idealisierung der einzelnen Sinnesgebiete und Tri
als etwas Monströses, Revolutionäres, alle biologischen
haltungsgesetze Gefährdendes vorstellen. Denn es ist d
ganz zweifellos, erstens daß die einzelnen Sinne ursprüngl
nur als Hilfsmittel zur besseren Orientierung des In
viduums ausgebildet wurden, und daß die sogenannten e
mentaren Triebe nur dazu dienten, dem Tiere und seiner
ein materiell gedeihliches Dasein zu sichern; — und zw
tens, daß die Etablierung einer ganzen Anzahl selbständig
Nebenseelen — einer Seh-, Hör-, Riech-, Schmeck-, Tur
und Kitzelseele — dazu angethan war, das Lebewesen v
seiner Hauptaufgabe, nämlich der Erhaltung des mat
riellen Systems, abzulenken.

Indessen mit teleologischen Rezepten kommen wir in d
Entwickelungsgeschichte nicht weit. Was hier als unnatürl
erscheint, wird dort als höchste Vollkommenheit gepriesen. Ei
Entfaltung des Zentralnervensystems, welche bei den Fische
Vögeln, Säugern monströs und zwecklos sein würde, hat d
Menschen gottähnlich gemacht. Es ist köstlich zu beobachte
wie in den vielfachen Verzweigungen der Tierreihe die Nat
Anläufe genommen hat, einzelne Sinnesgebiete aus ihr
Sklaverei zu befreien und selbständig zu beseelen, aber zu
herrschenden Prinzip ward, wenn ich so sagen darf, die D
zentralisation erst im Zentralnervensystem des Mensche
dessen Schädel allein die für gesonderte Idealisierungen all
Sinne erforderliche kolossale Rindenausbreitung darbietet u
sogar die Entfesselung gewisser, in den Rückenmarkzentren
kalisierter Betriebe ermöglicht.

Man darf sich diese Dezentralisation nicht allzu lokalisti
und bedingungslos vorstellen. Immer mehr stellt es sich hera
daß auch bei allen spezifischen geistigen und nervösen Thät

leiten das gesamte Gehirn in Betracht kommt, daß — gerade wie beim Staate — das Wohl jeder einzelnen Provinz von dem Gedeihen aller übrigen Provinzen abhängt. Ein Mensch, der nur sehen, aber sonst weiter nichts wahrnehmen und begehren würde, wäre trotz bestentwickelter Hinterhauptslappen eben doch nur ein Sehidiot. Das einzelne Organ wird um so mächtiger sich bethätigen können, je reicher und gleichzeitig harmonischer der ganze Mensch entwickelt ist. Zur Entfaltung spezifischer Talente gehört zweifellos immer eine besonders glückliche spezifische Veranlagung, aber wohl ebenso unerläßlich sind die normalen Beziehungen aller Teile unter sich, da alle Triebe sich gegenseitig steigern und durch ihre Hemmungen vor Schaden bewahren.

Inwieweit es sich bei den niederen Trieben, namentlich dem Gleichgewichts- und Hautsinn, den verschiedenen Bewegungstrieben und dem Geschlechtstrieb, welche nur infolge zentripetaler Inanspruchnahme der höheren Sinne „idealisiert" werden können, um selbständige „Gedanken", um Erfindungsgabe und Genialität handelt, mag hier unerörtert bleiben. Abzuweisen ist ein solcher Anspruch nicht von vorneherein, so sehr sich auch die moralische Hygiene (und wohl mit Recht) dagegen sträubt. Ganz zweifellos aber müssen wir die geniale Idealität den beiden höchsten Sinnen, dem Gesichts- und Gehörsinn, zuerkennen. Es gibt wirklich rein musikalische Gedanken, welche auf der Befähigung unseres Gehörsinns zu einer überaus feinen auditiven Logik beruhen; und ebenso sicher ist es, daß der menschliche Gesichtssinn die (fast allen Wirbeltieren eigenen) farbigen und plastischen Empfindungen in einer so hohen Vollendung besitzt, daß auch hier von eigener Phantasie und eigenen Gedanken gesprochen werden darf. Das Tier „sieht", der Mensch wird „Seher". Wie die Nachaußenspiegelungen unseres optischen Raumsinnes die Ge-

dankenwelt der kosmischen Mathematik und der Mechanik e
schlossen haben, so haben die farbigen Phantasien unsere
auf den Schultern einer langen Kunstkultur stehenden Mal
die Gedanken zur modernen Kunst gebracht. Wen
Herr Möbius diese Gedanken nicht anerkennt, wenn er an
in der modernen Kunst nur „Oberfläche, Symptom, nicht Ur
sache" erblickt, wenn er den Gall'schen „Seelenvermögen" all
Ehren und Potenzen der natürlichen Sinne zuschustert, wen
er, mit anderen Worten, die vierte Dimension beschreitet ohn
die dritte absolviert zu haben, — so kommt das daher, wei
er für die Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs kei
Organ hat; aber es bleibt ihm der Trost, sich in Bezug au
dieses Unvermögen in sehr hochgestellter Gesellschaft zu be
finden. Nur sollte man, wenn man eine von vielen Begabte
und Sachverständigen anerkannte Kunst nicht begreift, mi
voreiligen Aburteilungen und gar mit dem Vorwurfe de
Gedankenlosigkeit vorsichtiger sein. Gerade in der moderne
bildenden Kunst finde ich mehr rein optische Gedanken, al
in irgend einer der vorausgegangenen Kunstperioden, dene
es, so bedeutend auch ihre Künstler als Könner waren, vie
mehr auf dekorativen Schmuck und assoziative Sinnenlust, al
auf ernste Vertiefung in die letzten Probleme der Sehseel
ankam. Hier thronen Schönheit und Freiheit in wahrha
jungfräulicher Reine.[1])

April 1903.

---

[1]) Ich bitte auch die Aufsätze auf S. 388 und 452 meiner „Wege z
Kunst" zu vergleichen.

Psychologie des Dragadramas.

Königspurpur mit Paprikasauce gefärbt. Er ein junger, unerfahrener Masochist, sie eine erfahrene, pariserisch geschulte Sadistin älterer Ordnung, die, um die letzten natürlichen Gelüste ihres Opfers zu betrügen, nicht vor Schwangerschaftsheuchelei mit Kindsunterschiebung zurückschreckt. Beide erblich belastet mit balkanhaftem Größenwahn und stumpfsinniger Menschenverachtung, wie sie nur im tausendjährigen Umgang mit Janitscharen und Schweinen erstehen kann; — die letzte Spur von Respekt vor den freiheitlichen Idealen ihrer hitzigen Rasse in der Schwüle des Lotterbettes im königlichen Konak erstickt.

Das gekrönte Schlampinchen von der untern Donau hat im Haschischrausch ihres Machtdünkels die sonst so prompte Abwägung der Grenzen ihres sadistischen Fluidums gänzlich eingebüßt: was erfreuet Alexandern imponieret nicht den andern. Sie ist seelenblind geworden für die wildmännlichen Instinkte einer Soldateska, die ganz direkt von den Kampfgenossen Karageorgs (des „schwarzen Schorschl") und jenes Milosch abstammt, dessen letzter neurastheniſcher Setzling nun glücklich in dem Hafen einer von Hause aus sterilen und sterilisierten Ehe sich entmännlicht und einen Nachfolger aus der napoleonisch aufgeblähten Sippe Dragas kürt.

Da pocht das Schicksal mit Dynamitfäusten an die P
ten des Konaks. Die sie noch vor einer Stunde als un
würfige Feiglinge verlacht, die Nachkommen der ruhmgekrö
Schweinehirten und Janitscharenüberwältiger — die Schlä
ihres Blutes stehen vor ihnen mit wildrollenden Augen
knackenden Revolvern. Und es fließt in Strömen und
hundert Wunden dieses Blut, dessen Dampf nach Mensch
verachtung stinkt. Von Theodora zu Draga war nur
Schritt — lumpige zehn Längengrade und noch lumpi
vierzehn Jahrhunderte Unterschied. Indessen doch ein Fe
schritt, wenn man die Energie des Rückschlags der belei
ten Canaille in Betracht zieht. Ein orientalischer F
schritt, mit dem wir nichts gemein haben wollen.

„Nix Daitsch!"

Juni 1903.

Das Klettergerüst.

Die Naturwissenschaften kommen mir vor wie ein Klettergerüst. Für den Einen besteht es in einer einzigen geradestehenden oder angelehnten Leiter, auf der er sehr elegant und mit affenartiger Geschwindigkeit die höchsten Sprossen erklimmen kann: Respekt vor ihm, er ist ein Specialist! Ein Anderer begnügt sich mit jener himmelhohen Kletterstange, welche in die höchsten Regionen der Mathematik führt: „Da oben aber ist's fürchterlich." Ein Dritter benutzt diesen oder jenen Querbalken, um zu anderen Leitern und Stangen zu gelangen und von dort aus die Länge seiner Specialleiter zu bewundern. Variatio delectat! Noch andere konstruieren sich eine Art Dom, so wie ihn die Papageien und Bienen haben, und klettern sehr behende bis zur höchsten Kuppel, von wannen sie neugierige Blicke auch in das Innere werfen und sich an der durchsichtigen Projection des ganzen Gerüstes erfreuen. Aber immer bleibt das Ding eine zweidimensionale Größe; Keiner kommt in das Innere, ja für Viele — die Einleiterkletterer, die Specialisten! — existiert schon die zweite Dimension nicht. Die Neu- und Wißbegierigen ahnen freilich, daß auch eine dritte Dimension existieren muß, ja sie beweisen deren Existenz, indem sie den Papageikäfig rings umklettern und die Spangen, die sie vorhin erklettert haben, bald darauf auf der anderen Seite von rückwärts wieder

kennen. Aber das leibhaftige „Hinein“, daran hapert es, das ist noch Keinem gelungen. Da kommen die Retter in der Not, machen dunkel, und sehet, da haben wir die vierte Dimension und können auf die dritte pfeifen!

Jedoch überlassen wir die Spiritisten mit und ohne Spiritus ihrem Schicksal. Das Klettergerüst hat genug Kletterer bei hellichtem Tage, und wenn auch die dritte Dimension ihnen noch undurchdringliche Hindernisse entgegensetzt, so sind ja schon die beiden ersten des Schweißes der Edlen wert. In dem Maße, wie die wirtschaftlichen Sorgen und praktischen Aufgaben der Menschheit in das Ungemessene wachsen, wird es auch am Klettergerüst der Naturwissenschaften lebhafter zugehen. Manchmal dringt aus dem verborgenen Innern ein Lichtstrahl nach außen, flugs sind die Exakten mit ihren Instrumenten und Hohlspiegeln bei der Hand. Es gibt auch eine Sorte von Turnbrüdern, die den Zweck ihres Daseins nicht urkundlich nachweisen können, Franctireurs, Alchymisten, Projektemacher und Hypothesenschwärmer. Irgend ein scheinbar weitab liegendes Interesse hat sie auf das Gerüst geführt — hier sind wir, hier bleiben wir! Mich haben Rätsel der bildenden Kunst da hinaufgelockt, ich wollte ergründen, warum wir das gemalte Bild mit einem Auge plastischer sehen, als mit beiden Augen, und nun bin ich wie die anderen zeitlebens verdammt, zu klettern, zu klettern!

Herbst 1899.

Ueber materielle Systeme.

1. Alle und jede Energie tritt nur in Verbindung mit Masse auf; jeder energetische Zustand oder Vorgang ist an ein materielles System oder mehrere derartige Systeme gebunden und daher lokalisiert.

2. Materie ohne Energie, materielle Systeme ohne energetische Zustände oder Vorgänge gibt es nicht.

3. Aus der Umkehrbarkeit der Axiome 1 und 2 kann man die Einheit des Energie- und des Massengesetzes ableiten. Die Phasen und Mischungen der Masse erscheinen dann als energetische Zustände, während die Formen und Wirkungsweisen der Energie ganz wesentlich von der Beschaffenheit der materiellen Systeme abhängen. Man kann daher sowohl das Massengesetz als einen besonderen Fall des Energiegesetzes betrachten, wie umgekehrt das Energiegesetz als einen besonderen Fall des Massengesetzes. Die erstere Alternative verdient den Vorzug, weil wir alle Massenphasen aus energetischen Vorgängen, nicht aber alle Wirkungsweisen der Energie aus materiellen Umlagerungen erklären können.

4. Räumlich weit von einander entfernte Massenteile können vermöge ihrer Energie in sehr nahen Beziehungen stehen, ein materielles System bilden und andere, zwischen ihnen liegende Stoffteile und materielle Systeme und folglich auch deren Energetik beeinflussen.

5. Da an den energetischen Beziehungen zwischen Sonne, Erde, Mond ꝛc. nicht gezweifelt werden kann, so nimmt man an, daß der Weltraum von einem zwar sehr durchsichtigen und locker gefügten, aber als Energieleiter sehr starken, zuverlässigen und homogenen Stoff erfüllt ist: dem hypothetischen Aether.

6. Ob der Weltäther auch die Funktionen eines Energiespeichers besitzt, wissen wir nicht; wir wissen nur, daß er uns mit wunderbarer Präzision strahlende Energie aus sinnlich unbegreiflich großen Entfernungen vermittelt, und daß er im Stande ist, die kosmische Anziehungskraft zu übertragen, welche wir uns gleichfalls nur als eine der strahlenden Energie analoge geordnete Bewegung denken können.

7. Da wir den Weltäther weder sehen noch berühren können, und da auch die künstliche Herstellung sogen. luftleerer Räume uns keine Vorstellung von den Funktionen des freien Aethers gibt, so können wir den Gedanken nicht verwerfen, daß der Aether auch noch andere verborgene Bewegungen vermitteln könne, als die strahlende Energie und die Anziehungskraft. Es ist auch nicht sicher zu verneinen, daß der Aether außer seiner Kapazität für Strahlen noch solche für ständige Energie habe, wenn auch mit großer Sicherheit anzunehmen ist, daß die Wärme, — d. h. die stationäre oder Wimmelwärme — dabei nicht in Betracht kommt, — woraus wir wiederum schließen, daß der Aether eine wesentlich andere Struktur besitzt, als die uns direkt zugänglichen Stoffe.

8. Aus den Eigenschaften des Aethers kann man ganz direkt schließen, daß es keinen Raum ohne Materie und Energie gibt. Andererseits ist es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß es Räume gibt, in denen die aus der

Chemie bekannten Elemente nicht existieren, für welche daher auch die Stöchiometrie belanglos ist.

9. Aus dem Umstande, daß der Weltäther keine Kapazität für ungeordnete stationäre Bewegungen (Wärme) besitzt, schließe ich, daß die unter Voraussetzung der Richtigkeit der Wellentheorie unausbleiblichen Interferenzen der Strahlenergie, welche den Weltraum unausgesetzt erfüllt und durchkreuzt, in eine uns noch verborgene Form geordneter Energie übergeführt werden.

10. Die Verbindung der Sätze 4 und 8 läßt — da wir uns den Weltraum nur unbegrenzt vorzustellen vermögen — die Deutung zu, daß die entferntesten materiellen Systeme der Welt untereinander energetische Beziehungen haben, daß es also in der Welt kein streng adiabatisches (in seinem Energiebestand und Energieverkehr streng abgeschlossenes) materielles System gibt. Es ist daher ein Fehler, wenn man die Energie unseres Sonnensystems konstant setzt und wenn Clausius eine stets nur wachsende Weltentropie annimmt.

11. Als Gegenpol dieser Anschauung erscheint das Prinzip der Bildung teilweise geschlossener materieller Systeme mit vorübergehenden Gleichgewichtszuständen (Entropien) als ein Richtungsgesetz; mit der Maßgabe, daß diese materiellen Systeme — die wir auch energetische Dissoziationen oder Assoziationen auf Zeit und Raum nennen können — ununterbrochenen Neubildungen zustreben, wobei Konzentrationen und Dissipationen nach einem uns noch unbekannten Turnus zu wechseln scheinen.

12. Als die komplizierteste Form materieller Systeme mit rhythmisch nach Raum und Zeit geordneten Energiewechseln und -Fortpflanzungen erscheinen die Keimsysteme. Namentlich in jenen mit relativ freier Fortbewegung (den wandeln-

den, fliegenden und ſchwimmenden Keimſyſtemen) iſt die ebenmäßige Ausbildung von Gleichgewichtszuſtänden und kinetiſchen Funktionen in Folge minutiöſer Lokaliſation und Verkoppelung zahlreicher Teilſyſteme zu einer kaum begreiflichen Vollkommenheit gelangt.

13. Schon aus rein phyſikaliſchen Gründen (vgl. Satz 1), dann aber aus dem ganzen Bauprinzip der Keimſyſteme ſchließe ich, daß neben den Wachstumsbewegungen und niederen Innervationen auch die pſychiſchen Funktionen — Wahrnehmungen, deren Aſſoziation, Gedächtnis, Merkſyſteme, Gedanken — auf das Genaueſte lokaliſiert ſein müſſen. Jedem Merkſyſtem muß ein materielles Teilſyſtem entſprechen. Dieſe Anſchauung wird um ſo plauſibler, je größer die Anzahl von differenten Wahrnehmungen und organiſierten Merkſyſtemen wird. Den Mangel einer ſpezifizierten Lokaliſation kann ich mir bei einem einzelligen Keimſyſtem mit ein paar Irritabilitätsformen denken, nicht aber bei Lebeweſen mit Milliarden von Zellen, Verkoppelungen und Merkſyſtemen. Die Gehirnfunktionen ohne genaue Lokaliſation zu denken, dazu bin ich ebenſo dumm, wie zum Begreifen des anarchiſtiſchen Staates oder der Religion der Kannibalen.

14. Wie ſomatiſche (entropiſche) Defekte und Abnormalitäten ganz direkt auf unregelmäſſigen Wachstumsbewegungen und mangelhaftem Chemismus beruhen, ſo können wir pſychiſche Störungen nur auf fehlerhafte Stöchiometrie der zunächſt beteiligten Zellenverbände oder auf ungenaue energetiſche Lokaliſation oder auf Beides zurückführen.

15. Die Entſtehung der Keimſyſteme kann man, wie ich glaube, abgeſehen von verſchiedenen phyſikaliſchen Einflüſſen, hauptſächlich aus dem Einfluſſe der ſtationären, ungeordneten Wimmelwärme auf gewiſſe chemiſche Verbindungen

(Protoalbumine, Protoproteïne, Protoplasma) erklären, die ihrerseits nur entstanden sein können im Rahmen gewisser Temperaturbreiten, welche die Labilität von Eiweißverbindungen begünstigen und nach einer vorausgegangenen, langen Entwickelung chemischer Differenzierungen, Oxydationen, Krystallisationen ꝛc. Der ersten Keimbildung wird wohl eine lange Reihe von rein formativen Vermehrungen durch Teilung vorausgegangen sein. Da wir weder die ersten Vorstufen des organischen Lebens, noch die zu ihrer Bildung erforderlichen Zeiträume und äußeren Bedingungen kennen, so ist es sehr fraglich, ob ihre künstliche Nachbildung jemals gelingen wird; was uns so wenig abhalten darf, hier eine natürliche Entwickelung vorauszusetzen, als wir an der natürlichen Bildung krystallinischer Gesteine zweifeln, die ja auch nicht nachgebildet werden können.

16. Die Wärmeentropie in Folge chemischer Prozesse hat es ermöglicht, daß die zur Entwickelung höherer Organismen erforderliche hohe Temperatur durch tausende von Generationen auch während der kalten Jahreszeiten und in polaren Zonen erhalten werden konnte. Wenn wir annehmen, daß die Spermatozoën und Eier auch während der Begattung die Temperatur der Eltern behalten, so kann man sagen, daß z. B. beim Menschen seit Adam und Eva die Temperatur niemals unter 35° C und niemals über 42° C war. Und wenn nur ein einziges der Tausende von Samentierchen, welche in aufsteigender Linie unser Dasein verschuldet haben, nicht mit der nötigen menschlichen Wimmelwärme, sondern mit einer „Erkältung" angetreten wäre, so würden wir vermutlich nicht persönlich existieren. Bei den Fischen kann die Temperatur niedriger sein — daher der Name „Fischblut"; bei den Vögeln muß sie höher sein, als bei den Säugern.

17. Die Rolle, welche hier überall der Wärme zuko
— auch schon im Leben der Pflanze! — bestärkt mich
wesentlich in ihrer Auffassung als ungeordneter
wegung der Molekeln; nur so verstehen wir einigerma
den großen Einfluß der Wärme sowohl auf die chemisc
Umlagerungen der Eiweißstoffe und ihrer Traban
als auf die „kleinsten Bewegungen" in allen Körpertei
schlimmste Erkältung, den Wärmetod durch zuviel Wär
fühlen wir nicht mehr!

18. Teleologisch und daher nicht naturwissenschaft
wäre es, wenn wir sagen wollten: „Dieses oder jenes Sy
ist der Natur nützlich." Es wäre ebenso falsch, als w
wir sagen wollten, daß die Natur ohne Gleichgewichtszustä
schöner sei, als mit solchen, oder daß eine allgemeine, gle
mäßige Entropie der jetzt bestehenden ungleichmäßigen
Ideal vorzuziehen sei. Aber mit Rücksicht auf die Funktio
eines bestimmten Systems können wir sagen: „Diese
jene Umlagerung, Spannung oder Entropie ist dem Sy
nützlich oder schädlich;" und wir können in ähnlicher W
alle anderen bestehenden und möglichen Systeme zu dem
ausgezeichneten System in Beziehung bringen. Das ist d
nicht Teleologie, sondern Feststellung von Thatsachen, w
auch zum Zwecke der Befestigung eines egoistischen Sta
punktes.

19. Will man irgend ein höheres Keimsystem bez
lich seiner Entropie und Ektropie mit einem System
Menschenhand in Vergleich bringen, so darf man hie
nur einen größeren Maschinenkomplex wählen, etwa „Dam
kessel-Dampfmaschine-Rotationsschnellpresse". Die Funktion
Dampfkessels läßt sich mit jener des Darmes und der Lu
vergleichen, während die Dampfmaschine mit den Trans
sionen das Herz und die Blutzirkulation vertritt. Zur

tropie dieses komplizierten Systems gehören alle festen Teile aus Stahl und Eisen, die Treibriemen, die hölzernen Ausleger, das Rollenpapier ꝛc., aber auch der erhitzte Dampf im Kessel und die Temperatur in den Maschinenräumen. Die Materialien zu den festen Teilen sind von Menschenhand nur zusammengefügt, sie waren schon vorher Entropismen und hören nicht auf, es zu sein; nur das systematische Gefüge ist ein anderes geworden. Es muß auch hervorgehoben werden, daß die „Nahrung" des Dampfkessels, vom Wasser und dem zur Verbrennung notwendigen Sauerstoff abgesehen, aus chemischen Verbindungen stammt, welche auf vorweltliche oder doch weitzurückliegende Eiweißproduktion zurückzuführen sind. Die Kohle, welche zum Heizen verwandt wird, besteht aus versteinerten oder faulich verfilzten Pflanzen. Der wesentlichste Unterschied zwischen diesem Maschinenkomplex und einem höheren Keimsystem liegt darin, daß das letztere seine Entropie selbst hervorbringt und sich fortpflanzt. Außerdem gibt es selbstverständlich noch zahlreiche Unterscheidungen, ja in sehr wichtigen Punkten sind beide Systeme geradezu inkommensurabel; die Maschine besitzt z. B. keinerlei psychische Entropie, überhaupt kein Zentrum, sie verhält sich zum höheren Keimsystem wie ein Leierkasten zu einem vom Komponisten selbst geistvoll dirigierten Orchester.

Kommandierender General oder Soldat 2. Klaſſe?

Furchtlos bekenne ich, daß ich in den letzten paar Wochen mehr als einmal beim Frühſtück — ich frühſtücke ſehr früh, wenn die übrige zeitungsleſende Menſchheit noch ſchnarcht — zwiſchen den Zeilen der Telegramme ein Freudenthränlein aus den Augen wiſchen mußte. Das geht nun einmal den Alten ſo, die ihre früheſte und mittlere Jugend mit heißem Sehnen nach Erhöhung ihres Volkes zugebracht haben und nun Dinge erleben, die ſie vor einem Menſchenalter kaum zu träumen gewagt. Wenn uns Einer in den fünfziger Jahren ſo etwas prophezeit hätte, wie den Triumphzug eines deutſchen Kaiſerbruders durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, — wir hätten ihn für einen Narren gehalten! Von dem Saitenſpiel, das in unſeren alten Herzen erklingt, können ſich auch Männer wie Kaiſer Wilhelm II. und Prinz Heinrich keinen Begriff machen, da ſie mit den großen Anſprüchen an die internationale Achtung des deutſchen Namens aufgewachſen ſind. Die jungen Leute von heute haben vielleicht ein Lächeln über unſere feuchte Rührung; ſie leben in Saus und Braus dahin und ahnen nicht, wie demütigend es für uns Väter war, das deutſche Brod mit Thränen des Zornes zu eſſen.

Darum gehört eine gewiſſe Furchtloſigkeit dazu, ſeine vaterländiſche Rührung zu bekennen; ſie iſt nicht „modern,“ man macht ſich damit lächerlich, und der Gedanke, ſich mit

einem Rührsamkeitsbekenntnis gerade bei Denen lächerlich zu machen, die man begeistern will, ist bitter.

Aber wir leben in der Zeit der völkerpsychologischen Rätsel, und am sichersten schneidet immer noch der Satiriker ab. Das ist eben das Fatale, daß jedem unserer nationalen Freudenbecher einige Tropfen kaiserlichen Wermuts beigemischt sind. In Amerika werden die Leute von der Presse Generale genannt, und bei uns daheim werden sie wie Soldaten II. Klasse behandelt. Und doch sind Material, Provenienz und Aufgabe der Presse hier wie dort dieselben, nur daß man drüben besser begreift, warum ohne Tagespresse die Ordnung so gut wie die Freiheit in die Brüche gehen würden. Man argwöhnt, daß in der unterschiedlichen Behandlung der Presse hier und dort nicht bloß eine temperamentvolle Übertreibung, sondern Etwas liegt, was dem deutschen Volkscharakter nicht nur fremd, sondern geradezu verhaßt ist. Ich denke hier gar nicht an Herrn v. Köller, dessen feudale Grobheit wir einfach nach ihrem Marktwerte taxieren, sondern an die Gesinnungen an einer Stelle, zu der wir lieber mit unsatirischem Vertrauen und wermutsloser Liebe aufblicken würden. Das ist der Grund, warum wir trotz aller Rührsamkeiten nicht aus der satirischen Stimmung herauskommen, warum unsere nationale Begeisterung, wie es im „Mikado" heißt, nur a caricature of a face darbietet.

Freudenthränen und Satire,
Sprich, wie reimt sich das zusammen?
Das ist echte deutsche Schmiere,
Doch dein Herz, das steht in Flammen!

Schorschl.

Nachschrift. Heute am 4. März weckte mich das erste Frühlingslied eines gefiederten Sängers. Als ich mit dem

Kommandierender General oder Soldat 2. Klasse?

Furchtlos bekenne ich, daß ich in den letzten paar Wochen mehr als einmal beim Frühstück — ich frühstücke sehr früh, wenn die übrige zeitungslesende Menschheit noch schnarcht — zwischen den Zeilen der Telegramme ein Freudenthränlein aus den Augen wischen mußte. Das geht nun einmal den Alten so, die ihre früheste und mittlere Jugend mit heißem Sehnen nach Erhöhung ihres Volkes zugebracht haben und nun Dinge erleben, die sie vor einem Menschenalter kaum zu träumen gewagt. Wenn uns Einer in den fünfziger Jahren so etwas prophezeit hätte, wie den Triumphzug eines deutschen Kaiserbruders durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, — wir hätten ihn für einen Narren gehalten! Von dem Saitenspiel, das in unseren alten Herzen erklingt, können sich auch Männer wie Kaiser Wilhelm II. und Prinz Heinrich keinen Begriff machen, da sie mit den großen Ansprüchen an die internationale Achtung des deutschen Namens aufgewachsen sind. Die jungen Leute von heute haben vielleicht ein Lächeln über unsere feuchte Rührung; sie leben in Saus und Braus dahin und ahnen nicht, wie demütigend es für uns Väter war, das deutsche Brod mit Thränen des Zornes zu essen.

Darum gehört eine gewisse Furchtlosigkeit dazu, seine vaterländische Rührung zu bekennen; sie ist nicht „modern," man macht sich damit lächerlich, und der Gedanke, sich mit

einem Rührsamkeitsbekenntnis gerade bei Denen lächerlich zu machen, die man begeistern will, ist bitter.

Aber wir leben in der Zeit der völkerpsychologischen Rätsel, und am sichersten schneidet immer noch der Satiriker ab. Das ist eben das Fatale, daß jedem unserer nationalen Freudenbecher einige Tropfen kaiserlichen Wermuts beigemischt sind. In Amerika werden die Leute von der Presse Generale genannt, und bei uns daheim werden sie wie Soldaten II. Klasse behandelt. Und doch sind Material, Provenienz und Aufgabe der Presse hier wie dort dieselben, nur daß man drüben besser begreift, warum ohne Tagespresse die Ordnung so gut wie die Freiheit in die Brüche gehen würden. Man argwöhnt, daß in der unterschiedlichen Behandlung der Presse hier und dort nicht bloß eine temperamentvolle Übertreibung, sondern Etwas liegt, was dem deutschen Volkscharakter nicht nur fremd, sondern geradezu verhaßt ist. Ich denke hier gar nicht an Herrn v. Köller, dessen feudale Grobheit wir einfach nach ihrem Marktwerte taxieren, sondern an die Gesinnungen an einer Stelle, zu der wir lieber mit unsatirischem Vertrauen und wermutsloser Liebe aufblicken würden. Das ist der Grund, warum wir trotz aller Rührsamkeiten nicht aus der satirischen Stimmung herauskommen, warum unsere nationale Begeisterung, wie es im „Mikado" heißt, nur a caricature of a face darbietet.

Freudenthränen und Satire,
Sprich, wie reimt sich das zusammen?
Das ist echte deutsche Schmiere,
Doch dein Herz, das steht in Flammen!

Schorschk.

Nachschrift. Heute am 4. März weckte mich das erste Frühlingslied eines gefiederten Sängers. Als ich mit dem

Überschwang Johanns des munteren Seifensieders an's
eilte, sah ich den Reif auf Bäumen und Dächern. T
meter: ein Grad unter Null. Unentwegter Lenzapostel,
ich da, und schämte mich fast, daß ich gestern das Obi
schrieben, und wollte es fast nicht drucken, und drucke
doch, zu Ehren des Herrn Roosevelt, weil er den
Sohn Kaiser Friedrichs einen „verdammt prächtigen
genannt hat. (Er wird wohl „fellow" gesagt haben, w
unbotmäßigen Preßbengel 'mal wieder falsch mit „Herr"
setzt haben.)

März 19

Der „Wille zur Jugend".

(Urteile und Gefühle).

Im Gegensatze zu den Verehrern der reinen Apperzeption finde ich, daß zur Erhaltung der Voraussetzungslosigkeit des Urteils in menschlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen neben ungetrübter Wahrnehmung auch eine gewisse Lebendigkeit der Gefühle und mindestens ein lebhaftes Nachklingen der sinnlichen Triebe vonnöten sei — neben der kalten, herzlos berechnenden, sozusagen die warme, temperierte Intelligenz. Wie kann der alternde Mensch die für alle höheren Urteile erforderliche Phantasie entfalten und namentlich ein unentwegt freies Verständnis für die Neubildungen der Jugend, für das „Moderne" bewahren, wenn er aller jugendlichen Gefühle bar und ledig geworden ist? Freilich kann man nicht von Jedem verlangen, daß er noch als Siebziger in der vordersten Reihe der rüstigen Erzeuger stehe, obschon es auch an solchen Beispielen geschonter oder vielmehr verständnisvoll geübter Kraft nicht fehlt; wohl aber kann sich der mählich Ergrauende durch fleißige Andacht im Besitze befruchtender Erinnerungen erhalten, die ihm das Verständnis für die Forderungen der spannkräftigen Jugend erleichtern. Diese Gabe, die entschwundene Zeugungskraft durch begeisterte Nachempfindung zu ersetzen, zeichnet den Menschen vor dem Tiere aus, dessen

Gehirn weder für die Idealisierung der Dinge, noch für e
Jugend Raum hat. Ein alter trübsinniger Gaul oder
kann niemals „modern" urteilen, wohl aber der h
Menschengreis, der sich bei jedem Wind und Wetter
Wunders erfreut: „Altes Herz, was glühest du so!"

Darum möchte ich die jungen Deutschen davor wa
für ihre alten Tage allzuviel von der Pflege der kalten
telligenz zu erwarten; vielmehr mögen sie sorgen, daß
Hochofen der Gefühle und Hoffnungen nicht brüchig w
sondern, bei Zeiten gut angeheizt, bis zuletzt
bleibe. Wir lernen nie aus, jedoch noch wichtiger als
schulmeisterliche Lernen ist auch für die Aeltesten die
lässige Pflege des Willens zur Jugend; aus ihm
springen die humoristischen Stimmungen, mit d
wir das Philisterium überwinden. Und, alter Knabe, li
die Jugend (mit und ohne Gänsefüßchen), auch wenn sie
manchmal ungezogen vorkommt; sie bleibe Dir Jungbru
und Spiegel aus der Zeit, da Du selber schön und
warst. Willst Du Recht behalten, so halte Dich an
denen die Zukunft gehört!

Ende März 1903.

Gebet und Freiheit.

In den Tagen, da die katholische Christenheit das Sterben Leo's XIII. erwartete, sagte der Papabile Rampolla am Schlusse eines Bulletins: „Beten wir unaufhörlich!“ Und zwei Tage später, als eine Verschlimmerung im Leiden des Papstes eingetreten war, sagte er: „Verdoppeln wir unsere Gebete!“

Um dieselbe Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm II. vor seinem maritimen Gefolge ein lautes Gebet, eine Art Messe, für die Wiederherstellung des heiligen Vaters abgehalten habe. Diese Nachricht, die denn auch gebührend dementiert wurde, mag für den katholischen Verstand ebenso unfaßbar gewesen sein, wie für den protestantischen die Aufforderung zur „Verdoppelung unaufhörlicher Gebete“.

Im letzteren Falle war überdies auch gemeldet worden, daß Herr Rampolla Tag und Nacht mit päpstlichen Staatsgeschäften überlastet sei, also zum Beten wohl nicht viel Zeit hatte; im ersteren Falle kam das Ungewöhnliche einer gottesdienstlichen Handlung seitens eines protestantischen Herrschers zu Gunsten des Oberhauptes der katholischen Christenheit in Betracht. Man munkelte denn auch schon von „Uebertritt“ u. dergl.

Daß in Deutschland aus solchen Husarennachrichten Ränke geschmiedet werden, ist eine alte Geschichte. Schlimmer aber noch, als die vorübergehende Verkennung allerhöchster Intentionen, ist die daraus erwachsende Bedrohung der

Freiheit. Die für das Lebenselixir des deutschen Gedankens von den Dichtern reklamierte „Gasse“ verwandelt sich, ach! so leicht in einen stinkigen Graben, in dem du, deutscher Idealist, dann elend verstickst. Auch die angebliche „Messe“ des Kaisers soll wieder zum Fallstrick für die Freiheit gedreht werden: man empfiehlt, „mit Gefängniß bis zu . . ., nicht unter . . .“ Denjenigen zu bestrafen, der staatsgefährlich Falsches über allerhöchste Aeußerungen in die Welt setzt! Wie aber, wenn die Meldung nur den Zweck hatte, um die offizielle Berichtigung umlaufender Mißgerüchte hervorzukitzeln? Ist es nicht besser, öffentliche Interessen öffentlich zu verhandeln, pro und contra, als Wohl- und Uebelwollende zu zwingen, in einunddemselben trüben Wasser zu fischen? — Und sollen wir unsere ohnehin mit „grobem Unfug“ über ihre Kraft belästigten Richter auch noch mit diesem politischen Klatsch inkommodieren?

Ein Mann, wie unser Kaiser, kann Alles, wenn er will. Durch Schweigen die Krakehler zum Schweigen zu bringen, welch' ein kaiserlicher Vorsatz! Wie bald würde es wieder dahin kommen, daß man — wie zu Zeiten Wilhelm's I. — Jeden, der dem Kaiser unkaiserliche Worte in den Mund legen wollte, einfach für verrückt halten würde! — Ich pflege nicht wegen weltlicher Dinge zu beten; aber wenn ich wüßte, daß es Erfolg hätte, dann würde ich — gerade aus Anlaß des Hinscheidens Leo's XIII., dieses geistvollsten und klügsten Gegners der Gewissensfreiheit — dieses Gebet unaufhörlich beten und sogar verdoppeln: „Herr, gieb uns noch immer mehr Freiheit des Denkens und des Bekenntnisses, befreie uns in allen Gewissenssachen von der Bevormundung durch den Aberglauben, — mit der Lüge und Verleumdung werden wir besser ohne Staatsanwälte und Zensoren fertig werden!“ Juli 1903.

Aphorismen.

Der Rechte höchstes ist die Pflicht; zugleich das einzige Recht, auf dessen Ausübung zu verzichten wir kein Recht haben. 1895.

* * *

Die Gesundheit ist das herrlichste, aber auch das grausamste Erbe unserer Väter, da sie uns zwingt, immer wieder kraftvoll aufzuleben, auch dann, wenn wir am liebsten die Augen schließen und in das Meer der Ewigkeit tauchen möchten. 1895.

* * *

Die Entdeckung besonderer Denkzentren in unserm Gehirn, denen wir, wie ich glaube, auch ein besonderes Triebleben zuerkennen müssen, erklärt es uns hinlänglich, warum hervorragend geistig begabte Menschen ihre gleichfalls sehr starken niederen Triebe nicht nur eindämmen, sondern zeitweilig ganz unterdrücken können; insbesondere wird es uns so erklärlich, warum bei stärksten Geistern die Liebe — so sehr sie ihr auch zugethan sein mochten — fast immer nur eine nebensächliche Rolle gespielt hat, und warum sie instinktiv jedes lästige Joch, in das ihr Denken durch Liebe und Eifersucht geraten, abzuschütteln gestrebt haben. 1895.

* * *

Wohl dem, der nebſt gutem Gewiſſen einen geſunden und kräftigen Leib hat. Denn im kranken oder ſchwachen Körper lebt die Seele, als ob ſie ein zum Schemen verdörrtes Schlinggewächs wäre und über einem Sumpfe ſchwebte, der ſie heute zu verſchlingen, morgen ſchutzlos den Winden preiszugeben droht. 1895.

* * *

Je traurigere Erfahrungen wir an unſeren Freunden machen, deſto nachſichtiger werden wir gegen unſere Feinde. 1895.

* * *

Liebe Jugend!

Es wundert mich, daß Du fröhlich fortfährſt, die deutſchfeindlichen Machenſchaften der ſogenannten „Friedensfreunde“ (und namentlich der -innen) mit dem Zuckerguß Deines Humors zu überziehen, ſtatt ihnen mit bitterem Ernſt entgegenzutreten. Haſt Du nicht die beiden Briefe von Bertha v. Suttner und Leo Tolſtoi geleſen, die Herr Maximilian Harden gleich hintereinander in einer Nummer ſeiner „Zukunft“ abgedruckt hat? Nun, von dem Eiertanz des ruſſiſchen Exgrafen will ich gerne ſchweigen. Dieſer unverantwortliche Greis lebt in ſeiner Duchoborzenwelt wie Petrus bei den Engeln und ſcheert ſich den Teufel um die ſchnöde Wirklichkeit; es iſt ihm ganz einerlei, ob er durch ſeine Verherrlichung der Militärdienſtverweigerer eine Anzahl von feigen Schwachköpfen dazu verführt, eines der widerlichſten, unmännlichſten Staatsverbrechen zu begehen. Oder iſt es kein Bild des Jammers, wenn ein bärtiger Jüngling — dem Suppenkaspar gleich — ſich wie unſinnig gebärdet und ſchreit: „Ich trage meine Waffen nicht; nein, meine Waffen trag ich nicht!?“ Merkwürdiges Land, wo die unaufhörlichen militäriſchen Ex-

peditionen nach dem Osten von solchen Weckrufen nach dem Westen begleitet werden dürfen.

Viel bedenklicher aber erscheint mir, als unverbesserlichem Deutschen, das Treiben der Frau von Suttner. Sie soll eine charmante Dame von deutscher Bildung sein, sie schreibt ein artiges Deutsch, aber das scheint ihr nicht Muttersprache im vollsaftigen Sinne des Wortes, sondern nur internationale „Vermittlungssprache" zu sein. Bei Licht besehen, richten sich nämlich ihre Bestrebungen ganz direkt gegen das deutsche Reich. Sie greift unseren Kaiser an, angeblich weil er den Krieg für unvermeidlich halte. Warum gerade ihn? Eben zur rechten Zeit hören wir, daß ein französischer General vor Gericht den Revancheschreihals Déroulède für den Grenzdienst im nächsten Krieg reklamiert, und daß das Gericht diesen blutwürstigen Dûterich von dem offenbaren Verbrechen des Hochverrats freigesprochen hat, — nicht obschon, sondern weil er der größte Deutschenfresser, Boulangist und Kriegsbrüller ist. Dorthin sollte Frau v. Suttner ihre Friedensschalmei richten, — oder aber, wenn ihr Paris zu fern liegt, dann sollte sie mit ihrer mannhaften Feder für das gute uralte Staats- und Kulturrecht der Deutschen in Oesterreich eintreten und die deutsche Bündnisfähigkeit dieses ewig deutschen Staates verstärken. Denn der Krieg wird in Europa nur verhindert und ist bisher nur verhindert worden durch die starke Kriegsbereitschaft der Deutschen, und jedes Abschwenken von dieser unbedingt zuverlässigen Schutzwache des Friedens kann nur wett gemacht werden durch eine entsprechende Verstärkung unserer Rüstung. Das Duchoborzentum findet keinen Widerhall in deutschen Männerherzen. Wir Deutsche wollen keinen Krieg, aber wir meinen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Juni 1899.

* * *

Eine biologiſche Thatſache

von der weittragendſten Bedeutung iſt dieſer Tage in allen Zeitungen konſtatiert worden: Der älteſte Vogel iſt nicht der Papagei, nicht der Aas- und Lämmergeier, ſondern — höret und ſtaunet! — unſere gute liebe Hausgans!! Sie kann das 80. Lebensjahr erreichen, wenn ſie nicht im holden Flügelkleide ſchon zu Martini ihres Geburtsjahres geſchlachtet wird. Da nun aber das Letztere in der Regel geſchieht, und jedermann meinen ſollte, daß ein ſo früher Tod durch Generationen ſich vererben müſſe, ſo hat die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenſchaften einen tödlichen Stoß erhalten, und Herr Profeſſor Weismann in Freiburg kann abermals triumphieren! — Oder ſollte die alte Gans eine — junge Ente geweſen ſein? März 1900.

* * *

Der bayeriſche Kultusminiſter und der Einjährig-freiwillige Roſenthal.

„Roſenthal, warum haben Sie Ihre Knöpfe nich jeputzt," ſchnauzte der Leutnant den bummeligen, aber vorlauten Einjährigen an.

„Ich bin nicht eitel, Herr Leutnant," erwiderte der Einjährige.

„Die Knöpfe will ich hingehen laſſen, aber für Ihre einfältige Bemerkung gebe ich Ihnen für heute Abend Stubenarreſt."

Am andern Tage begegnet Roſenthal dem Leutnant, ohne ihn zu grüßen.

„Donnerwetter, Roſenthal, was fällt Ihnen ein, keine Honneurs zu machen?"

„Ach, Herr Leutnant," sagt der Angeredete, „ich dachte, Sie wären mir noch böse von gestern!"

Die Geschichte fiel mir ein, als ich den Bericht über die Verhandlung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 21. April las. Da hat der Kultusminister dieses Kunststaates gesagt, es sei gar nicht wahr, daß die Künstler so unzufrieden mit der Lex Heinze seien; er sei mit vielen Künstlern zusammengekommen, die ihn von ihrer „Entrüstung" nichts hätten merken lassen, ihn vielmehr freundlich, wie früher, behandelt hätten. Obschon ich nun glaube, daß unsre Künstler nicht wie die Hofleute sind, die, nach Goethe, umkommen müßten, wenn sie ihre Zeit nicht durch Ceremonien auszufüllen wüßten, könnte es ihnen doch einmal einfallen, daß sie es machen wie der Einjährige Rosenthal: daß sie den Minister, zum Zeichen ihres Schmollens, nicht mehr grüßen.

Wenn dann der Kultusminister fragt: „Professor, warum grüßen Sie mich nicht," dann antwortet der Maler: „Ich dachte, Sie wären mir noch böse, weil ich zum Goethebund halte." Auf diese Weise erfährt dann der Kultusminister nach und nach, nämlich wenn ihn recht viele oder alle Künstler nicht mehr grüßen, daß die seinem Ressort „unterstellte" Künstlerschaft aus lauter widerborstigen Protestlern besteht.

Was mich anbelangt, so werde ich, da ich in keinerlei Knopfputzverhältnis zu ihm stehe, ihn auch hinfüro mit der alten höflichen Freundlichkeit grüßen, ohne ihn seinen Fehltritt in artibus entgelten zu lassen — selbst auf die Gefahr hin, daß er mich für einen leidenschaftlichen Freund der Lex Heinze halten und mir die Worte Mephistos zurufen könnte: „Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!"

April 1900.

* * *

Boxerbund und Goethebund.

Die „Nowoje Wremja“ schiebt die chinesische Boxerbewegung dem — deutschen Kaiser in die Schuhe (oder vielmehr in die Stiefel). Der chinesische Bund der „großen Faust“ sei lediglich auf Kaiser Wilhelm's geflügeltes Wort von der gepanzerten Faust zurückzuführen, das der hohe Herr seinem Bruder Heinrich als Wegzehrung auf die Fahrt nach Ostasien mitgegeben. Es ist dieselbe vermaledeite deutsche Faust, die sich auf dem Titelblatt zu Nr. 36 der „Jugend“ von 1899 abgebildet findet, und da die „Jugend“ bei denen Chinesen sich einer geradezu phänomenalen Verbreitung und Beliebtheit erfreut, so war von dieser Faust bis zur Gründung des chinesischen Bundes gleichen Namens nur ein Schritt. Nach der „Nowoje Wremja“ hat der Boxerbund auch sofort die kriegerische Ordnung der Deutschen sich angeeignet und mit affenartiger Geschwindigkeit sich nach Art der deutschen Turnvereine organisiert. Das ist aber alles noch gar nichts. Nächstens werden wir durch die russische Presse auch den dernier cri dieser chinesisch-deutschen Verbrüderung erfahren: denn wirklich haben die Boxer bereits um die Statuten des Goethebundes nach Deutschland geschrieben, um auch dieses neueste Gewächs deutscher Kultur samt der famosen Protestbewegung gegen eine für das himmlische Reich noch zu konstruierende Lex Heinze in's Chinesische zu übersetzen. Boxerbund und Goethebund, hurrah! hurrah! hurrah!

Juli 1900.

* * *

Liebe Jugend!

Hüte Deine Zunge! Da Du Dich in den geheimen Kemenaten aller europäischen Prinzessinnen und sogar bei der chinesischen Semiramis herumtreibst, so solltest Du mit Rück-

sicht auf Deine internationalen Abonnenten nicht allzusehr Deinen eigensinnigen deutschen Standpunkt betonen. So war es denn sehr unklug von Dir, Deiner Genugthuung über die Ernennung eines Deutschen zum internationalen Generalissimus in China frohen Ausdruck zu geben, was zur unmittelbaren Folge hatte, daß sich die fremden Prinzessinnen darüber ärgerten und Contredampf gaben. Du hast Dich dadurch nicht nur an der Entwirrung Chinas, sondern auch an Deinem deutschen Generalissimus versündigt, dessen zurückhaltender und schweigsamer Bedachtsamkeit alles, was nach ‚Woche' schmeckt, in den Tod zuwider ist.

Auch den ehrwürdigen Reichskanzler und seinen trefflichen Adlatus lasse doch lieber in Ruhe. Sie sind trotz alledem die Träger des letzten Schimmers von Bismarck'schen Überlieferungen. Und bei allem, was Du denkst und sagst: vergiß die Nachfolger nicht! Sie machen schon queue; man hält sie für außerordentlich befähigt, da sie — zu allem bereit sind.

September 1900.

* * *

Entwurf eines internationalen Vertrags zum Schutze der Anarchisten.

§ 1. Der politische Meuchelmord, insoweit er nicht von rein persönlichen Motiven (Habsucht, Rachsucht, Eifersucht ꝛc.) begleitet ist, wird nicht als gemeines Verbrechen bestraft.

Der politische Mörder wird als Geisteskranker auf Lebenszeit einem zu diesem Zwecke mit besonderen Schutzmaßregeln versehenen Narrengefängnis überwiesen.

Personen, welche in Druckschriften, in Briefen oder öffentlichen Kundgebungen den politischen Mord bezw. politische Mörder verherrlichen oder sich zu anarchistischen Lehren be-

kennen, werden zu weiterer Ausbildung an die Vorſtandſchaft der chineſiſchen Boxer abgegeben und dürfen in ihren reſp. Heimatſtaat erſt dann zurückkehren, wenn ſie eine fünfundzwanzigjährige Dienſtzeit bei den Boxern summa cum laude beſtanden haben.

§ 2. Die polizeilichen Recherchen und gerichtlichen Verhandlungen über politiſche Mörder und anarchiſtiſche Komplotte finden unter ſtrengſtem Ausſchluß der Oeffentlichkeit ſtatt. Die Angeklagten und die an das Narrenhaus Abgegebenen tragen eine Maske. Ihre Namen dürfen nicht bekannt gemacht, ihre Bilder nicht veröffentlicht, ebenſo dürfen über das Schickſal und Befinden ſowie das Ableben der Mörder und ihrer Gehilfen keinerlei Nachrichten gebracht werden. Zuwiderhandlungen durch die Preſſe, durch Buchhändler, Colporteure und Bilderverkäufer werden mit ſchwerem Kerker bis zu fünf Jahren beſtraft.

Probatum est!

Auguſt 1900.

* * *

Saure Gurken.

Nicht zufrieden mit den glänzenden Erfolgen der Jeſuiten in China, und in dem heißen Bemühen, auch bei uns etwas in chineſiſchen Wirren zu machen, verlangt die Berliner „Germania“ die ſchleunigſte Zulaſſung der jeſuitiſchen Miſſionen im Deutſchen Reiche. „Die Jeſuitenfrage iſt im Fluß. Es ſoll unſere Sorge ſein, immer an dieſelbe zu erinnern, und ſie nicht verſumpfen zu laſſen. Das Lavieren muß endlich (!) aufhören.“

Alſo ſchön, nehmen wir dieſe ſaure Gurke aus dem „Sumpfe“ des Zentrums heraus, werfen wir ſie in den „Fluß“ (bei Regensburg), um ſie ihrer fröhlichen Beſtimmung,

nämlich dem Ersaufen im „Schwarzen Meere“ zuzuführen. Wenn die Gurke ersoffen ist, braucht sie auch nicht mehr gewaschen zu werden, — das „Lavieren“ kann aufhören!

Sollte sie aber nicht ersaufen, so werden wir uns mit Vergnügen bei der ferneren Pökelung und Desinfektion dieser unsterblichen Urgurke beteiligen. August 1900.

* * *

Dr. Sigl hat in seinem herrlichen „Bayerischen Vaterland“ den 70. Geburtstag des Kaisers von Oesterreich durch die Aufforderung an das Bayernvolk begangen, seine Gebete an diesem Tage nach Wien zu richten, wo der eigentliche Kaiser der Deutschen residiere, und sich abzuwenden von der Parvenü-Trikolore „Schwarz-Weiß-Rot“. Wie wir hören, hat Dr. Sigl für den ersteren Teil seiner Behauptung die Hausknechtmedaille des Heil. Wenzel, für letztere dagegen ein Patent als Eunuche bei J. Maj. der Kaiserin Tsu-Tsi erhalten. Namentlich über die Betonung der deutschen Mission des Herrschers über Oesterreich hat sich Wenzel unsinnig gefreut, da hiedurch nach böhmischem Staatsrecht auch die Czechisierung Wiens näher gerückt wird. Die österreichische Regierung dagegen soll gegen Dr. Sigl einen Haftbefehl erlassen haben, weil er sich landesverräterische Hanswurstereien gegen einen benachbarten Verbündeten habe zu Schulden kommen lassen. Ob sich in München eine Staatsanwaltschaft oder Polizeibehörde finden wird, welche jenen Haftbefehl auszuführen bereit wäre, erscheint uns sehr zweifelhaft; denn während der Oberammergauer Spiele herrscht bei uns unbedingte „Freizügigkeit“ im Biertrinken und -reden. August 1900.

* * *

Liebe „Jugend"!

Laß Dir von einem Veteranen der deutschen Ein
sehnsucht etwas sagen:

Wenn Einer in den Jahren des Zusammenbruches u
Hoffnungen, etwa zu Zeiten des Stuttgarter Rumpfparlam
uns vorausgesagt hätte: „Im Jahre 1900 werden die
sierten Staaten der ganzen Welt Euch Deutschen und E
Kaiser den Oberbefehl in einem internationalen Fel
gegen das himmlische Reich anvertrauen!" — weißt Du,
wir gethan hätten?

Hinausgeschmissen hätten wir ihn, weil wir
Ansicht gewesen wären, der Kerl wolle uns blutig
höhnen, unsere nationale Ohnmacht und die Hoffnungsl
keit unseres Sehnens uns mit Ohrfeigen ins Antlitz zeich

Und heute? Gestatte mir, nun in diesen Tagen
Goethebundes Dir ein Wort des Andern ins Gedächtni
rufen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles
an ihre Ehre!"

August 190

* * *

Die mecklenburgischen Lehrer

sollen von dem Herzog-Regenten Albrecht in einer öffentli
Ansprache wegen ihres „schlechten Geistes" scharf geta
worden sein; die jungen Lehrer namentlich hätten „Frech
und Unverschämtheit in ihrer Stellung gezeigt" und
weiter. Die Nachricht berührt um so peinlicher, weil
allen Anlaß hat, den Herzog-Regenten als einen ebenso
ständigen und wohlwollenden, wie gut deutschgesinnten Für
zu schätzen.

Es muß kein besonderes Vergnügen sein, heutzutage ei
Schulmeister abzugeben, am Wenigsten in Mecklenburg. W

aber so fortgefahren wird, den deutschen Schulmeister als höheren Stiefelputzer der Obrigkeit und Geistlichkeit zu behandeln, dann wird die Spezies bald aussterben. Denn welcher deutsche Mann von Ehrgefühl möchte sich in eine Stellung begeben, wo er sich beschimpfen lassen und obendrein das Maul halten muß. „Ueberhebungen" kommen in allen, sogar in den höchsten Berufs- und Gesellschaftskreisen vor, ohne daß man gleich von „Frechheit" und „Unverschämtheit" reden darf. Größen- und Mittelpunktswahn sind allgemein menschliche Schwächen, welche gerade die allerhöchsten Herrschaften recht milde beurteilen sollten. September 1900.

* * *

„Les Tschèques au XIX siècle".

Alles, was die süßen Tschechen von den Deutschen und deutscher Kultur profitiert haben, wird in diesem reich illustrierten Prachtwerk auf Französisch erzählt, selbstverständlich unter sorgfältiger Vermeidung irgend einer Anspielung auf die deutsche Quelle aller dieser Wunderdinge. Es ist ein Denkmal der Verlogenheit und Undankbarkeit, ein widerliches Bauchkriechen vor den präsumtiven Todfeinden Deuschlands. Armes Volk, das seine Zivilisation beginnt, indem es den Ursprung seines erborgten Glanzes verleugnet. Einstweilen müssen die Tschechen, um sich in einer ihnen geläufigen Kultursprache verständlich zu machen, nicht nur im österreichischen Reichsrat, sondern auch auf internationalen Kongressen deutsch reden. Sie sind und bleiben eben doch die Hintersassen der deutschen Kultur; vor der Auszeichnung, Vordersassen unser Kultur zu werden, und sich trotzdem unserer Achtung für ihre Eigentümlichkeiten zu erfreuen, bewahren sie sich durch lächerliche Großmannsucht und grenzen-

lose, haßerfüllte Undankbarkeit. Ohne diese Unarten würde vielleicht heute schon das Tschechische bei uns — Modesache sein. Oktober 1900.

* * *

„Nun laß uns Sühne trinken"

— so heißt's im „Tristan" und so sagte auch der Kaiser von China in seinem Briefe an Kaiser Wilhelm II. Offenbar beruht das freundliche Anerbieten des Chinesenkaisers, die Ermordung des deutschen Gesandten durch „Trankopfer" zu sühnen, auf der Reisebeobachtung des braven Li-Hung-Tschang, daß die Deutschen immer gerne noch Eines trinken! Wie es aber scheint, sollen bei dem nunmehr proponierten „Sühnetrank" nur die chinesischen Pfaffen etwas zu schlucken bekommen. Der Vorschlag des Chinesenkaisers stellt mithin geradezu den Gipfel der Unverfrorenheit dar!

* * *

Es ist manch einem aufgefallen, daß Kaiser Wilhelm II. unter Berufung auf die christliche Glaubensgenossenschaft Genugthuung und Sühne für die Hinmetzelung von Unterthanen des chinesischen Kaisers fordert; diese Forderung — so sagen die Nörgler — vertrage sich nicht mit den Begriffen des europäischen Staats- und Völkerrechts. Das finden wir nicht, einer der ältesten europäischen Grundsätze lautet doch bekanntlich: „Haust Du meinen Juden, hau ich Deinen Juden;" man braucht nur das Dein und mein zu verwechseln und statt des Juden einen Christen zu setzen, so ist der deutsche Rechtsanspruch vollkommen aufgeklärt. Oktober 1900.

* * *

Die „Grenzboten“ haben, seitdem Gustav Freytag das Scepter niedergelegt, auf ihren Botengängen schon oft die Grenzen des Erlaubten überschritten, aber eine solche Eselei, wie „Goethe und der Goethebund“ in ihrer Nr. 40, Jahrgang 1900 haben sie noch nicht verbrochen. Noch nie ist die Ignoranz, jesuitische Verdrehungskunst und Größenwahnsinnigkeit des Goethepfaffentums so frech in die Erscheinung getreten, wie in diesem Versuch, den alten Geheimrat zu einer ultramontanen Excellenz à la Windthorst zu stempeln; wie kindisch das gemacht wird, erhellt aus dem Satze, „daß wenn Goethe sein Weg auf der Rückreise durch Assisi geführt hätte, er an dem Grabe des hl. Franziskus nicht vorübergegangen wäre.“ Das ganze Geschmiere richtet sich unter obligaten Verleumdungen gegen den Goethebund, der sich bekanntlich den jungen Goethe zum Führer gewählt hat, ohne den Geheimrat den älteren Herren, die das werden möchten, irgendwie zu verulken. Aber das paßt den neidischen und verlogenen Strebern nicht: sie möchten am liebsten auch den Jungen in den katholischen Gesellenverein einpfarren.

Ist die Pfafferei schon bei den historischen Religionen etwas Trauriges, so wird sie im Gefolge des größten Feindes aller Pfaffenwirtschaft zum widerlichen Zerrbild. Gottfried Keller sagt mit Recht: „es existiert eine Art Muckertum im Goethekultus,“ und sein darauf bezügliches Epigramm „Ein Goethe-Philister“ trifft den Nagel auf den Kopf:

Den mit trock'nen Erbsen angefüllten Schädel
Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen
Das man Goethe nennt; nun schauet achtsam,
Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen!

Oktober 1900.

* * *

Mit Max Pettenkofer ist einer der modern
deutschen Menschen von uns geschieden. Ich kenne ke
anderen Forscher, der gleich Tiefes für die Regeneration un
Geschlechtes erdacht und gleich energisch die Ergebnisse se
Nachdenkens in gangbarer Münze unter das Volk geb
hat. Er war ein Held des Geistes und der That, ein R
Georg, ein Kämpfer erster Klasse gegen alles Faule
Dumme, Unwahre und Schlechte. Und dabei diese f
gemute, kluge Selbstgeringschätzung, diese Freiheit von
lehrtenhochmut und dergleichen Unsinn. Nie hat eine
scheidenere „Excellenz", nie ein offenherzigerer und öffentlich
„Geheimrat" gelebt. Nur Dichter war er im Gehei
Er hatte nur einen Ehrgeiz: aufrecht zu gehen und sich
Anziehen nicht helfen zu lassen.

Sein eigenwilliges Sterben soll aus melancholischer
stimmung hervorgegangen sein; aber daß der 82Jährige
Marasmus eines gedanken- und thatenlosen Greisent
entfliehen wollte, verleiht seiner letzten That eine Größe,
ebenso modern und antik, nur wahrhaft Großen eigen
kann. Wir beugen uns vor dieser That, obzwar er s
vor Jahren den freiwilligen Tod eines jüngeren Geno
vielleicht mit Recht, getadelt hat. Denn was wissen wir
der Seele eines Gewaltigen, der an das Ufer der stillen N
tritt? War es für Ihn nicht vielleicht das Aufblitzen e
ewigen Morgenrotes? Und haben wir ein Recht, den Scha
eines der größten Wohlthäter der Menschheit, unseres W
thäters, zur Rede zu stellen, weil er uns für einen Mon
das Lichtchen der „guten Moral" verdunkelt hat? Hatte
nicht durch seine große und unerschöpfliche schenkende Tug
das Recht erworben, im letzten Augenblicke — an sich s
zu denken? Und lebt er nun etwa weniger unter uns f

Wie glücklich preise ich mich, daß das unergründ

wohlwollende Auge dieses wahrhaft und einfach Großen auch mich angeblickt, daß sein Mund zu mir zu sprechen, sein Ohr meine mäßigen Gedanken anzuhören geruht hat. Wenn ich an die heimgegangenen Geistesfürsten denke, denen ich im Leben begegnen durfte, steht sein Bild in erster Reihe neben Bismarck, Wagner und Boecklin. Des Fürstentitels konnte Er wohl entraten, auch des Schwarzen Adlers; Er hatte den Orden Pour le mérite. Der ist und bleibt der höchste, auch wo er nicht „verliehen" wird.

Anfang Februar 1901.

* * *

An einem großherzoglich badischen Offizierskasino war folgende Inschrift angebracht worden: „Imperatore Guilelmo II. gloriosissime regnante aedificatum." Diese Inschrift ist nun beseitigt worden. Mit Unrecht. Innerhalb der Reichsgrenzen regiert der Kaiser allerdings; er regiert zwar nicht als Monarch, sondern mit und neben der Vertretung aller bundesstaatlichen Oberhäupter, und speziell in Baden ist ihm der landesherrliche Großherzog entschieden „über", ebenso wie ihm in Preußen der König als Regent vorangeht; aber er regiert, und nachdem einmal jene Inschrift angebracht worden, war ihre Entfernung mindestens eine Inkorrektheit. Daß sich doch die guten Deutschen so schwer mit dem Gedanken vertraut machen können, daß sie nach Lage ihrer Verfassungen zur Hälfte Monarchisten, zur andern Hälfte Republikaner sind! In jedem der diversen Bundesstaaten regiert neben dem Landesherrn nicht nur der Kaiser, sondern auch jedes der 22 anderen Staatsoberhäupter ein wenig „mit." Der König von Bayern ist quoad Reichsangelegenheiten auch Mitregent von Preußen und Baden, mehr noch von Elsaß-Lothringen. Eine Liebe ist der andern wert.

Juni 1901.

* * *

Der schöne Karl

ist unter die gekränkten Leberwürste gegangen! Monumer
wie immer, hatte er sich — der einzige unter allen Bür
meistern der Welt! — herausgenommen, Tausende
Abertausende seiner steuerzahlenden Pflegebefohle
regelmäßig als „Schufte", Vaterlandsverräter" ꝛc. zu
titeln, — weil sie ihn nicht gewählt hatten, — und
auf einmal wird er empfindlich und verklagt die Leute, w
sie seiner Partei jeglichen „Begriff vom Ehrgefühl
Beamten" absprechen! Aber wir gehen noch weiter
sagen: ein gebildeter Bürgermeister muß sich aller und j
Anrempelung seiner Mitbürger enthalten und gegen diejeni
die nicht zu seiner „Partei" gehören, erst recht höflich
Sei freundlich, schöner Karl, gegen Jene, die Deinen Ge
mit bezahlen müssen, obschon sie Dich nicht ausstehen kön
Sei christlich, frommer Karl, und liebe Deine Stadtkin
ohne zu schimpfen! Juni 1901

* * *

„Wie viele deutsche Männer!"

Mit diesem freudigen Ausruf begrüßte der deutschgesin
Abt Karl die Mitglieder des St. Pöltener deutsch-ös
reichischen Städtetags am Hauptportal der Abtei Me
dieses uralten Sitzes deutscher Kultur. Das Wort soll d
trefflichen Priester nicht vergessen sein! Als ein besonde
glückverheißendes Zeichen betrachten wir es, daß der Tyra
von Wien, Lueger, nicht unter den Begrüßten war;
wäre verdächtig gewesen!

Einhundert und zwölf deutsch-österreichische Städte ha
auf diesem Tage von St. Pölten durch ihre nicht nur „
Umgang deutsch sprechenden," sondern auch deutsch denk
den und deutsch fühlenden Vertreter sich zum Ge

Josephs II., zum Geiste des Deutschtums, der Freiheit und des Lichtes bekannt. Internationaler Eidhelfer, vulgo Hanswurſten, bedurfte es da nicht; der deutſche Mann braucht keine fremdländiſchen Generale, um ſich Mut einflößen zu laſſen. Das prächtige Wort des Bürgermeiſters Voelkl: „Ein deutſcher Bürger kann nicht anders als freiheitlich denken," — dieſes Wort verbürgt die Zukunft des Deutſchtums in Oeſterreich, darin ſteckt ein männliches Programm. Das ſollten ſich die windigen Czechen mit ihren nichtsnutzigen Verbündeten aus allen Lagern der Reaktion und Gegenreformation — von Déroulède und Rittich bis zu den Jeſuiten — einmal ordentlich überlegen. Was iſt denen die Freiheit, was iſt denen Joſeph! Ihnen gehört die ruſſiſche Knute, die franzöſiſche Lilie, die Jeſuitengeißel! „Selbſt iſt der Mann" heißt dagegen der Wahlſpruch der Deutſchöſterreicher. So lieben, ſo verehren wir Euch, und in dieſem Zeichen wird das ſtolze Wort Deutſchöſterreich mit neuem Zauber ſich umgürten! Wie viele deutſche Männer! Heil! Tauſendmal Heil! Juli 1901.

* * *

Zolltarifliches.

Der neue Zolltarifentwurf, dieſes hehre Trutzgeſchenk an die armen Fideikommißbrodeſſer, bildet ein prächtiges Gegenſtück zur Unterdrückung der chineſiſchen Wirren. Verkehrszeichen- und vertragspolitiſche Zukunftsmuſik, auf den Waſſern zu blaſen. Der deutſche Michel freut ſich wie ein Schneekönig und unſere lieben Freunde in und um Europa ſchicken ſich an, unſer Bauchtanzſolo mit entſprechendem Meerſchweindlgequietſche zu begleiten. Oh — —, oh — —, du wunderſchöne Stadt, wohl dem, der dich im Rücken, und nicht im Magen hat!

* * *

Nach dem neuen Tarifgesetzentwurf sind Gedanken nicht mehr zollfrei. Nach § 6 werden nämlich die im Tarif nicht besonders genannten Waren denjenigen Tarifstellen zugewiesen, in denen die ihnen nach dem Verwendungszweck am nächsten stehenden Waren aufgeführt sind. Es kommt also ganz darauf an, worauf sich die „Gedanken" beziehen. Am besten auf nichts Steuerbares, noch besser überhaupt keine Gedanken. „Meine Gedanken sind ganz bei Dir," sagte Michel zum Hering, und siehe, er mußte nachträglich den doppelten Zollsatz erlegen. Der Gedanke an die Kartoffeln blieb allerdings zollfrei.

* * *

Als „bedauerliche Indiskretion" wurde die unwillkommene Veröffentlichung des Zolltarifentwurfs von offiziöser Seite bezeichnet. Sehr bedauerlich fürwahr! Ach Gott, es wär' so schön gewesen, der Deutschen biedre Schar zu überrumpeln, ach Gott, es hat nicht sollen sein. „Uebermorgen schlachten wir die alte Sau," sagte der Bauer zum Knechte. Der dumme Kerl geht hin und sagt's der Sau gleich wieder, und nun wird das Luder vor der Zeit rebellisch. Welch' eine bedauerliche Indiskretion!

Juli 1901.

* * *

Der Heuchelmord, oder der Mensch als Untertier.

In dem angeblichen Bestreben, durch meuchelmörderische Beseitigung angeblicher Tyrannen der seufzenden Menschheit einen angeblich riesengroßen Dienst zu erweisen, degradieren die Herren und Damen Anarchisten sich und damit doch immerhin auch einen Bruchteil der Menschheit in einer Weise, für welche das Wort „Affenschande" noch ein Ehrentitel ist; — insofern sie sich nämlich mit dem gewöhnlichen Meuchelmord

nicht mehr begnügen, sondern diesen durch den Heuchelmord übertrumpfen. Der ehrenwerte Czolgosz ergreift die Hand Mc. Kinley's, er drückt sie und heuchelt seinem wohlwollend dreinschauenden Opfer Sympathie, — und mit der anderen Hand drückt er den Revolver ab. Weder Tiger noch Schlange, weder Wanze noch Laus kennen derartige Kriegsmaximen; das hinterschlächtigste Tier lauert nur auf seine Beute, dann meuchelt es, aber es heuchelt nicht gleichzeitig Freundschaft oder dergleichen. Diese untertierische Perfidie, diese maßlos dreckige Gesinnung des Shakinghands-Mörders, blieb dem stolzen genus homo vorbehalten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn soeben ein Kongreß der Tiere angekündigt wird zu dem einzigen Zwecke des Protestes dagegen, daß die Herren Czolgosz und Most, sowie die goldige Emma ferner mit den die Tierwelt mißkreditierenden Beinamen „Schweinehund", „Mistviech" u. s. w. beehrt werden. Im Namen des Tierschutzvereins.

September 1901.

* * *

Schamhaftes aus dem Muckerthal.

In jenem Thale, wo die Wupper muckert, in Elberfeld, soll zum 25jährigen Jubiläum des Verschönerungsvereins ein Monumentalbrunnen nach dem Vorbilde des Neptunsbrunnens von Trient errichtet werden, mit Najaden und Tritonen ꝛc. In Anbetracht der in geschlechtlichen Dingen sehr kitzlichen Veranlagung gewisser Kreise der Stadt hatte der Bildhauer zwar eine sehr starke Diminution der Abzeichen vorgenommen, durch welche sich Tritonen von Najaden zu unterscheiden pflegen; aber ein besonders hochmögendes Lex Heinzemännchen hat just diese Verkleinerung als eine Verhöhnung seiner eigenen Leibesbeschaffenheit an-

geſehen und — wie die „Frkf. Ztg.“ meldet — „über Nacht die Tritonen kaſtrieren laſſen.“ Glückliches Elberfeld, aber arme Najaden! Und vielleicht noch ärmerer Kaſtrator, denn im Traum werden Dir nun die ihrer Männlein beraubten Meerweiblein, jede mit einer Baumſchere bewaffnet, erſcheinen und Dir unter unheimlichem Plätſchern das alte Sprichwort in die Ohren raunen:

„Was Du nicht willſt, daß man Dir thu',
Das füg' auch kein'm Tritonen zu!“

Oktober 1901.

* * *

Eine moderne Neubearbeitung von Fauſt und Gretchen iſt kürzlich in Stuttgart erſchienen, aber nicht bei Cotta, ſondern in der Strafkammer des Landgerichts. Das Opus war zuerſt dem Schöffengericht angeboten worden, doch wurde von dieſem der Verlag abgelehnt. Dagegen iſt die Anlehnung an Goethe's „Fauſt“ überall gewahrt; originell iſt nur, daß Fauſt zu den ergebenſt Unterzeichneten in keinerlei Beziehung ſteht und als Kläger gegen Gretchen auftritt, weil ſie ihn auf allen ſeinen Spaziergängen verfolgt hat; und äußerſt verſöhnlich iſt der Ausgang, indem Gretchen nicht wegen Kindsmord in's Gefängnis kommt, — denn ihr Kind iſt eines natürlichen Todes geſtorben, — ſondern weil ſie dritten Perſonen gegenüber mit ihrer Schande renommiert und ſich nicht geſchämt hat, den Erzeuger ihres Kindes — hier ein unbeſcholtener Aſſeſſor — mit Namen zu nennen. Der Staatsanwalt hatte für dieſe ſchauderhafte Majeſtätsbeleidigung ſechs Monate beantragt, — zwei Monate mehr, als das Kind gelebt hatte, — denn obſchon der Beleidigte die Thatſache der Vaterſchaft, ſowie das ganze Verhältnis zugeben mußte, ſo iſt doch nach deutſchem Reichsrechte der

unehelichen Mutter nicht erlaubt, den Vater durch derlei Behauptungen zu necken. Die Strafkammer erkannte nur auf vierzehn Tage (wohl eine sinnige Anspielung auf das Wochenbett), da die Mutter sonst unbescholten war, und durch die Mutterschaft nur ihre Ehre verloren hatte. Gretchen ist also „gerichtet", und wird hoffentlich auch, wie bei Goethe begnadigt werden. Ueber den „literarischen Wert" des Werkes wollen wir lieber schweigen, sonst könnten wir die staatsanwaltlichen 6 Monate erwischen, denen Gretchen glücklich entgangen ist.

Mephistopheles. Marthe Schwerdtlein. Valentin. Böser Geist.

Oktober 1901.

* * *

„Ueberwinde das Weib" — so heißt nach dem Kritiker eines neuen Wiener Romans die ultima ratio des Liebeskampfes, der an dem Marke der Menschheit zehrt. Wie aber, wenn unsere verehrlichen Schwestern den Spieß umkehren würden? Klingt es nicht viel schöner: „Ueberwinde den Mann"!? Lange genug hat man den holden Mägdulein vorgesungen: „Wir winden Dir den Jungfernkranz", wie kräftiger klänge es nicht, wenn sich die Brautjunfern an den Auserkorenen wenden würden: „Wir winden Dir den Strick um n' Hals." Oktober 1901.

* * *

Aus dem Eunuchenwinkel.

Den Elberfelder Jubiläumsbrunnen hat eine 1000 köpfige Ultramontanenversammlung verdammt, weil die Figuren „in gleicher Weise den Gesetzen der Natürlichkeit, Schönheit und Sittlichkeit widersprechen." Oh Ihr — —! Wenn Euren Vätern jenes natürliche Etwas gefehlt hätte,

das an den Elberfelder Tritonen Euch so in Harnisch versetzt, dann allerdings würde es besser bestellt sein um Deutschlands Natürlichkeit, Schönheit und Sittlichkeit! Ihr seid allzumal krank, aufgeregt und solltet Euch gerade aus Gründen der Wohlanständigkeit davor hüten, immer und stets nur von den Geschlechtsteilen zu reden. Oktober 1901.

* * *

Der verstorbene verdienstvolle Chef des bayerischen Generalstabs, Herr v. Lobenhoffer, ein getaufter Katholik, wurde protestantisch beerdigt, weil die katholische Geistlichkeit — höherer Anordnung zufolge — diesen Dienst verweigert hatte. Grund: Ehe mit einer Protestantin, protestantische Erziehung der Kinder. Wir gratulieren! Je mehr Konfessionen an unserem Seelenheil „arbeiten", desto sicherer muß das letztere gelingen. Auch ein bischen türkischer Ritus könnte nur angenehm sein, wenn er uns auch nur ab und zu einen Blick in den türkischen Himmel verschaffen würde. Am bayerischen Hofe soll der Strike der katholischen Geistlichkeit einen kleinen Schnupfen veranlaßt haben, der aber weiter keine üblen Folgen haben wird. Oktober 1901.

* * *

Das Gebet König Eduards.

Die Zeitungen melden, König Eduard habe an Bord der königlichen Yacht in Portsmouth einen Trinkspruch ausgebracht und dabei die Worte gebraucht: „Leider dauert der Krieg immer noch fort; aber wir beten inbrünstig um Wiederherstellung des Friedens und der Wohlfahrt." Durch unseren Londoner Berichterstatter, Sir William Shakespeare, der als Schauspieler am Globe-Theater viefach mit Hofkreisen

in Berührung kommt, sind wir in die glückliche Lage versetzt, unseren Lesern den wahren Wortlaut des königlichen Gebets mitzuteilen. Es lautet:

„O meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel,
Sie trägt den ersten, ältesten der Flüche,
Mord eines Bruders! — Beten kann ich nicht."

November 1901.

* * *

Einer der feinsten Kniffe rückständiger Romantiker ist die Wiedererſetzung des Wortes „adelig" durch „edel"; durch dieses Taschenspielerkunststück wird mit einem Schlage all der Zauber, mit dem die bürgerliche Poesie der Jahrhunderte das Göttliche im Menschen umgürtet hat, auf die Nachkommenschaft unserer mittelalterlichen Raub- und modernen Industrieritter übertragen. Es ist eine Konfiskation fremden Eigentums zu Gunsten einer bevorzugten Klasse. In Wirklichkeit steht es so: Die Adeligsten der Nation sind diejenigen, denen es durch ihre Vorrechte, den Glanz ihres Namens und ihren Besitz am leichtesten gemacht ist, edel zu werden; die Alleredelsten aber sind zweifellos diejenigen, welche ohne alle Vorrechte, ohne alles gesellschaftliche Ansehen, ohne alle Protektion und im harten Kampfe um das tägliche Brot sich durch Menschlichkeit, Unbestechlichkeit, Pflichterfüllung und begeisterte Pflege hoher Ideale auszeichnen. Auch einem hohen Adel ist es nicht verwehrt, nach dem Lorbeer des Edelmutes zu trachten; Gelegenheit dazu ist immer vorhanden, jetzt z. B. wieder durch den Verzicht auf die Getreidezölle, welche weiter nichts sind, als eine künstliche Erhöhung der Grundrente des Großgrundbesitzes auf Kosten der Nichtgroßgrundbesitzenden.

1901.

* * *

Keine Begeisterung ist so mächtig und überwältigend, wie diejenige der Dummheit, namentlich wenn sie en masse auftritt. Zwar hat die Intelligenz manche Siege zu verzeichnen, aber fast niemals gegen die begeisterte Dummheit, d. h. den Fanatismus, sondern in der Regel nur dann, wenn die Dummen im Zustande des Halbschlafs waren und überrumpelt wurden. Daher ist eine alte Maxime Derer, welche von der Dummheit profitieren, ihre Leutchen im Zustande der Erregung zu erhalten, wenn und solange von Seiten der Intelligenz Ueberfälle zu befürchten sind. Ist aber die Gefahr vorüber, dann ist es nötig, die Dummen wieder schlafen und sich von der Erregung erholen zu lassen, da selbst dem Allerdümmsten die Begeisterung für die eigene Dummheit am Ende — zu dumm wird. Dieses immerwiederkehrende Schlafbedürfnis der Dummen ist der zuverlässigste Parteigänger des Fortschritts.

Hingegen ist die Spekulation auf die Dummheit der verehrten Mitmenschen zwar zeitweilig ein einträgliches Geschäft, aber der hundsmiserabelste Beruf, der sich denken läßt, und sollte man alle die, welche sich dieser Schurkerei verlobt haben, nicht nur nicht — wie es annoch von oben und unten weidlich geschieht — mit äußeren Ehren überschütten, sondern ihnen vielmehr tüchtig das Fell gerben. Namentlich dann, wenn sie in ganz schamloser Weise und bei Tage ihr unsittliches Verdummungsgewerbe betreiben.

* * *

Leider hat die neue Tarifvorlage nicht bloß ihre humoristische, sondern auch eine sehr ernste Seite. Sie liefert den unumstößlichen Beweis, daß wir auf dem Gebiete der hohen Politik zum traurigsten Dilettantismus, zu ewiger

Stümperei verurteilt sind. Wie kann man nur einen Industriestaat allererster Klasse, wie das Deutsche Reich nun schon seit Jahrzehnten einer ist, fortwährend mit Gott und aller Welt verfeinden! Ist es wirklich wahr, daß man diese unerhörte Vorlage nur gemacht hat, um den preußischen Großgrundbesitz kanalfreundlich zu stimmen, dann sage ich: Der Kuckuck soll alle Kanäle holen!

* * *

Deutsche Kleinstaaterei.

Ernst Haeckel erzählte vom † Großherzog von Weimar, daß dieser einmal einen hohen Geistlichen, der Haeckel von Jena weg haben wollte, fragte: „„Glauben Sie, daß Haeckel aus Ueberzeugung so lehrt?“ — „Ja.“ — „Nun, dann lassen Sie ihn reden, wie ich ja auch Sie reden lasse.“

Wenn der selige Braun-Wiesbaden das gehört hätte! Auch ich preise heute unsere Kleinstaaterei, die uns wenigstens die Aussicht auf eine anständige Feuerbestattung gewährt! Soweit ist es schon gekommen, daß wir unsere Sparpfennige und Hoffnungen an diesem geruchlosen Ideale anlegen — falls nicht eines schönen Tages auch dieses dem Fort- des Rückschritts und der frömmelnden Phrase zum Opfer fällt. Denn die Großen verfügen über mächtige Haderlumpen, mit denen sie jedes kleine Feuer leicht auslöschen können.

* * *

Czechische Begriffspantscherei.

Herr Klofac hat im österreichischen Reichsrat kürzlich gesagt, ein Idiot wäre jeder czechische Soldat, der sich für Oesterreich schlagen, und zehnmal ein Idiot, der mit Begeisterung für diesen Staat kämpfen und sterben wollte. Kurz vorher hat Herr Kramarz die Parole „Los von Rom“ als

gleichbedeutend mit „Los von Oesterreich“ denunziert. Wenn man nun bedenkt, daß die Los-von-Rom-Bewegung nur allein und ganz ausschließlich eine direkte Folge der deutschfeindlichen und czechenfreundlichen Politik Roms und seines fanatischen Klerus ist, so kann man sich einen Begriff von der großen Verderbtheit jenes Herrn Klofac machen, der mit so plumper Hand das wahre Gesicht des czechisch-römischen Liebesverhältnisses demaskiert hat. Wir wissen nun aus den Schwätzereien jener Herren ganz genau, daß in den Herzen der Czechen und ihres klerikalen Anhangs die Parole „Hin nach Rom“ nichts anderes bedeutet als „Los von Oesterreich.“ An dieser fundamentalen, durch die Geschichte erhärteten Wahrheit ändert auch das chamäleonartige Gethue der Christlichsozialen nichts; wie eine Bitte um Verzeihung klingt es, wenn sie sich in Rom noch „Deutsche“ nennen. Einst wird kommen der Tag, wo auch der verblendetste Ostmärker die Jesuitenbrille ablegen und erkennen wird, daß Oesterreich und Deutschtum untrennbare Begriffe sind.

November 1901.

* * *

Es wird nichts kurz und klein geschlagen!

Nach früheren Zeitungsmeldungen sollte der Kaiser gesagt haben, daß er, wenn die Handelsverträge nicht zu Stande kommen sollten, „alles kurz und klein schlagen werde.“ Nun soll er es wieder nicht gesagt haben. Das ist bedauerlich; ein kräftig deutsches Wort zur rechten Zeit hören wir gern, notabene wenn es von der Morgenröte der großen deutschen Zukunft durchleuchtet ist. Diese Zukunft liegt aber nicht bloß auf den Wassern und in den Kanälen, sondern auch in der Wohlfahrt des gesamten Volkes, welche nicht etwa erst durch die große Energie und

löbliche Initiative des Kaisers, sondern aus tiefinneren Gründen unseres Volkscharakters und unserer wirtschaftlichen Entwicklung, namentlich auch wegen der Ueberproduktion an wissenschaftlicher und technischer Intelligenz ganz entschieden **auf den lebhaftesten internationalen Verkehr** angewiesen ist. Wenn uns erst einmal das „Wasser" bis an die Kehle geht, dann werden wir ja wohl einsehen, daß es für Deutschland immer nur eine vernünftige Politik gegeben hat und gibt: nämlich **sich der Welt unentbehrlich zu machen.** Durch diese ewigen Zollstänkereien und Attentate auf das ABC der Kultur aber machen wir uns mehr als entbehrlich, wir machen uns verhaßt, und es geschieht uns ganz recht, wenn in einer unseligen Stunde auch Diejenigen uns verlassen, deren Wohlwollen und Freundschaft wir uns bei einigem vernünftigen Standhalten hätten sichern können. Unserer Politik fehlt es an vornehmer Ruhe, an Gleichgewicht, an wahrhaft großen Weltgesichtspunkten; das Schwabbelige hat keine Existenzberechtigung.

November 1901.

* * *

Schöps, Mäuse und eidlich erhärteter Pfannkuchen!

Ein liebliches Idyll ultramontan-agrarischer Geselligkeit ward jüngst in Traunstein's Mauern von gerichtswegen enthüllt. Weiß der Teufel, wie der kampfesmutige Filius des seligen Herrrn von Schorlemer-Alst auf die Idee gekommen, seine norddeutschen Maximen in der friedliebenden oberbayrischen Gebirgskleinstadt zu entfalten, — genug, er hat es verstanden, das ganze Nest auf den Kopf zu stellen. Von den köstlichen Aeußerungen über den praktischen Unterschied zwischen Beichte und Leben wollen wir

ganz absehen, das sind allzumenschliche Dinge, die allerdings auch ein Stockultramontaner — geschmackvoller behandeln könnte. Aber geradezu unmenschlich ist das, was im Hause des Herrn Baron v. Schorlemer jun. in agrarischer Beziehung geleistet wurde. Die Köchinnen haben es beschworen, daß dort dem gleichgesinnten Baron v. Giese aus München und eingeladenen geistlichen Herren „Suppe" vorgesetzt ward, zu welcher ein 14 Tage alter, lederharter und von Mäusen angefressener Pfannkuchen verschnitten worden, und außerdem ein altes saures Bier, genannt „Schöps"; als die Mägde dagegen sich auflehnten, wurde ihnen bedeutet, daß die Pfaffen das schon „saufen" werden! Das ist nicht nur sauer, sondern sogar bitter und bildet die schlagendste Widerlegung der Aufsätze des Hrn. Prof. Schäffle in der „Frankf. Zeitung".

Bei diesem „Schöps" fällt mir ein Scherz ein, den der jüngst hier verstorbene ehemalige Abgeordnete Henle mit einem ultramontanen Jugendfreund sich gestattete. Dieser letztere hatte im Garten seiner Villa eine Felsengrotte errichtet. „Nun, und was willst Du damit anfangen?" fragte Henle. „Ja," sagte der Andre, „sel weiß i selber noch nit gewiß, — entweder mach i an Bierkeller draus oder 'ne Ahnengruft." — „Wird Eins sein," erwiderte Henle, „ein Schöps kommt alleweil hinein." November 1901.

* * *

Reaktionäre Bauchtänze.

Es sind die Opfertänze um das goldene Kalb, in dem ebensowohl der jüdisch-agrarische Mammonismus, wie die pfäffischen Herrschafts- und Verdummungsgelüste sinnbildlich verkörpert sind. Erst das Kalb, dann der Mensch! Die Bauchtänzer sind meistens Männer in den besten Jahren,

Parlamentarier und Kommerzienräte, juristische Kapläne und theologische Kapphengste aller Grade und Konfessionen. Viele tragen prächtige Schnauzbärte und die meisten triefen von geordneten Verhältnissen und Sittlichkeit. In der Regel tanzen sie auch nicht mehr mit den Beinen, obschon sie in ihrer Jugend in der Wahl ihrer Tanzlokale nicht ängstlich waren. Aber nun, sobald sie in die Nähe des goldnen Kalbes kommen, da gehen die Schwingungen des Bauches los, der ganze Kerl scheint überhaupt nur noch Bauch zu sein: sogar das Rollen der Augen, das Zubergestehen der Haare, die ganze Mimik ist nur bestimmt, die eine Funktion zu illustrieren. Der wildschnaufenden Brust entringen sich der Ueberzeugung Töne; wehe dir, wenn du nicht daran glaubst! Erst wenn das goldne Kalb die gewünschten — Eier gelegt hat, läßt die Erregung nach, und Einer um den Andern begibt sich wieder in die lieben Ställe. Es ist erreicht! Nun kann man wieder ein normaler Mensch sein, ein edler Mensch sogar, hilfreich und gut. Es gibt sogar Glückliche, die sich ihrer Bauchtanzekstase nicht mehr zu erinnern vermögen und — wie die Nachkommen der Raubritter — ihr otium nicht nur cum dignitate, sondern geradezu mit Indignation über das Bauchtanzen genießen. Eine ganz besonders spaßhafte Spezies ist der schutzzöllnerische Bauchtanz, wobei des Nabels würdevolle Ruhe patriotisch kreisender Beweglichkeit weicht. Auch hier post festum — seligstes Vergessen, sobald das altbewährte Bruchband mit der Inschrift: „Fideikommiß" wieder angelegt ist.

Dezember 1901.

* * *

Lehre, Lehrer, — rede nicht!

Der liberale Lehrer Weber in München hat seiner — liberalen Vorgesetzten Zorn erregt durch eine etwas freimütige,

vulgo liberale Rede über die illiberale Behandlung seiner Standes- und Berufsgenossen. Er wurde „diszipliniert". Der Mann hat Berufung an die kgl. Kreisregierung ergriffen, diese hat den Verweis bestätigt. Er wird nun an den Kultusminister gehen, und dieser wird zu befinden haben, ob den Lehrern erlaubt oder nicht erlaubt ist, was die vom Staate bezahlten Pfarrherrn nach Herzenslust thun dürfen, — nämlich als freie deutsche Männer den Mund aufzuthun, wenn sie der Schuh drückt. Es wäre doch abscheulich, wenn von den liberalisierenden Ratsherren unserer aufgeklärten Zeit dereinst dasselbe gesagt werden müßte, was Otto Seeck in seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" (II., S. 454) von der Tyrannei der römischen Kaiser sagt: „Wer sich durch Kühnheit, Freimut und selbständige Gesinnung auszeichnete, war sehr im Nachteil gegenüber den Kriechern und Schleichern und mußte in den meisten Fällen zu Grunde gehen." Dezember 1901.

* * *

„Sezessionslyrik."

Jeder Name, jedes Schlagwort muß doch irgend einen Sinn haben. Wenn das verehrliche deutsche Publikum sich darauf versteift, das Beste und Schönste an der neuesten Ornamentik und Dekoration als „Jugendstil" zu bezeichnen, so ist dies erklärlich, da die „Jugend" wirklich die erste deutsche Wochenschrift war, welche die Boten der modernen bildenden Kunst in ungezählten Hunderttausenden in's Land sandte. Wenn aber das Unverständlichste und Ultravioletteste, ja das geradezu Haltlose an dieser Kunst, wie an der Lyrik und dem Theater als „Sezessionsstil" verschrieen wird, so hat das nur Unsinn.

Das Wort „Sezession", d. h. soviel wie Begehung eigener Wege, kam in Kunstfragen zuerst durch den „Verein bildender Künstler Münchens" auf. Dieser Verein wurde i. J. 1892 gebildet, aber nicht, um irgend eine bestimmte, wohl gar extravagante Richtung in Schutz zu nehmen, sondern um regelmäßige internationale Jahresausstellungen zu veranstalten, wobei nicht sowohl Rücksichten auf die Mitglieder, als vielmehr auf die künstlerische Bedeutung der auszustellenden Werke genommen werden sollten. Es heißt wörtlich in dem Gründungs-Memorandum des neuen Vereins:

„Der Zweck unserer neuen Vereinigung ist der, eine thatkräftige, gesinnungstüchtige Gruppe von Künstlern aller Richtungen zu bilden, welche jährliche internationale Ausstellungen abhalten, und welche, absehend von persönlichen Vorteilen, sich rückhaltlos zu dem Prinzipe bekennen: Die repräsentativen Münchener Ausstellungen müssen Eliteausstellungen sein!"

Will man also den Begriff der künstlerischen Sezession für weitere Gebiete des Stiles und Geschmackes gebrauchen, so mißbrauche man ihn nicht! Was soll es heißen, wenn man auch nur auf dem Gebiete der bildenden Künste dem Worte die Deutung gibt, als ob damit das im schlimmen Sinne Problematische in der malerischen Farbenoptik gekennzeichnet werden dürfe! Die Leute, die solchen Unsinn produzieren, wissen noch nicht, daß man die farbigen Kontraste nach ihren physiologischen Werten malen muß, sie geben sich gar keine Mühe, ihren Unverstand zu korrigieren. Ei, so barzen Sie sich doch nicht so, meine Herrschaften, und bedienen Sie sich des Illusionsröhrchens, Sie werden dann von ganz alleine auf den richtigen Trichter kommen! Februar 1902.

* * *

Kabel-Telegramm.

Der Verein amerikaniſcher Zahnärzte in Chicago ernannte den Reichskanzler Grafen Bülow zum Ehrenmitglied — Dr. of Dent.-Surg. hon. c. —, weil derſelbe Herrn John Bull kürzlich den Giftzahn der Verleumdung ſo geſchickt und prompt gezogen hat! Anfang März 1902.

* * *

Im Sumpf.

Unter dem an ſich nicht ganz deutlichen Motto „Mehr Kunſt und weniger Erziehung“ leiſtet Herr Profeſſer Kämmerer im Berliner „Tag“ folgende Abwiegelung:

„Die Gefahr, den Aſt abzuſägen, auf dem er als Kunſtfreund ſitzt, hält manchen davon ab, den Vergleich der Kunſt mit einer Sumpfpflanze zu wagen. Der leiſe Schauer, den er weckt, weicht aber bald der Erkenntnis, daß in ſolcher Sumpfpflanze ſich die beſten Säfte einer in Fäulnis übergegangenen Epoche auf die Nachwelt retten.“

Vielleicht wäre es zeitgemäß, wieder einmal daran zu erinnern, daß Kunſt von „Können“ herkommt, und daß jeder, der ſich in den Sumpf begibt, darin mit und ohne Kunſt umkommt. Ein leiſer Schauer hält uns ab, darüber mehr zu ſagen. März 1902.

* * *

Wilhelm Raabe in's Stammbuch.

Allgemach iſt über die denkende Menſchheit die Ueberzeugung von der Notwendigkeit alles Seins und Geſchehens gekommen. Aus der Notwendigkeit des Gegenwärtigen ſchließen wir erſt auf jene des Zukünftigen und dann auf diejenige des Vergangenen, und Glied an Glied reiht ſich zur Kette des Ewigen, für die uns Sterblichen nur noch die Vorſtellung

vom Kreislaufe der Zeit fehlt. Die Gesetze von der Erhaltung der Energie und der Materie besagen aber nur für die Besonderheit sinnfälliger Erscheinungen, was schon längst in dem Worte enthalten war: „Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Gott, d. i. der Inbegriff alles Wollens und Vollbringens, war aber nie allein und wird nie allein sein: die Welt, die nie „erschaffen“ ward, kann kein Gott mehr aus der Welt schaffen, so wenig wie Gott jemals Selbstmord begehen kann. Das ist der Humor der Schöpfungsgeschichte.

Ende März 1902.

* * *

„Es werde Licht!“

Der bayrische Kultusminister, Herr von Landmann, hatte sich jüngst, als er die von Professor Siegfried Ochs aus Berlin dirigierte Aufführung von Haydns „Schöpfung“ besuchte, etwas verspätet und betrat den Konzertsaal gerade in dem Augenblick, als die prachtvolle Fanfare „Es werde Licht!“ durch den Saal tönte. In ultramontanen Kreisen herrscht infolgedessen große Beunruhigung, und die Zentrumsfraktion hat bereits beschlossen, die Regierung wegen dieser Taktlosigkeit gleich nach den Feiertagen zu interpellieren. Wie wir hören, hat sich Herr von Landmann bereit erklärt, die Interpellation sofort zu beantworten. Er wird, wie wir des Bestimmtesten versichern können, die Insinuation, als handle es sich hier um eine symbolische Handlung seinerseits, mit Entrüstung zurückweisen; er wird der katholischen Bevölkerung Bayerns die beruhigende Erklärung geben, daß er bei seinem Eintritt in den Konzertsaal weder an das Schuldotationsgesetz, noch an sonst etwas gedacht habe; er wird, unter Berufung auf seine gesamte Vergangenheit, jede Gemeinschaft mit Goethe auf das Bestimmteste ableugnen und den Verdacht, als habe er die letzten Worte dieses Freimaurers variieren wollen, als

eine liberale Infamie brandmarken; kurz und gut, er wird den Herren Wörle und Kohl jede gewünschte Garantie geben, daß es in Bayern so dunkel bleiben soll, als es der störende Einfluß der Sonne nur immer gestattet. Aus diesem Grunde hat sich der Kultusminister auch den Fackelzug, den ihm das Zentrum wegen dieser mannhaften Erklärung bringen wollte, dankend abgelehnt. März 1902.

* * *

Reichsbauchweh in Sicht?

Es weht Diätenwind. Die Eiskruste um das Herz des Bundesrates beginnt zu schmelzen, nicht aus Liebeshitze, sondern weil die Bewilligungsmaschine geölt werden muß, wenn sie nicht demnächst ganz stille stehen soll. — Aber wenn mich nicht ganz betrügt mein Sinn, so möchte man mit diesem notgedrungenen Schmieröl eine tiefgreifende Reparatur der ganzen Maschine erkaufen. Man möchte die Altersgrenze für das aktive wie passive Wahlrecht hinaufsetzen und dergleichen mehr. Mit einem Worte: ein Bischen Rückdampf!

Herr Bundesrat, nehmt Euch in Acht, laßt die Maschine in Ruh und Ordnung, gießt Oel vom besten drauf, doch an das durch 35 Jahre Verfassungsfrieden erprobte Räderwerk rühret nicht! Volksentmündigung wollt Ihr? Denkt an Belgien!! April 1902.

* * *

Die angeblichen „Sünden des Jugendstils" spielen in den Debatten über moderne dekorative Kunst eine große Rolle; Einer versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß der Name der Münchener „Jugend" zuerst mißbraucht worden sei, um damit Auswüchse des modernen Stils zu kennzeichnen. Das ist nun einfach Quatsch, der im Interesse der kunstgeschichtlichen Wahrheit berichtigt werden muß. Das

Wort „Jugendstil“ ist im Jahre 1897 bei der Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig aufgekommen, der ersten, welche in überraschend glücklicher Weise neue Wege eingeschlagen. Schon im April jenes Jahres brachte die offizielle Ausstellungszeitung einen Aufsatz über den Einfluß der Münchener „Jugend auf die Bauten und die Dekorationsmalerei der Ausstellung; dieser Artikel ist auch im Berliner „Atelier“ 1897, Nr. 7, S. 7 abgedruckt.

August 1902.

* * *

In einer Kirche bei Berlin hat der protestantische Pfarrer einer Braut, welche gegen sein Verbot mit Myrten im Haar erschienen war, diesen Jungfernschmuck eigenhändig mit einem im Griff feststehendem Messer abgeschnitten. Und sie hat sich's gefallen lassen! Wir fassen unsere Entrüstung über diesen Doppel-Skandal in die Worte zusammen:

„Jungferntratz — Pfaffenhatz!“

November 1902.

* * *

Zum fliegenden Gerichtsstand.

Deutsche Presse, Du dummgutmütiger Köter,
Gerechtigkeit erwarteſt Du von Deinen Neidern und Feinden?
Verschaffe Dir Achtung, — nicht jedem Trottel
Diene als Sprungbrett des Ruhmes und Vorteils;
Deine Spalten verschließe den Namen und Schmerzen Jener,
Die Dich hassen, — dann wird's besser! April 1902.

* * *

„Der moralische Schwachsinn des Weibes“ ist dem „physiologischen“ gefolgt wie der Übel auf den Zwiebel. Eine Frau Kathinka v. Rosen in München bekennt sich als Schülerin des Herrn Dr. Paul Möbius in Leipzig.

Nur mit des letzteren Vorschlag, die Nonnenklöster in's unendliche zu vermehren, ist sie nicht einverstanden. Im Übrigen sausen die Keile sternhageldick auf die armen Weiblein nieder, während dem Manne — sogar einem Kneißl! — die größten Lumpereien zur Gloriole geraten. Seine „kleinen Abstecher in den Venusberg kann man dem Champagnerrausche vergleichen, der nach einer durchschlafenen Nacht verfliegt ...“ „Die Feministen vergessen in ihrem Freiheitswahnsinn, mit gesunden, geistig und sittlich (also doch) hochstehenden Frauen zu rechnen ...“

Da kennt sich der Teufel aus!

* * *

Wir bleiben wir!

Es geschehen Zeichen, aber keine Wunder. Nein, ganz und gar nicht, so mußte es kommen: der deutsche Idealismus in der Politik, von den herrschenden Klassen immer verachtet und oft verlacht, — wie sollte er dreißig Jahre nach der Gründung des Reiches in denselben Kreisen sich eines auch nur minimalen Ansehens erfreuen? Im Gegenteil, nachdem den gleichen Brüdern Zeit gegeben, sich unter den gleichen Kappen zu sammeln, sind wir von der Idealisierung des Lebens im Reiche weiter denn je entfernt. Nun geht der Betteltanz erst recht los, und wären wir eingepfercht in die Ställe der Feudalen oder der Schwarzen oder der Feuerroten, so könnten wir wirklich sagen: es ist eine Affenschande zu leben, und den ganzen deutschen Krimskrams soll der Teufel holen!

Aber Gottlob sind wir in diese undeutschen Ställe nicht eingepfercht; wir pfeifen was auf die Edelsten der Nation und ihre notleidenden Fideikommisse, auf den Zolltarif, auf

Das Wort „Sezession", d. h. soviel wie Begehung eigener Wege, kam in Kunstfragen zuerst durch den „Verein bildender Künstler Münchens" auf. Dieser Verein wurde i. J. 1892 gebildet, aber nicht, um irgend eine bestimmte, wohl gar extravagante Richtung in Schutz zu nehmen, sondern um regelmäßige internationale Jahresausstellungen zu veranstalten, wobei nicht sowohl Rücksichten auf die Mitglieder, als vielmehr auf die künstlerische Bedeutung der auszustellenden Werke genommen werden sollten. Es heißt wörtlich in dem Gründungs-Memorandum des neuen Vereins:

„Der Zweck unserer neuen Vereinigung ist der, eine thatkräftige, gesinnungstüchtige Gruppe von Künstlern aller Richtungen zu bilden, welche jährliche internationale Ausstellungen abhalten, und welche, absehend von persönlichen Vorteilen, sich rückhaltlos zu dem Prinzipe bekennen: Die repräsentativen Münchener Ausstellungen müssen Eliteausstellungen sein!"

Will man also den Begriff der künstlerischen Sezession für weitere Gebiete des Stiles und Geschmackes gebrauchen, so mißbrauche man ihn nicht! Was soll es heißen, wenn man auch nur auf dem Gebiete der bildenden Künste dem Worte die Deutung gibt, als ob damit das im schlimmen Sinne Problematische in der malerischen Farbenoptik gekennzeichnet werden dürfe! Die Leute, die solchen Unsinn produzieren, wissen noch nicht, daß man die farbigen Kontraste nach ihren physiologischen Werten malen muß, sie geben sich gar keine Mühe, ihren Unverstand zu korrigieren. Ei, so barzen Sie sich doch nicht so, meine Herrschaften, und bedienen Sie sich des Illusionsröhrchens, Sie werden dann von ganz alleine auf den richtigen Trichter kommen! Februar 1902.

* * *

uns in Angelegenheiten der Freiheit und des Patriotismus „über" sein soll.

Was Herr Maeterlinck neulich in Berlin vom deutschen Idealismus gesagt hat, das war ja auch recht schön und hat uns sehr wohlgethan, aber Deine letzten Reden, verehrter Bernhard, sind uns tausendmal lieber, da liegt was drin, das ist was für Nerven und Rückgrat, was für's deutsche Herz. Februar 1903.

* * *

Streckverse an die Unersättlichen.

(Zur Reichstagsdebatte vom 3. Febr. 1903)

Wie? Jesuitenklöster braucht Ihr? — —
Seid Ihr Euch noch nicht schwarz genug?
Schornsteinbewohner sind wir schon längst;
Nun wollt Ihr das letzte bischen Luftzug
Verstopfen und dem Himmelslichte wehren,
Daß es in unsere Küche dringe:
Gut, baut Euch abseits Euern eignen Schlot,
Zu schalten drin so schwarz, wie's Euch gefällt,
Auf einem Eiland im Bismarckarchipel zum Beispiel.
Doch unsern deutschen Schornstein müßt Ihr fegen,
Wollt Ihr Euch ferner noch erfreu'n
Des Benefiziums, drin zu wohnen.
Denn keine Lust verspüren wir Andern,
Euch zu Liebe uns räuchern zu lassen
Und zu ersticken in Euerm Gestank.
Also laß ab, so blöde zu schrei'n
Nach Helfern der Schwarzmacherei!
Thut Eure Pflicht:
Feget den Rauchfang und langweilt uns nicht
Mit Eurer Jesuitenbrunst. Anfang Februar 1903.

* * *

Stimmen aus dem Publikum.

Stiftsdame Baroneſſe X. (älterer Ordnung): Ich finde es geradezu frivol, den Fehltritt der Kronprinzeſſin Louiſe mit ihren geſegneten Umſtänden zu entſchuldigen.

Leutnant v. Y.: Waren Sie ſchon einmal in dieſen Umſtänden, gnädiges Fräulein?

Stiftsdame: Welche unartige Frage!

Leutnant: Aber dann können Sie ja gar nicht darüber urteilen. Ich glaube, daß ich in ſolchen Umſtänden zu den tollſten Streichen aufgelegt ſein würde, Fahnenflucht nicht ausgeſchloſſen.

Anfang Februar 1903.

* * *

„Seid furchtbar aber mehret Euch nicht!“ — Es iſt die Amazonendeviſe des modernen Yankeeweibchens, gegen die ſich kürzlich der ſehr vortreffliche Rooſevelt gewandt hat. Aber wie ich glaube vergeblich. Die Egoiſtinnen der Monroedoktrin ſind, was das Kinder kriegen anbelangt, unverbeſſerliche Altruiſtinnen, d. h. ſie überlaſſen das ſchmerzliche Geſchäft lieber anderen. In den „Checks“ ſind ſie ja Meiſterinnen, warum nicht auch in den präventiven Checks des Embryonenmordes? Für uns Deutſche iſt es ein ſchlechter Troſt, daß unſere Stammesſchweſtern in erſter Reihe dazu berufen ſind, die Gebärfaulheit der gackernden und ſchnatternden Yankeeweiber auszugleichen. Denn aus den kleinen Deutſchen werden ja doch bald engliſch redende Amerikaner. Ueberhaupt — das „Deutſchtum“ derer da drüben hinter dem großen Sumpf flößt mir keine abſonderlichen Sympathien ein. Sie ſind und bleiben, was ſie ſchon vor hundert Jahren waren — beſcheidene Handwerksburſchen, ſobald es ſich um das einzig praktiſche Ideal ihrer Nationalität, nämlich um die Mutterſprache handelt. Als nach dem Unabhängig-

keitskriege im Staate Pennsylvanien bei der Frage, ob künftig das Deutsche oder das Englische Staatssprache sein solle, Stimmengleichheit herrschte, da gab der Sprecher des Landtags, ein Deutscher, seine entscheidende Stimme für das Englische ab. Und das war ja wohl derselbe Peter Mühlenberg, der als Freund und Generalstabschef Washingtons eine große Rolle im Kriege gespielt hatte; derselbe Mann, der als deutscher Prediger in voller Kriegsrüstung auf der Kanzel von seiner Gemeinde Abschied genommen hatte. Was nützt uns im Auslande alle Bildung und Tüchtigkeit, wenn nicht der leidenschaftliche Wille besteht, der deutschen Sprache das ihr gebührende Ansehen zu wahren? Leider war auch der alte Fritz „so Einer", der zu dem obersten Kleinod deutscher Nation kein rechtes Zutrauen hatte; jedenfalls wäre sein Standbild nicht dazu angethan, unseren Landsleuten den nötigen Stolz auf die Muttersprache einzuschärfen.

Anfangs März 1903.

* * *

Jawohl — Gehirnerweichung!

Für Rom und alle Jene, die das römische über das deutsche Interesse, den Papst höher als das Vaterland, die geistige Knechtung höher als die Freiheit stellen, bedeutet die gesetzliche Zulassung der Jesuiten zehn gewonnene Schlachten; für alle übrigen dagegen ebenso viele schwere Niederlagen. Bei den Römlingen ist das Verlangen nach den Jesuiten höchste politische Weisheit, bei allen übrigen „Deutschen" dagegen ist die Nachgiebigkeit in dieser Frage das Zeichen beginnender Gehirnerweichung. Ich habe das schon einmal („Jugend" 1901, Nr. 37 S. 611) gesagt, aber man kann es nicht oft genug wiederholen. Die politische Gehirnerweichung beginnt, wenn der Mensch sich

auf allerwichtigſte Lehren der Geſchichte nicht mehr beſinnen und ſeine Handlungen nicht mehr danach einrichten kann. Wem das Wort „Gehirnerweichung“ zu ſtark iſt, der kann ſich mit „phyſiologiſchem Schwachſinn des Mannes“ begnügen; aber es darf dem Herrn Dr. Paul Möbius in Leipzig nicht unangenehm ſein, der bekanntlich ſeinen phyſiologiſchen Schwachſinn ausſchließlich für das dämliche Geſchlecht reſerviert hat, während doch der Schwachſinn der Mannsbilder (insbeſondere der Jeſuiten, der Mucker und der männlichen Waſchweiber aller Fraktionen) eine in jeder Beziehung belangreichere und gefährlichere Sache iſt.

Wenn ich an die Zeiten der Reichsgründung zurückdenke, meine ich heute einer wunderlichen Affenkomödie zu aſſiſtieren. Von der Vaterlandsverteidigung will ich nicht reden, da mag ja alles in beſter Ordnung ſein; aber ſonſt ſuchen wir vergebens nach einer ſtarken Hochwarte des deutſchen Idealismus — ſogar in Bayern muß es ſchwarz und ſchwärzer werden und ſomit reichsfeindlicher zugehen, weil ihm das proteſtantiſche Preußen mit ultramontanem Beiſpiel vorangeht. Wohin ſteuern wir? In dunſtiger Ferne ſehe ich die Türme von Canoſſa. April 1903.

* * *

Ach wie kurz iſt dieſes Leben!

Forſchen nach Wahrheit iſt Gottesdienſt. Auch der perſönlichſte Gott müßte (wie jeder Künſtler) doch mehr Freude an der Wertſchätzung ſeiner Werke, als an der Anbetung ſeiner Perſon haben. ——

Der Menſch lebt acht Tage abſtinent, um am neunten — ohne Schaden für Leib und Seele — einen temperierten Exzeß begehen zu können. ——

Wenn die Menſchen alt zur Liebe werden, laſſen ſie als Exzedenten ſich entweder in Roſenketten legen, oder ſie gehen in's Kloſter. Wir wars genug!

Alle Prozeſſe meiden zum Exzeſſe. Die ſchönſten ſind der „Zuhſchrei“ der werdenden Mutter und der erſte Durſt des Neugeborenen nach der Mutterbruſt. Beim Tode heißt es: exeat cum excessibus! Ende April 1903.

* * *

Liberales und klerikales Chriſtentum.

In Rom ſoll Kaiſer Wilhelm geſagt haben: „ohne Chriſtentum ſeien die Staaten unfehlbar dem Untergange geweiht.“

Es iſt bedauerlich, daß ſo große Worte aus ſo hohem Munde eine verwirrende Doppelſinnigkeit bergen. Wenn man an das freiheitliche und freigebige Chriſtentum denkt, das einem Jeden ſchon in dieſer Zeitlichkeit ſoweit möglich ein paradieſiſches Daſein gönnt, dann ſind wir mit dem Kaiſerworte einverſtanden; wir müßten es aber verwerfen, wenn damit die Knebelung der Geiſter durch klerikale Herrſchſucht gemeint wäre. Denn dieſes „Chriſtentum“ führt allerdings die Staaten dem Untergange zu, wenn nicht, wie beim weiland Kirchenſtaat, im rechten Moment die Morgenröte der Freiheit Erlöſung bringt. Anfang Mai 1903.

* * *

Daß die Leute, ja ſogar unſere Freunde und Feinde, uns für beſſer oder ſchlechter halten, als wir wirklich ſind, das iſt erklärlich und entſchuldbar; aber daß wir ſelber oft

nicht genau wissen, welches Maß von christlicher Nächstenliebe wir in diesem oder jenem Falle entfalten werden, daß wir manchmal erst kleinlich abwägen, um schließlich den Einflüsterungen des Egoismus zu erliegen, — das sollte uns zur Bescheidenheit und Milde in der Beurteilung unserer Mitmenschen stimmen.

Anfang Mai 1903.

* * *

„Hochverehrliche Festversammlung!

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, dem Regenten dieses Landes und dem Deutschen Kaiser eine Huldigung darzubringen. Aus den gehörten Vorträgen haben Sie entnommen, daß eine Huldigung für Bayerns Regenten, von uns heute dargebracht, beileibe kein bloß konventioneller Akt sein kann. Wir verehren in ihm nicht nur ein Muster fürstlicher Pflichterfüllung, sondern auch einen warmen und gerechten, ich möchte sagen konstitutionellen Freund der Presse, — ja noch mehr, den eigentlichen ersten Begründer der Pensionskasse deutscher Journalisten und Schriftsteller! Wenn ich, dem mir gewordenen Auftrag gemäß, in diese Huldigung auch unseren Kaiser einbeziehe, so thue ich es, indem ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß er in Zukunft auch den Soldaten der Feder, oder vielmehr den Invaliden der Feder, sein wohlwollendes Interesse und seinen mächtigen Einfluß widmen möge. Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent und Se. Majestät der Kaiser hoch! hoch! hoch!"

(Schlußwort am Delegiertentag des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftsteller-Vereine am 10. Juli 1903.)

* * *

Die Theaterzensur muß ich als groben Unfug bezeichnen, aber auch als eine in ihrer Motivierung durch und durch

verlogene Sache. Die Behörden hatten zur Rechtfertigung dieser Einrichtung nur vage Ausflüchte. Es ist doch eigentümlich, daß, wenn man die Redner bei Volksversammlungen, wo doch die Gefahr eines Radaus auf dem Präsentierteller liegt, nicht vorher fragt, was sie sagen wollen, daß man dann ein Theaterstück vorher untersuchen muß, ob es nicht eine irgendwie bedenkliche Stelle enthält. Aber diese Ueberwachung richtet sich gar nicht gegen das „Volk", sondern sie ist für die hohen Herrschaften, zunächst also für Besucher von Hoftheatern getroffen. Es soll vermieden werden, daß vielleicht das „Sittlichkeitsgefühl" irgend einer Prinzessin verletzt werden kann, es soll kein Herrscher eine freiheitliche Redensart von der Bühne her vernehmen; das ist ein beleidigendes Gängelband, und die Herrschaften, die da wie Kinder behandelt werden, fühlen vielleicht gar nicht die Beleidigung, die man ihnen anthut. Es ist eine Schmach und eine Schande eigentlich nur für die regierenden Kreise, daß die Theaterzensur heute noch fortbesteht.

(Aus einer Rede am Delegiertentag des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftsteller-Vereine am 10. Juli 1903.)

* * *

Einer Tochter in's Stammbuch.

Jeder Mensch hat neben seinem schlechteren Ich ein besseres. Die Aufgabe der Erziehung, namentlich der Selbsterziehung, ist es, das bessere Ich zu retten, zu verstärken, zum herrschenden heranzuarbeiten. Die fast unbeschränkte Gestaltungsfähigkeit unseres Seelenorgans gibt uns die Möglichkeit dazu; ja selbst unbotmäßige Instinkte können durch sieghafte Einsicht dauernd unterdrückt werden, und so beruhigend es ja für uns ist, über angeborene gute Eigenschaften zu verfügen, so können wir doch unsere größere Hoch-

achtung demjenigen nicht versagen, der durch unausgesetztes Nachdenken und durch Selbstbeherrschung allmählig das errungen hat, was dem andern als Gottesgeschenk in den Schoß gefallen war, — nämlich Güte, Rechtschaffenheit und innere Freiheit.

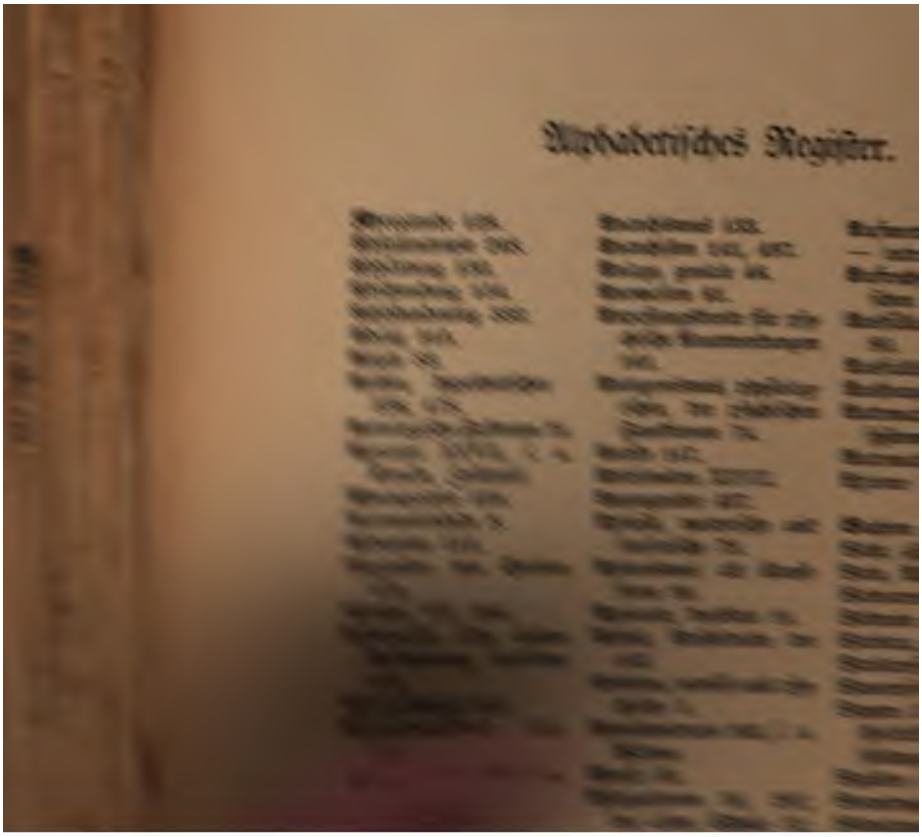
* * *

Pfaffenlose Religion.

Kosmische Freudentränen habe ich heute vergossen,
Da in der „Woche" ich las von telephotischen Bildern
Glitzernder Sternenhaufen in fernsten Weltallstiefen.
Endlich ist, was wir selig hoffend so lange ahnten,
Duldsamen Sternguckern zu erweisen gelungen: schrankenlos
Also erstreckt sich des gähnenden Weltraumes Lichtmeer,
Und unser Sonnensystem ist wie ein Sandkorn der Wüste.

„Freudentränen? Bist, alter Knaben, du verrückt geworden?
„Schmerzt dich des Menschen Verkleinerung nicht?
und gar Freudentränen?"
Doch, sie rannen mir plötzlich, und die Bewegung war Freude.
Jedesmal, wenn sich ein tieferes Wunder mir aufthut, dem ich
Dankbar und ehrfurchtsvoll in das göttliche Auge schauen darf,
Fühle ich's über mich kommen. Denn aller Rätsel Inbegriff
Nenne ich Gott, und Wege zu Gott sind mir Wege zur Freiheit.

November 1902.



„Belastung" XVII, 117, erbliche 85, 112, 126.
Benedikt, Moriz 39.
Beneke 18.
Berlin 169, 180.
Bernus, der Fall 453.
Beruf, geregelter 118.
Beschränktheit 66.
Bewegungen als Entlastungsgrund 125, des Menschen 466, epigenetische 111, innere und äußere 273, koordinierte 8, verborgene 478.
Bewußtsein 1, 6, 63, 94, 166.
Bewußtseins-Metaphysiker 1, -Schwelle 31.
Bewußtwerden, das 5, der Merksysteme 32.
Bienen 161.
Bilanz der Keimsysteme 249.
Bilder, neue 28, relativ richtige 314.
Bilderreichtum 148.
Binnensysteme 42.
Binswanger 77.
Biogen 268, 271, s. a. Eiweiß.
Bischoff, Th. v. 287.
Bismarck 87, 93, 151, 156, 175, 306, 311, 355, 357, 367, 381, 383, 389.
Bismarckfeier Münchens 357.
Bismarcksche Ueberlieferungen 497.
Blonde Seele 415.
Blonder Snob 412.
Böcklin 97, 321.
Bölsche, Wilhelm 146.
Bonaventura (Dominikaner) 418.
Bonn-Aventura 419.
Bouillaud 78.
Boxer 496, 498.
Bradsky, Oskar v. 466.
Braun (Wiesbaden) 515.
Brautkranz 525.
Bresci 133.
Briefbeschwerer, der Leib als 218, 256.
Broca 78.
Buchner, Hans 443.
Bülow, Reichskanzler 522, 527.
Buffon 56.
Bundesrat und Bismarck 360.
Bundestag 169.
Buren 440.
Burenblut und Britenblut 377.
Burenlehren 373.
Busch, Wilh. 97, 207.

Carnot 140.
Charakter, der 31.
—, zwiespältiger 38.
Charakterfehler 67.
Chauvinismus 292.
Chemie 148, 272.
Chemische Energie 242, — Prozesse 481, s. a. Eiweiß, Energiehunger ꝛc.
China 502.
Chinazug 380.
Chinesen 394.
Cholerabazillen 443.
Christentum 532.
Clausius XIX, 479.
Cölibat 420.
Collegium Germanicum 390.
Culmann, Professor 253.
Cyanverbindungen 269.
Czapski 447.
Czechen 328, s. a. Tschechen.
Czechische Begriffsspantscherei 515.
Czolgosz 509.
Dämonen 238.
Dämonisterei 119.
Darwin 112.
Decadente, das 160.
Defekt, psychischer 47, 60, 64.
Degenerationszeichen 121, 163.
Deinhard 173.
Delbrück 83.
Delirium 74.
Dementia paralytica 75, 78.
Denken, das 1, 95, das künstlerische 136, hysteroides 279, plastisches 455, 465.
Denkmaterial 64.
Denkorgan XX.
Denkzentren 299, 491.
Déroulède 493.
Determinismus VII, 154.
Deutsche, das, in Oesterreich 437.
Deutsche Gesinnung 294, 433, Kraftentfaltung 370, Mühle 426, Sprache, die 390, 530.
Deutschenhaß Roms 390, s. a. Czechen.
Deutschösterreich 507.
Deutscher Michel 174.
Deutsches Reich 347.
Dezentralisation 470.
Diätenwind 524.
Diplomatie 395.
Disposition 22, 30, systematische 25.
Dissipationen 479.
Disziplin, militärische 121.
Döllinger (Physiolog) 287.
Dornblüth 83.
Dragadrama 473.
Dualismus des Gehirn- und Rückenmarkbaues 45, des Zentralnervensystems 69.
Du Bois-Reymond 18, 147.
Duchenne 56.

Dedekind 482.
Dedekind'sen 384.
Demokrit 504, ſ. a. Schwachſinn.
Denis, Charles 438.

Eddington 81.
Ebner-Eſchenbach 437.
Ehrmann, Otto 209.
Einger 15, 412, 458.
Eduard, König von England 502.
Egoismus 68.
Eigenſchaften 47, ſ. a. Charakter ꝛc.
Eigenſinn der Muskelſyſteme 83.
Einheit von Ort, Zeit und Handlung 90.
Einſtellungsfunktionen, Aufgabe der 494.
Einteilung 258, 267, 268, ſchematiſch 271, tabell 271.
Einteilungsſchema 482.
Einteilungsverhandlungen 271, 491.
Ekſtaſe XII, 123, 247, 248, 249, 270.
Elaſtizität der Syſteme 53.
Elberfelder Jubiläumsbrunnen 540, 541.
Embryologie 261, 410.
Emminghaus 83.
Empfindlichkeit 139.
Empfindungen 462.
Energetik 222, 223.
Energetiſche Epigeneſis 164, 215, 217, 290.
Energetiſche Prozeſſe 5.
Energie VII, 218, deren Einheit 215, 222, geſundene und freie 225, Geſetz von deren Erhaltung 220, ihre Feſtſtellbarkeit 228, Formen 6, potentielle 225, ſyntaktiſche Verknüpfungsweiſen 219, 222.
Energieformen 57, Geſetz 477, -Hunger VII, IX, —, logiſcher XIV, Leben 109, Netter 178, Syſteme, „ſchwebende" (Bücherwurm) 263, -Träger 110, Wechſel 235, 236, Werte 2, -Zerſtreuung 236.
Engelmann 457.
Engländer 333, 377.
England 441.
Entartung 45, 112.
Entartungs-Pſychologie 448.
Entlaſtung 129, atmoſphäriſche 125, der ſinnlichen Phantaſie 316, ethiſche X, XIII, 106, 147, Erziehung zur 130, Statiſtik der ethiſchen 119.
Entlaſtungsfunktionen 129, 130, 131.
Entropie IX, XII, 99, 122, 144, 238, 239, 245, 246, 248, 253, 274, 479, 482.
Entropie-Maximum 250, -Begriff 233, der Kraftſyſteme 255, der Teile, abhängig von der äuß. Arbeit 243, -Geſetz 263, -Lehre XI, -Potentiale 240, Prinzip der kleinſten 248, pſychiſche 281.
Entropismus 482.
Entwärmung, abnormale 130.
Entwickelungsfälſchung 33.
Entwickelungsgeſchichte 258, 470.
Entwickelungsſyſteme 113.
Epigeneſis 78, 216, energetiſche X, 2—56, der Funktionen 8, der geiſtigen Funktionen 9, Forſchungsform derſelben bei Entwicklung 46, mole- und zellulargenetiſche 63.
Epigenetiſch Invalide und Wilde 62.
Epigenetiſche Energieformen 230.
Epilepſie 103.
Erdliche Belaſtung 61, 113, 118.
Erdliche Entlaſtung, ſ. Entlaſtung.
Erblindung 460.
Erfahrung 34, 457, 460, 462, klaſſiſche 73.
Erinnerungsfälſchungen 90.
Ernſt 19, 35, 58.
Experiment, pſychotechniſches 81.
Explorat 185.

Fallobſt, geſährliches 384.
Falſche Karten 388.
Farbenkontraſt 465.
Faulfrucht und Gerichtsmedizin 390.
Fehler des Standpunktes 250.
Feldtiſch 391.
Feminismus 286, 290.
Femur 252, 253.
Fernanaliſten des Lichtes 463.
Fernrohrſehen 456.
Feuchtersleben 84.
Feuerbeſtattung 515.
Fideikommiß 519.
Fiſchblut 481.
Fiſcher, Student 152.
Fitz Ihren 314.
Flaggenknopf 396.
Flechſig XI, 19, 67, 79, 287, 298.

Fliegender Gerichtsstand 525.
Flotte 441.
Flourens 77.
Folie communiquée 75.
Fomm 449.
Forel 19.
Formen, systematische 26.
„Formenschatz", der 320.
Forschungsidealismus 47.
Fortpflanzung XVI, 131, 244.
Frauenfrage 275, 287, 292.
Frauenrecht 292.
Frauenrechtlerinnen, s. Frauenfrage.
Freie XXIII.
Freiheit V, 355, 489, des Willens VII, innere XXIII, 141, F. ist Arbeit XXV, von Kunst und Wissenschaft 175.
Freiheitsgrade der Energie 228.
Freiheitsmoral XXI.
Freund (Redemptorist) 410.
Friedensfreunde 492.
Friedmann, M., 59, 63, 73, 74, 83.
Friedrich der Große 339.
Friedrich Wilhelm IV. 322, 388.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 310.
Fritzsch 78.
Fröhliche Wissenschaft 94.
Frömmelei 146.
Fuchsmühl 341.
Funktion F und S 124.
Funktionsvizegenese 7, 8, -Drang 11.

Gambetta 287.
Gebet 489.
Gebundene Energie 249.
Gedankenanarchie 133.
Gedankensünden 195.
Gedon 321.
Gefühle 487, jugendliche 487.
Gefühlstonus 33.
Gegenreformation 324, 403.
Gegnervernichtung 138.
Gehirnanatomie 76.
Gehirn, das jugendliche 34.
Gehirn, dessen Gesamtheit 77, kindliches 297.
Gehirnforschung, neueste 98.
Gehörsinn 471.
Geistige Entwicklung des Kindes 303.
Geistiges Gleichgewicht 113.
Gelber Weltschmerz 380.
Geniale, das 28, der 94, 102.
Genialität 160, 163, 469.
Gepanzerte Faust 196.
Germania 364.
Germania auf Reisen 422.
„Germania" (Berliner) 398.
Geschlechtsleben, Faktoren des 289.
Geschlechtsmerkmale, sekundäre 290.
Geschlechtstrieb 28, 471.
Gesichtssinn 453, 471, s. a. plastisches Sehen.
Gesundheit 328, 491.
Gesundheitsniveau 115.
Giftmühle 434.
Gilm, Hermann v. 437.
Gleichgewichtsentropie 52, 240.
Gleichgewichtssinn 54, 453.
Gleichgewichtszustände IX, XV, 241, psychische 266.
Gleichzeitigkeit psychischer Aktionen 34.
Glockengeläute 211.
Goethe 92, 135, 148, 155, 156, 159, 162, Ottilie v. 291.
Goethebund 88, 157, 173, 177, 185, 496, 503, Münchner 178.
Goethe-Philister 503.
Goltz 18, 78.
Goltz'scher Sinn 454.
Gott VIII, 536, s. a. Religion 2c.
Gottesdienst 531.
Gottesgnadentum 317.
Graetz, Leo XI.
Gretchenrecht 280.
Griesinger 77, 83.
Grillparzer 436, 437.
Gröber 174.
Größenwahn 72, 80, 139, 152, jugendlicher 120.
Großhirnrinde 277, s. a. Gehirn.
Großstadtkind, das 316.
Großstadtluft 126.
Grün, Anastasius 437.
Grützner, P. 54.
Grundaxiom, neuropathisches 71.
Grundgedächtnisse 10.
Gruppen von Merksystemen 34.
Gruppentonus 34.
Gudden 77.
Gute Stube, die 425.
Gutenberg u. Schwartz 394.

Haeckel 112.
Halbe Max 177.
Halluzinationen 462.
Hamiltonsches Prinzip 248.
Harmonie, prästabilierte 8, 35.
Hartley 18.
Hartmann, Ed. v. 1, 18, 63.
Hausarzt 301.
Heilverstand 126.

Heine 92.
Heine Th. Th. 209.
Heinrich, Prinz von Preußen 484.
Heinroth 77.
Helm 242.
Helmholtz 18, 107, 225, 238, 239, 448, 456, 461, 462, 463.
Hemmung 26.
Henle, Abgeordneter 518.
Herbart 18.
Herderkrankungen, pſychiſche 67.
Hering XI.
Hermann der Nichtcherusker 436.
Herrſcherpſychologie 317.
„Herr von Menſch" 121.
Hertz, Heinrich 4, 5, 225, 228, 444.
Herzſchlag 11.
Hetzkapläne 324.
Heuchelmord 508.
Hinterhauptslappen 460.
Hirngewicht 287.
Hitzig 78.
Hochkleinkunſt 203.
Hochmut 315.
Hochwähner, der 314, 319.
Hochwahn 315.
Höffding, H. 18.
Hörſelberg 153.
Hofbälle 194.
Hohenlohe 308.
Homoſexualität 41, 289.
Huet 464.
Hueppe 280.
Hufeland 84.
Hume 18.
Humor 149, 434.
Humoralpathologie 128.
Hungertheorie XIX.
Hygiene 438.
Hypertrophie 298.
Hypnoſe 39.
Hypochonder 79, 165.
Hypotheſen 265.
Hyſterie 75.

Ibſen 118, 136.
„Ich", primäres und ſekundäres 52.
Ichbewußtſein 2.
Ichgefühle 313.
Ichſyntheſe 50, 71.
Ichwahn 133.
Ideale des deutſchen Volkes 169.
Idealiſierung der Sinne XXI, 151, 289, 468.
Idealismus XX, biologiſcher XX, deutſcher 526.
Idealiſten 353, 355.
Ideen, fixe 42.
Ideenflucht 74.
Idiotismus 63, ſ. a. Schwachſinn.
Ignorabimus 147.
Illuſtrationskunſt 203.
Imitation 27.
Immunität 117, 130.
Imperialismus 292, 442.
Inbetriebſetzung 11, 68.
Individualiſierung 288.
Individuum, das 16, 290.
Infallibilität, päpſtliche 309.
Innere Freiheit XXIII, 319.
Innervationsenergie 2.
Inquiſition 174.
Inſtinkte 26, 161.
Intelligenz 460, 487.
Intenſität 242.
Interferenzen der Strahlenergie 479.
Internationaler Verkehr VIII, 517.
Ironie 149.
Irrenrecht 58.
Irreſein, tranſitoriſches 69, reuraſtheniſches 76.
Italiener 138, 403.
Jakobi 77.
James, W. 18.
Jeruſalem 424.
Jeſuiten 390, 398, 530.
Jeſuitendrunſt 528.
Jeſuitenfrage 401.
Jeſuitiſche Erziehung 323.
Johannistriebe 62, 165.
Jolly, Phyſiker 223.
Joſeph II. 507.
Journaliſten 435, 485, deutſche 533, 534.
Judas Iſchariot 415.
Jugend, Wille zur 487.
„Jugend" (Zeitſchrift) 150, 206.
Jugenderziehung 374.
„Jugendſtil" 520, 524.
Julius Cäſar 150.

Kaes 11.
Kämmerer 522.
Kaiſer 422, der, als Mitregent außerhalb Preußens 505, deutſcher 309, und das deutſche Volk 346—352.
Kaiſertum, volkstümliches 349.
Kalb, das goldene 518.
Kanäle 515.
Kant 77.
Kapazität 242, 479, ſ. a. Aether, Energiehunger, Wärme ꝛc.
Karl V. 322.
Kauſalitätsgeſetz 2, 456.
Keimbildung 481.
Keimenergie 258, 260.
Keimſyſteme 107, 229, 242, 255, 479 ſ. a. Syſteme, Entropie ꝛc.
Keller, Gottfried 503.
Kennzeichen, phyſiognomiſche 56, ſ. a. Degenerationszeichen.
Kind, ſeine geiſtige Entwicklung 303.
Kindergehirn 296.
Kindermann 310.

Kipling, Rudyard 440.
Klettergerüſt (Naturwiſſenſchaft) 475.
Klimt 436.
Kirche, die 319.
Kirchhoff 83.
Klaſſiker 157.
Kleinmeiſter 204.
Kleiſt, Heinrich 165.
Klinger, Max 157.
Klofac 515.
Knochenbildung 251.
Koagitationszentren 67.
Kobelkoff 119, 464.
Koch 83.
Köller, v. 485.
Kommandierender General 484.
König von Preußen, der 356, ſ. a. Kaiſer, Bayern ꝛc.
Königſein 316.
Koerber 398.
Kohlenbergwerke 334.
Konfeſſionelle Symbole 143.
Konfeſſionelle Thermometer 393.
Konjugationszellen 131.
Kontinguitäten 36, 53.
Konzentrationen 479.
Kraepelin 77, 81, 83, 122.
Krafft-Ebing 77, 83.
Kramarz 515.
Krankhaft 28, 120, 121.
Krankheiten, von der Natur angeſtellte Experimente 81.
Krapotkin 137, 142.
Krieg 493.
Kriſenüberwindung 130.
Kritik 201.
Kronprinzendünkel 319.
Kulturentropie 121, 266.
Kultusminiſter, der bayeriſche 494.
Kunſt 133, 151, 169.
Kunſtkanon 134.
Kunſt, moderne 472.
Kunſtmühle 432.
Kunſtpauſe 149.
Kunſtſtile 34.
Kunſtverſtändnis 320.
Künſtler, „Gedankenloſigkeit" der 468, moderne 468.

Labile Subſtanzen 114.
Labilitätsgrade 269.
Lamarck 112.
Lamprecht, Geſchichtsprofeſſor 438.
Landmann, v., Kultusminiſter 523.
Lauf Eva (Eſthin) 464.
Lebendes Eiweiß 268, 271.
Leben durch Wärme 239.
Lebensbedingungen, äußere 55.
Lebenshaltung 46, 67.
Lebensperiode 24.
Lebensſyſtem 164.
Lehmann, A. 56.
Lehre, Lehrer 519.
Lehrer, die mecklenburgiſchen 501.
Leibl 97.
Lenau 437.
Lenbach 321.
Lex Heinze 168, 173, 402.
Lex Heinzemännchen 509.
Lex Tartuffe 192.
Lichtelektrizität 443.
Lichtperſpektive 463.
Lichttherapie 446.
Liebe 491, ſ. a. Geſchlechtstrieb.
Lieber 388, 418.
Lipps 18.
Literatur 133.
Lobenhoffer, v. 512.
Lokaliſation 67, 68, 96, 470, 480, der Gehirnfunktionen 78.
Löwenfeld 42.
Lombroſismus 94.
Lombroſo 45, 112, 139, 160.
Lorenz, Max 409.
„Los von Oeſterreich" 516.
„Los von Rom"-Bewegung 398, 408.
Ludwig II. 306, Brief an eine Freundin 311, ein Hochwähner 313, ein Ueberwahnmenſch 313, ſeine Alpenliebe 318, ſeine Beziehungen zu Wagner und Hohenlohe 308, ſeine Erziehung 316, ſein Kunſtſchaffen 321, ſeine Politik 321.
Ludwig XIV. 310.
Lueger 506.
Luftlicht 463.
Luftperſpektive 463.
Luitpold, Prinzregent 325, 326—331.
Luſtmord der Kritik 201.
Luſtſyſteme 30.
Luther 151, 156.

Mach, Ernſt X, 233.
Mac Kinley 509.
Maeterlinck 528.
Mammonismus 518.
Männer, ihr Schwachſinn 279, 284, ihre Ueberlegenheit 288.
Männliche Geſinnung 328.
Majeſtätsbeleidigungen 427.
Malaventura 418.
Manie 75.
Mann, ſ. Männer.
Mannszucht 327, 375.
Marcusturm, der 211.
Maria Stuart 316.
Marienverehrung 410.
Markomannen 328.
Maſchinen 249, 259, 482.

Maßengesetz 220, 221, 477; s. a. Energie.
Materielle Systeme VII, 164, 477.
Mathematik 267, 475.
Maudsley 56.
Mauergeist 146.
Max Joseph I. 324.
Mayer, Robert 107, 215, 233.
Mechanik, systematische 30.
Melancholie, passive 74.
Melk, Abt von, 506.
Menschenstolz XXX.
Menschenwürde 136.
Menschheitsentropie 264.
Merkfubstanz 10.
Merksysteme XI, 10, 13, 17, 79, 265, 480, abstrakte 16, Automatisierung 33, Bewußtwerden 32, dissoziative 39, Eigensinn 43, erbliche 11, Erblichkeit 11, 24, 122, geniale 27, Gruppen davon 34, intrakortikale 68, meine Lehre von den 84, Pathologie 57—85, 315, psychische 19, Reichtum 52, relativ richtige 314, Reproduktion 32, 35, sexuelle 40, Soll und Haben 49.
Metaphysik des Unbewußten 1.
Metazentrum 396.
Meteorologische Einflüsse 211.
Metternich 351, 383.
Meuchelmord 508.
Meynert, Th. 18, 52, 77, 78, 83.
Michel, der ewige 363.
Mikropoesie 148.
Milch, lebende und tote 271.
Milieu 55.
Mill, James 18.
Mißhandlung 55.
Mißtrauen 317.
Möbius, P. J. 281, 286, 288, 468, 525.
Moderne 135, 142.
Modernität 133, 141, 142.
Modernste Forschung 148.
Moltke 93.
Mommsens Traum 188.
Montaigne 150.
Monumentalbrunnen 509.
Moral insanity 75.
Moralsynthese 47.
Mord, anarchistischer 139.
Mordinstinkte und -Motive 138.
Morel 112.
Morphische Differenzierungen 260.
Muckerthal 509.
Müller, F. C. 83.
Müller, Johannes 8, 18.
München 311.
Münchens Protest 168.
Münsterberg 18, 81.
Munk 19, 78.
Muskelsinn 455.
Muskeltonus 34.
Muskelbewegungen 57.
Muther, Richard 199.
Muttermilch 271.
Muttersprache 89, 92, 150, 294, 390, 437, 529.
Mythologie 136.

Nachaußenspiegelungen 451, 459.
Nasse 77.
Natürlichkeit 149.
Naturgesetzlichkeit XIX.
Naturmensch 126.
Naturwissenschaften VI, 143, 145, 147, 475.
Nebenseelen 470.
Neovitalismus X.
Nervenkörper 15, 30.
Nervosität 85, 298.
Neubildungen, tösartige 130.
Neumann 83.
Nietzsche, Friedrich, als Phänomen 86, seine Kunst 88, als Mehrer unserer Sprache 89, als Deutscher 92, das Geniale bei ihm 92, sein Uebermenschentum 98, sein Gehirn 101, Sehstörungen 103, das Pathologische 104—136, 142.
Nietzscheana 86—105.
Nietzsche-Lektüre 95.
Nihilisten 140.
Non possumus 145.
Normalpsychologie 60, 82, 83.
Nothnagel 77, 83.
„Nous autres artistes" 151.
Nutzentropie 248.

Ochs, Siegfried 523.
Oekonomie, systematische 54.
Oesterreich 367, 516.
Oesterreich, die Deutschen in 493.
Oesterreicher 436, 466.
Ohrlabyrinth 454.
Ohrmuschel 123.
Olbrich 436.
Olympier 165.
Ontogenesis 257.
Optische Gedanken 472.
Ordnung 137.
Organerkrankungen 314.
Organerregungen 40.
Organisches Leben 481, s. a. Energiehunger, Gleichgewichtzustände.
Orientierung im Raume 451, 458.
Oswald 242.
Otolithenapparate 54.

Papst 309, s. a. Infallibilität.
§ 175 289.
Parallelsynthesen 48.
Paralyse 9, 76.
Paralytiker 63, 80.
Paranoia 69, 76.
Parlamentarismus 438.
Pathologie 149, 166, der Merksysteme 56.
Patriotismus 427, 432, der Frau 293.
Perlenschnüre der Merksysteme 36.
Perpetuum mobile 164.
Persönlichkeit 52, 73, 80.
Perversität, sexuelle 40.
Pessimismus 152, 159, 468.
Pettenkofer 443, 504.
Pfähle im Fleisch 406.
Pfaffenlose Religion 535.
Pfalz 310.
Pfeffer 458.
Pflanzenzelle XVI.
Pflicht 491.
Pflichtsysteme 30.
Phantasie 316, 487.
Philosophie der Gesundheit 153.
Photographie 444.
Phototaxis 458.
Physik 148.
Physikalische Denkweise XI.
Physikalische Kräfte 272.
Physiognomie 26.
Physiologie 148, 247.
Physiologischer Schwachsinn 281.
Placetum regium 324.
Plastisches Denken 465.
Plastisches Sehen XI, 447, 451, 461, 476.
Plastische Spiegelungen 451.
Plethysmograph 56.
Poesie 145, 147.
Poetischer Idealismus 148.
Potentiale 1.
Presse, die 351, 435, 485, Verstaatlichung der 340, deutsche 525.
Preßfreiheit 330, 336.
Preußen, die 328, s. a. König von Preußen.
Preyer, W. 51.
Prinzregent von Bayern 533.
Problematische Naturen 38.
Propaganda, anarchistische 140.
Prozesse, bioplastische 271, elementare psychische 63, katabiotische 271, umkehrbare 266.
Psychiater 72.
Psychiatrie 75, 76, 78, 81, 84.
Psychische Entropie 165, 264, Störungen 480.
Psychologie 81, 148, physiologische 149, spekulative 76 s. a. Normalpsychologie.
Psychologische Statistik 288.
Psychopathische, das 315.
Psychopathische Charaktere 166.
Psychose 63, 112.
Publikum, das 343.

Quantität, die, der störenden Einflüsse 84.
Quantitätsgesetz, neurologisches 73.

Raabe, Wilhelm 522.
Raimund 437.
Rami, Gastulus 120.
Ranke 93.
Rasseninstinkt 413.
Ratlosigkeit 80.
Raubsysteme 45.
Raubtiere 55, 66.
Raubtierinstinkt 121.
Raumbegriff 457.
Raumorientierung 458.
Raumsinn 456.
Reaktionäre Bauchtänze 518.
Reaktionen räumliche 458.
Rechte 491.
Reichsfreundlichkeit 169.
Reichtum an Merksystemen 52.
Reflexbogen 16.
Reflexe, primitive 11.
Regressionsgesetz s. Ribot.
Reichstag und Bismarck 360, s. a. Parlamentarismus.
Reichsverdrossenheit 353.
Relief-Standfernrohr 147.
Religiöse Kunst 149.
Religion XX.
Reproduktion 9, bewußte 36, der Merksysteme 32.
Republikanische Natur des deutschen Reichs 353, 355.
Reservatrechte, bayrische 309.
Reservatrecht in Gefahr! 392, 393.
Reusesysteme 42.
Rhachitis 117, 251.
Ribot 18, 56, sein Regressionsgesetz 10.
Richtungsbestimmung 458.
Riehl, Alois 93.
Roeren 170, 174.
Rom und das Deutsche 388.
Romanes 19.
Romantik 150.
Romgefahr 306.
Romseuche 438.
Roosevelt 486, 529.
Rosegger 437.
Rosen, Kathinka v. 525.
Roux 19.

Rückbildung 9.
Rückständige Parteien 143.
Rückständigkeit 141.
Rüdinger 287.
Rumpfmenschen 464.

Saar, Ferd. v. 437.
Sachs 44.
Säuglingsernährung 251.
Salgó 83.
Sanguiniker 166.
Samentierchen 481.
Satire 432, 434, 485.
Satisfaktionsfähigkeit 387.
Sauſewahn, der 466.
Schädelkapſel 100.
Schädigung 115, 116, 117.
Schäffle 518.
Schattenſyſteme 37, 38.
Scheiterhaufen 175.
Schichtzeit 332.
Schiller 135, 167, 366.
Schirmer, Ph. 460.
Schluß, der, von ſich auf Andere 29, 48.
Schönheit 255.
Schöpfung (Haydns) 523.
Scholz 83.
Schonung 116.
Schonzeit 116, 118.
Schopenhauer 92.
Schorlemer-Alſt, v. 517.
Schorſch 428.
Schrenck-Notzing, v. 39.
Schüle 83.
Schulärzte 60, 302.
Schulhygiene 296.
Schulmappe, die erſte 295.
Schulzwang 301.
Schutzzöllner XXVII, ſ. a. Zolltarif.
Schwachſinn 65, 281, 283, Definition 66, des Mannes 279, moraliſcher nes Weibes 525.
Schwachſinnigkeiten, männliche 286.
Schwarzer Pfaff 412.
Schwarz-Rot-Gold 366.
Schwarz-Weiß-Rot 499.
Sechſter Sinn 55.
Second life 39.
Seeck, Otto 520.
Seelenbinnenleben 39.
Seelenbuch d. Kindes 303.
Seelengeſundheitslehre 84.
Seelenheilkunde 76.
Seelenſtörungen 77.
Seelenvermögen 47, 77.
Seeräuber-Größenwahn 440.
Sehſtörungen 103.
Sekundäre Geſchlechtsmerkmale 290.
Selbſtachtung 66.
Selbſtbeherrſchung 43.
Selbſtbewußtſein 51.
Selbſterziehung 534.
Selbſtmord 47.
Selbſtregeneration 111.
Selbſtreinigung der Flüſſe 443.
Selbſtſchutz der Zelle XVII.
Senſomobilität 35.
Serben 473.
Sexualität, konträre 40.
Sezeſſionslyrik 520.
Shakeſpeare 148, 512.
Sich ausleben XXI.
Sigl Dr. 499.
Sinne, Idealiſierung der 468.
Sinnesfunktionen, ſpezifiſche 451.
Sinnestäuſchungen 462.
Sinnliche Triebe 487.
Skizze, die künſtleriſche 91.
Slaven 399.
Snell 77.
Soldat 2. Klaſſe 484.
Soll und Haben unſerer Merkſyſteme 49.
Sonderbarkeiten, pſychiſche 122.
Sozialdemokratie XXVII, 401.
Spencer 18.
Spermatozoën 261, 481.
Spezifiſch Menſchliche, das 26.
Spiegelungen, plaſtiſche 451.
Spinoza 434.
Sportliche Beſtrebungen 466.
Sprache, artikulierte 78.
Sprachkunſt 88.
Sprachſtörungen, ſyſtematiſche 44.
Sprachzentrum 78.
Spucken 427.
Statiſtik der großen Zahlen 288.
Steigerung, potentielle 53.
Stein, Ludwig 133, 143.
Stereoſkop 448, 461.
Stifter, Adalbert 436, 437.
Stigmata hereditatis 121.
Stöcker 174, 175.
St. Pölten 506.
Stoffwechſelerkrankungen 76.
Stöchiometrie 479.
Störungen 60.
Störung, ſyſtematiſche 58.
Strafrechtliche Praxis 58.
Strahlenenergie 479.
Strauß, Joh. 97.
Stützenorgien 250.
Stumpf 18, 465.
Stupor 74.
Subjektivität unſerer Empfindungen 222.
Suchſyſteme 36.
Sudermann 173, 181.
Sühneprinz 502.
Sueton 150.
Suggeſtion 38, 70.
Summation von Ausfällen 78.
Suttner, Bertha v. 492.
Swedenborg XI.

Symptomatologie 62.
Symptome, verſchiedene 75.
Synopſien 35.
Syntheſen, ſyſtematiſche 46.
Syſtem, das 12, 45, adiabatiſches 237, 479, materielles 470, ſ. a. Merkſyſteme.
Syſtematiſche, das 28.
Syſteme 12, 45, abſtrakte 12, 45, 53, materielle 84, 222, 228, 229, 237, 249, 250, verſchleierte 26, ſ. a. Keimſyſteme, materielle Syſteme.
Syſtemfehler 67.
Syſtemzwang IX, periodiſcher 99.

Taine 18.
Takt, ſozialer 48.
Talente, ſpezifiſche 471.
Tannhäuſer 153.
Tektonik, entropiſche 269.
Teleologie 231, 482.
Teleologiſche Rezepte 470.
Teleſtereoſkop 448.
Temperament 30, zwieſpältige 38.
Temperatur 240, ſ. a. Wärme.
Temperaturbreiten 481.
Tertiäre Merkmale 290.
Thatſachen, pſychiſche 17.
Theaterzenſur 196, 533.
Theodora 474.
Thermometer 392.
Tiere, niedrigſte 16.
Tieriſche Natur des Menſchen 290.
Tierprotoplasma IX.
Tierpſychologie 161.
Tod XIV, XIX, 262.
Toleranz 143.
Tolſtoi, Leo XXVIII, 137, 142, 492.
Tonus 465, der plaſtiſchen Spiegelung 459, einleitender 53, ſyſtematiſcher 34.
„trans“ XIX.
Trauerſyſteme 42.
Traum 39, 40.
Traumbefriedigung, ſexuelle 40.
Traumſyſteme 37.
Treitſchke 93.
Trieb 26.
Triebe, menſchliche 22.
Triebleben 22, 300.
Tritonen 510.
Tropie 247, 248.
Tropiekurven 256.
Trugbilder der Sinne 462.
Tſchechen 501, 507, ſ. a. Czechen, czechiſch.
Turnvereine 496.

Uebermenſchentum 87, 136.
Ueberwinde das Weib 511.
Ultramontan XXVII, 410.
Ultramontane Embryologie 409.
Ultramontanismus 324, in Bayern 309, 344.
Umberto 140.
Umbringen 138.
Umkehrbare Prozeſſe 266.
Unberechenbarkeit des Genies 157.
Unfehlbarkeit 389.
Ungeordnete Bewegungen 238, ſ. a. Wärme.
Unluſtſyſteme 30.
Unterthanen 347, 354.
Urteilsfähigkeit, deren Herabſetzung 70.
Urteilsprozeſſe 70.

Variabilität 85, der nervöſen Kombinationen 28.
Variation, normale 85.
Vaterländiſche Geſinnung 293.
Venusberg 153.
Verbände, funktionelle 73, höhere ſyſtematiſche 64.
Vererbung 112, ihre entlaſtende Tendenz 116.
Vergleiche 108.
Verrücktheiten, normale 69, primäre 80.
Verſchiedenheiten, quantitative 59.
Verſeuchung, homonyme 116.
Vervollkommnung 163.
Verwirrung, ſyſtematiſche 54.
Verworn 457, 458.
Viergenerationentheorie 112.
Vierte Dimenſion 476.
Voelkl 507.
Vogelſchießen 108.
Vollmar, v. 169.
Volney XXII.
Vorausſetzungsloſigkeit VI des Urteils 487.
Vorurteil, makroſkopiſches 156.
Vorurteilsfreiheit 141.

Wachstumsbewegungen 61, 243, 246, 480.
Wärme 211, 233, 234, 235, 239, 242, 270, 479, 480, 482, iſt Arbeit 212.
Wärmebildung 273.
Wärmeentropie 235, 239, 481.
Wärmelehre 234.
Wagner, Richard 97, 306, 308, 317.
Wahn 313, edler 71.
Wahnideen 70, 72.
Wahrnehmung 462, innere 166.

Wahrnehmungsformen 39.
Wartburgrestaurierung 321.
Wasserflasche 233.
Weber, Lehrer 519.
Wechsel in der Reproduktion der Merksysteme 35.
Weibliches Gehirn 275.
Weisman 19, 112, 494.
Wellenlängen d. Lichts 444.
Weltäther 478.
Weltentropie 237.
Welterkennen XVIII.
Weltraum 478.
Wernicke XI, 19, 57, 67, 72, 77, 78, 79, 80, 83.
Wesenheit, energetische 55.
Westphal 77.
Wetterhart! 315.
Wiedererkennungsakte 33.
Wildenbruch 201.
Wilhelm I. 310.
Wilhelm II. 142, 346, 484, 489.
Wille zur Freiheit VII.
Wille zur Jugend XXI.
Willensfreiheit VII.
Wimmelwärme 273, 480, s. a. Wärme.
Wir bleiben wir! 526.
Wirkungsweisen 272, spezifische 216, s. a. Energie.
Wissenschaft 169.
Wittelsbacher 324.
Wlassak 54.
Wolff, Christian 18.
Wolff, Jul. 253.
Wundt, Wilh. 2, 18, 81.

Zahnschmelz 254.
Zeiß, Karl 447.
Zeißsche Werkstätte 449.
Zelle XV, 128, 129, Aufbau der 269, s. a. Entlastung.
Zentrum 396, 416, s. a. Ultramontan.
Ziehen 19, 81, 83.
Zentralnervensystem 9, 57.
Zerstreutheit 44, 74, 301.
Zollstänkereien 517.
Zolltarifliches 507.
Zorn 44.
Zuchthäuser 154.
Zurechnungsfähigkeit, verminderte 154.
Zwangsvorstellungen, musikalische 42.
Zweite Persönlichkeit 38.
Zwiespältige Charaktere 38.

Berichtigung:

Seite 46 Zeile 2 von oben lies Präzisionsinstrument.

Druck von Knorr & Hirth in München, G. m. b. H.

AC 35 .H52 1903 C.1
Wege zur Freiheit /
Stanford University Libraries
3 6105 039 533 224

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305